DIETMAR WILLOWEIT (Hg.)



DENKER, FORSCHER UND ENTDECKER

Eine Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in historischen Portraits

C.H.BECK

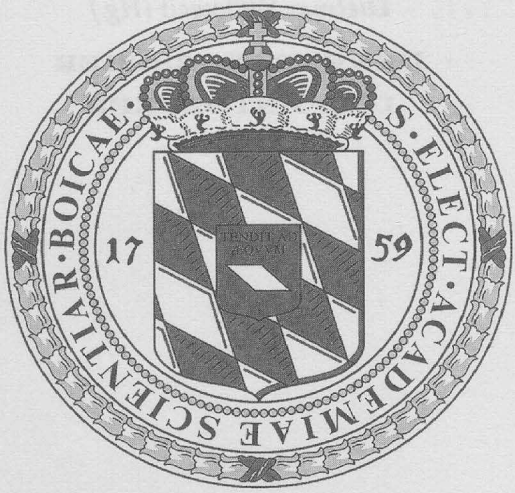
Die Bayerische Akademie der Wissenschaften wurde 1759 von Kurfürst Maximilian III. Joseph gegründet, der ihr die Aufgabe übertrug, «alle Sachen mit Ausnahme der Glaubenssachen und politischen Streitigkeiten ... zu Gegenständen der Untersuchung zu nehmen». Was einst «zu Nutz und Ehr» des Landesfürsten begonnen wurde, präsentiert sich heute als weitgefächerte, sowohl kulturbewahrende wie in die Zukunft wirkende Forschungseinrichtung.

Der vorliegende Band bietet anhand von 22 Portraits wirkungsmächtiger Wissenschaftler aus drei Jahrhunderten einen eindrucksvollen Überblick über wichtige Weg- und Wendemarken der Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Zu den herausragenden Gestalten der Geistes- und Naturwissenschaften, die das Profil der Akademie prägten und die in diesem Werk gewürdigt werden, gehören unter anderem der leidenschaftlich für die Gründung der Akademie eintretende *Johann Georg von Lori* (1723–1787), der bedeutende Vertreter des deutschen Idealismus *Friedrich Wilhelm von Schelling* (1775–1854), der Wegbereiter der Agro- und Lebensmittelchemie *Justus von Liebig* (1803–1873), der aufgeklärte Theologe und Vordenker der Ökumene *Ignaz von Döllinger* (1799–1890), der für seine Darstellung Roms im Mittelalter bis heute unvergessene Historiker und Literat *Ferdinand Gregorovius* (1821–1891), das einzige weibliche Ehrenmitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, *Prinzessin Therese von Bayern* (1850–1925), der große Rechtshistoriker *Leopold Wenger* (1874–1953) sowie der Physiker und Pionier der Tieftemperaturforschung *Walther Meißner* (1882–1974).

VERLAG C.H.BECK München
www.beck.de

Dietmar Willoweit (Hg.)

Denker, Forscher und Entdecker


S·ELECT·ACADEMIAE SCIENTIAR·BOICAE·
17
59
TENDIT AD
ÆQVVM

Denker, Forscher und Entdecker

Eine Geschichte
der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in historischen Portraits

herausgegeben von
Dietmar Willoweit
unter Mitarbeit von Ellen Latzin

Verlag C. H. Beck München

Mit 22 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2009
Satz: ottomedien, Darmstadt
Druck und Bindung: fgb · freiburger graphische betriebe, Freiburg
Gedruckt auf alterungsbeständigem, säurefreiem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 58511 1
www.beck.de

VORWORT

Akademiegeschichte ist Wissenschaftsgeschichte. Die Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften seit ihrer Gründung vor 250 Jahren spiegelt daher nicht nur ihre Entwicklungsstufen, sondern auch die allmähliche Professionalisierung der Wissenschaften wie in einem Prisma wider. Dieser Prozess lässt sich am eindrucksvollsten an den Lebensläufen hervorragender Gelehrter ablesen, die an der Akademie wirkten und in unterschiedlicher Weise sowohl zur Geschichte ihrer jeweiligen Wissenschaft wie auch zur Geschichte der Akademie beigetragen haben. In diesen Lebensgeschichten sind alle Epochen der neueren Geschichte mit ihren charakteristischen Licht- und Schattenseiten vertreten: die Errichtung der Akademie im Zeitalter der Aufklärung, ihre Verstaatlichung durch Max I. Joseph, die Wissenschaftsförderung durch Maximilian II., die Verselbständigung der wissenschaftlichen Disziplinen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die kritische Situation unter der NS-Diktatur, die Wiederaufbauphase bis zum Akademiejubiläum von 1959.

Fast alle Autorinnen und Autoren des vorliegenden Bandes sind Mitglieder der Akademie oder ihr aus anderen Gründen besonders verbunden. So mögen die Portraits des vorliegenden Bandes auch unser heutiges Verständnis der Akademiegeschichte bezeugen. Ich danke allen Autoren für ihre Mitarbeit, Frau Dr. Ellen Latzin für die sorgfältige Betreuung der Beiträge neben ihrer täglichen Arbeit als Pressereferentin und Herrn Dr. Stefan von der Lahr im Verlag für die wiederum gute Zusammenarbeit.

Prof. Dr. iur. Dietmar Willoweit

Inhalt

Dietmar Willoweit
Johann Georg von Lori (1723–1787)
Aufbruch in die Welt des Wissens:
die Anfänge der Bayerischen Akademie
der Wissenschaften
– 1 –

Monika Stoermer
Adolf Heinrich Friedrich von
Schlichtegroll (1765–1822)
Erster Generalsekretär der Bayerischen Akademie
der Wissenschaften
– 19 –

Anthony Rowley
Johann Andreas Schmeller (1785–1852)
Der Sprachforscher Bayerns
– 39 –

Paul Ziche
Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775–1854)
Philosoph, Akademievorstand, Wissenschaftspolitiker
– 53 –

Markus Riederer
Carl Friedrich Philipp von Martius (1794–1868)
Ein bayerischer Tropenforscher des 19. Jahrhunderts
– 69 –

Heinrich Nöth
JUSTUS VON LIEBIG (1803–1873)
Weltberühmter Chemiker und Vorstand
der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
– 87 –

Heinrich Soffel und Reinhold Häfner
JOHANN VON LAMONT (1805–1879)
Erforschung des Himmels und der Erde
– 107 –

Dietrich Herm
FRANZ VON KOBELL (1803–1882)
Brückenschlag von der Naturwissenschaft
zu Geisteswissenschaft und Kunst
– 121 –

Horst Fuhrmann
IGNAZ VON DÖLLINGER (1799–1890)
Ein exkommunizierter Theologe als Akademiepräsident
– 131 –

Arnold Esch
FERDINAND GREGOROVIUS (1821–1891)
Ewiges Rom: Stadtgeschichte als Weltgeschichte
– 149 –

Klaus Schnädelbach
CARL MAXIMILIAN VON BAUERNFEIND (1818–1894)
Geodät und Gründungsdirektor
der Technischen Hochschule München
– 163 –

Peter Landau
KONRAD MAURER (1823–1902)
Der Rechtshistoriker Islands und Norwegens
– 177 –

Sylvia Krauss
Prinzessin Therese von Bayern (1850–1925)
Einziges weibliches Ehrenmitglied
der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
– 189 –

Gottfried Landwehr
Wilhelm Wien (1864–1928)
Wegbereiter der modernen Physik
– 205 –

Knut Borchardt
Lujo Brentano (1844–1931)
Nationalökonom und Wirtschaftshistoriker
– 221 –

Thomas O. Höllmann
Lucian Scherman (1864–1946)
Verfemt, verfolgt, vergessen
– 235 –

Roland Z. Bulirsch
Constantin Carathéodory (1873–1950)
Griechenland in München
– 251 –

Dieter Nörr
Leopold Wenger (1874–1953)
Rechtshistoriker, Altertumswissenschaftler
und Akademiepräsident 1932–1935
– 269 –

Winfried Schulze
Karl Alexander von Müller (1882–1964)
Historiker, Syndikus und Akademiepräsident
im «Dritten Reich»
– 281 –

Martin Hose
FRANZ DÖLGER (1891–1968)
Ein Leben für die byzantinische Diplomatik
– 307 –

Brigitte Röthlein
WALTHER MEISSNER (1882–1974)
Pionier der Tieftemperaturforschung
und Präsident des Wiederaufbaus
– 323 –

Horst Fuhrmann
FRIEDRICH BAETHGEN (1890–1972)
Besinnung und Neuanfang
– 337 –

ANHANG

Anmerkungen
– 359 –

Autorinnen und Autoren
– 399 –

Bildnachweis
– 405 –

Johann Georg von Lori (1723–1787)

Aufbruch in die Welt des Wissens: die Anfänge der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Dietmar Willoweit

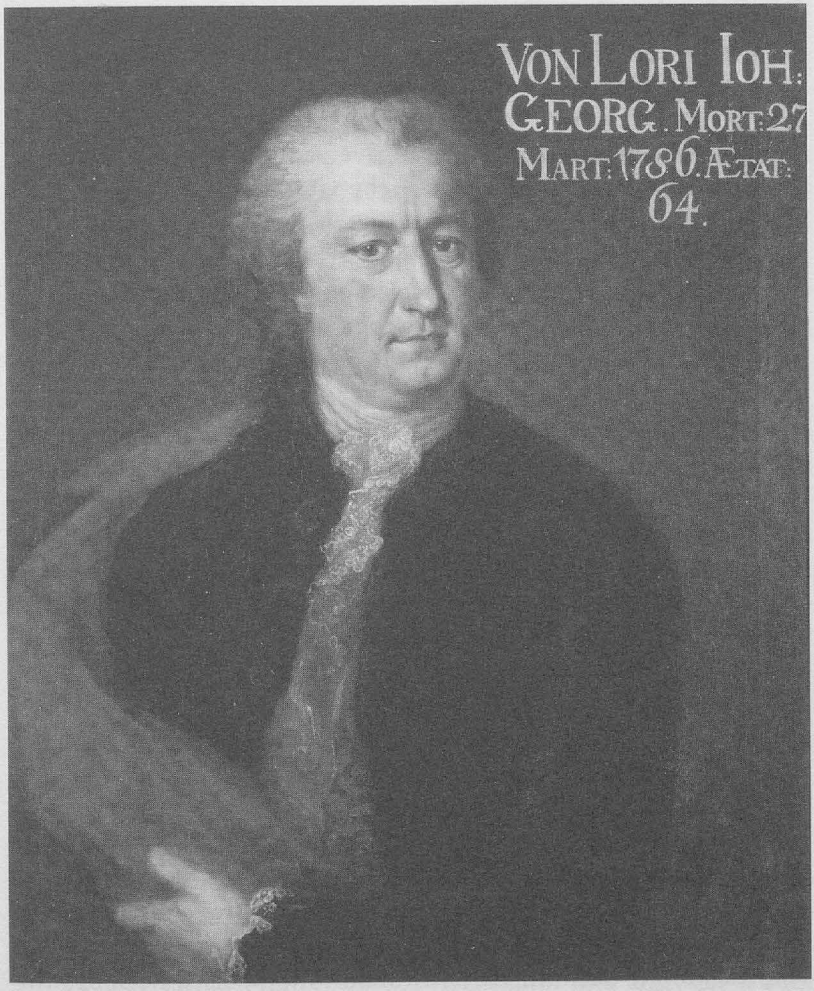
Von der «Bayerischen Gesellschaft» zur Bayerischen Akademie

Am 12. Oktober 1758 trafen sich in der Münchner Wohnung des kurfürstlichen Münz- und Bergrats Dominicus von Linprun (1714–1787), gelegen im Hause Burggasse Nr. 5, drei hohe bayerische Beamte: außer dem Wohnungsinhaber der Hof- und Bergrat Johann Georg Lori und der Hofkammer- und Kommerzienrat Franz Xaver von Stubenrauch (1718–1793). Zwei weitere zu diesem Treffen geladene Persönlichkeiten, der Mathematikprofessor am kurfürstlichen Kadettenhaus Johann Georg Stigler (1730–1761) und der herzogliche Hofkaplan und Benefiziat am Stift Unserer lieben Frau Johann Wagenegger (1726–1789), waren verhindert.[1] Man gab zu Protokoll, schon 1722 habe «*eine Gesellschaft für das Aufnehmen der Gelehrsamkeit in Bayern eifernder Personen den Entschluß gefasst, durch in Drucklegung des Parnassi Boici die Neuigkeiten aus der gelehrten Welt zu verkünden, um hierdurch denen im Verborgenen liegenden guten Köpfen zu Bearbeitung aller Wissenschaften und Künste, sonderheitlich zur Sammlung alter Urkunden, Beschreibung der bayer. sowohl Kirchen- als Staats- und Natur-Geschichten neuen Muth zu machen [...].*»[2]

Jene «Gesellschaft» hatte aus einigen Mönchen, Augustiner-Chorherren und -Eremiten vor allem, bestanden, die bis 1740 eine Zeitschrift mit Namen «Parnassus Boicus» mit historischen und naturkundlichen Beiträgen herausgaben.[3] Die am 12. Oktober 1758 in der Burggasse Nr. 5 versammelten drei Männer beschlossen, diese gelehrte Gesellschaft zu erneuern, und vermerkten im Proto-

koll, es sei «*an dem Namenstage Sr. churf. Durchl. die erste Versammlung Abends um 5 Uhr eröffnet worden*».

Der kleine, private Zirkel setzte sich förmlich in Szene, um eine Gesellschaft nach bayerischem Landrecht zu gründen. «*So wie erste Christen*» habe man sich versammelt, «*wie die Freymäurer ihre Logen angefangen*», als «*Waghälse [...], die sich [...] nach Art der ersten Schweizer, für die Freyheit der Wissenschaften verschworen haben*» – so Hofrat Lori in späteren Briefen.[4] Er hielt schon an diesem Tag einen Vortrag, der seinen Enthusiasmus und seine Entschlossenheit zu handeln erkennen lässt. Wöchentlich wollten sich die Mitglieder treffen, «*völlige Freiheit der Meinung*» sollte herrschen, Glaubenssachen und große Staatsstreitigkeiten – Politik! – sollten ausgeschlossen sein. Natürlich fassten die Gründer der neuen Vereinigung auch Verbesserungen gegenüber dem verblichenen Vorbild ins Auge. Die Erzählung «*bekannter Materien*» und «*überflüssiger Sachen*» sei abzuschaffen. Aber wer das Programm des «Parnassus Boicus» mit den Aufgaben vergleicht, die Lori bald darauf für den kurfürstlichen Stiftungsbrief der Akademie formulierte,[5] dem fallen die Parallelen auf. Schon der «Parnassus Boicus» sah seine erste Aufgabe darin, «*denen Gelehrten unsers Vatterlands Bericht zuerstatten, was sonderlich neues passire und vorkomme in der gelehrten Welt*», und zweitens ging es auch schon den Augustinermönchen besonders um die Aufhellung der bayerischen Geschichte, «*dass wann jewo in altes Manuscriptum oder Hand-geschribenes Buch oder Register in einem Winckel mit den Schaben und Maden ringet, solches außzustauben, und was vor die Kirch oder etwann auch dem Staat Vortheiliges darinnen begriffen, denen Liebhabern zuvernachrichten [...]*» – ein Thema, das zu dem frühesten beständigen Arbeitsvorhaben der jungen Akademie, der Herausgabe der Monumenta Boica, führen sollte. Doch abschließend hatte die Vorrede des «Parnassus Boicus» nochmals weit ausgeholt und Formulierungen gefunden, die weit über spezifisch bayerische Anliegen hinausreichen, denn es «*solle nichts seyn in der gantzen Encyclopedy oder Umbkreyß der gesambten Künsten und Wissenschaften, was Stammens und Nahmens es auch immer seyn möge, so von unserm Parnasso Boico solle außgeschlossen oder nicht angenommen werden [...].*»[6]


VON LORI IOH:
GEORG. MORT: 27
MART: 1786. ÆTAT:
64.

Der sich schon in diesen Worten abzeichnende unbedingte Erkenntniswille kehrte später in Loris Texten ganz ähnlich, deutlicher und konkreter, wieder. In den sechs 1722 bis 1740 erschienenen Bänden des «Parnassus Boicus» ist daher ein doppeltes Erkenntnisinteresse festzustellen, das sich einerseits auf Bayern, seine Geschichte und Gegenwart, richtete, andererseits aber das ständig wachsende Wissen der Naturforschung aufnehmen wollte. Warum sich die kleine Gründungsversammlung im Jahre 1758 dennoch für den Namen «Bayerische Gesellschaft» entschied, erklärte Lori mit zwei Erwägungen. Erstens, *«weil allein bayer. Nutzen oder Ehre in waserley Materien dem Vaterland bringende Sachen zum Zweck genommen werden»*, und zweitens, weil sich andere Gesellschaften auch «teutsche» oder «Académie française» nannten, obwohl sie nur in der Pflege der Sprache ihre Aufgabe sahen.[7] Ein unverkennbar bayerischer Patriotismus verband sich mit einem schon unbegrenzt zu nennenden Wissensdurst, weil diese frühen Organisatoren der Wissenschaft erst im Begriff waren, ein länderübergreifendes Universum der Forschung zu etablieren. Alles musste im eigenen, überschaubaren Territorium beginnen. Daher bemühten sich die Mitglieder der «Bayerischen Gesellschaft» schon auf den nächsten Versammlungen, geeignete Kandidaten für den Beitritt ausfindig zu machen. Es waren dies zunächst allesamt Stiftsherren und Mönche, mit dem alten Eusebius Amort (1692–1775) im Stift Polling, der einst zu den Protagonisten des «Parnassus Boicus» gehört hatte, an der Spitze.[8] Noch immer war in den Augen der Zeitgenossen die Wissenschaft in einigen der großen Klöster zu Hause.

Ganz im Gegensatz zu den Schulen der Jesuiten. Rückblickend fällt es nicht leicht, die Schärfe der innerkatholischen Gegensätze zu verstehen, die damals Gelehrte wie Ungelehrte umtrieben und die mit der Akademiegründung zeitweise eskalierten.[9] Der Jesuitenorden folgte auch im 18. Jahrhundert methodisch noch späthumanistischen Maximen, indem er seine Erkenntnisse und Lehre auf die großen Autoritäten der antiken und christlichen Tradition – Aristoteles, Thomas von Aquin und andere – gründete und in Bayern durch die Zensur von neuen Veröffentlichungen verteidigte, nichtkatholische Autoren aber vom Lande fernzuhalten versuchte. Lori empfand diese Art dogmatisierter Wissenschaft als so

vernunftwidrig und veraltet, dass er in seinen Briefen zu militärischen Metaphern Zuflucht nahm, um den zu überwindenden Widerstand zu beschreiben. «*Ueber den Rubicon seyn wir schon gegangen*» und «*sogleich wurde das alte geschüze lagenweis auf uns losgebrennet*», heißt es da, weshalb man «*wie Soldaten fechten*» müsse und so weiter.[10]

Diese Sprache steht in einem gewissen Gegensatz zu der Leichtigkeit, mit der das Vorhaben der Verschworenen am kurfürstlichen Hofe akzeptiert worden ist: Kaum sechs Wochen nach der Gründung der Gesellschaft erklärte Loris Vorgesetzter, der hoch angesehene Präsident des Bergwerkskollegiums Sigmund Graf von Haimhausen (1708–1793), seine Bereitschaft, die Präsidentschaft der «Bayerischen Gesellschaft» zu übernehmen, und er hatte – viel wichtiger – bereits die Zustimmung des Kurfürsten zu der geplanten Akademiegründung eingeholt.[11] Nun konnte Lori die Formulierung der Statuten in Angriff nehmen, die sich zwar noch «Geseze für die Bayerische Gesellschaft» nannten, tatsächlich aber eine vollständige Akademieverfassung zum Inhalt hatten, wie sie in ihren Grundstrukturen noch heute besteht.[12] In diesem Text, dessen Endfassung der Kurfürst bis auf geringe Änderungen akzeptierte und in sein Stiftungsprivileg aufnahm, kehren die wissenschaftlichen Ziele des «Parnassus Boicus» wieder: «*die Geschichten der Teutschen, insbesondere der bayerischen Nation*» und die «*Weltweisheit überhaupt*» sollen Gegenstand der akademischen Forschung sein.[13]

Johann Georg Loris Weg in die Wissenschaft

Die Gründung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften als Gelehrtengemeinschaft, deren interne Verhältnisse ein obrigkeitliches Privileg verbindlich regelte, ist das Werk des Kurfürsten Maximilian III. Joseph (reg. 1745–1777). Initiator und Ideengeber aber war mit Lori eine Persönlichkeit, deren außergewöhnliches Profil trotz bedeutender Schriften nicht im literarischen Werk und trotz hochrangiger Tätigkeit in Verwaltung und Diplomatie nicht in besonderen politischen Erfolgen zu suchen ist. Es war die Dynamik seines Charakters, die den Zeitzeugen und ersten Historiographen der Akademie, Lorenz Westenrieder (1748–1829), zu einem sprach-

lich wie inhaltlich trefflichen Text inspirierte, der auch an dieser Stelle nicht fehlen darf:[14]

«Hr. von Lori hat [...] die Sache der Akademie mit einem Eifer betrieben, mit welchem allein man große Unternehmungen durchsetzt, Schwierigkeiten wegräumt, und den Neid und die Eifersucht der fähigen, und die Bedenklichkeiten der trägen und schwachen Köpfe mit sich fortreißt. Er sandte, wo er eintrat, Leben und Muth vor sich her, und schüttelte auch aus dem trockensten Geist eine Flamme zum Mitwirken; er war nicht nur [...] thätig auf seinem Zimmer, sondern er erschien, gerufen und ungerufen, mit edler Dreustigkeit auf den Zimmern der Großen, und machte den Sachwalter der Gelehrsamkeit in der Stadt, und bey Hofe. Wie es die Eigenschaften des Mannes, mit dem er thun hatte, und die Umstände erforderten, wußte er [...] oft mit unendlicher Geduld, aber öfter mit einem beflügelten, mitreißenden Ungestüm, jeden um seine Fahne zu versammeln, welche er mit der Zuversicht eines stürmenden Helden, [...] als ein Retter der Vernunft, und Wahrheit, bey allen wechselnden Launen seiner Landsleute, vielleicht selbst seiner Commilitonen, stets freudig, und wie im Jubel, einhertrug.»[15]

Es soll nicht verschwiegen werden, dass spätere Autoren den Ereignissen im Leben Loris recht problematische Züge entnommen haben. Von *«Rechthaberei und Rücksichtslosigkeit»* Loris war da die Rede,[16] *«unbeherrscht und wenig kompromißfähig»* sei er gewesen,[17] nutzend *«jede Gelegenheit, sich selbst in den Mittelpunkt zu schieben»*.[18] Daran mag manches richtig sein. Aber Westenrieders Charakteristik zeichnet ein differenzierteres Bild: eine leidenschaftliche Natur mit ihren Licht- und unvermeidlichen Schattenseiten, die zu Taten drängt und daher auch erfolgreich wirken konnte.

Die kraftvolle Motivation, die einem so mutigen Geist zugrunde liegen musste, meldet sich in Loris Briefen recht deutlich und drastisch zu Wort. Es ging ihm um die Beseitigung der *«Barbarey in unsern Lande»*,[19] um *«die Erweiterung der Wissenschaften im Mittägigen Teutschland»*,[20] das die «Monopolisten» von der S. J. – was Lori nicht als «Societas Jesu», sondern mit «Soli ipsi» auflöste – fest im Griff hätten.[21] *«Unserer Nation misshandelte Ehre zu retten»* war das Ziel des «Soldaten» Lori,[22] damit *«eine so schöne Provinz des Teutschlands anfängt aus ihrem langen Schlafe zu er-*

wachen», was die Sachsen freuen werde, deren Land *«von langer Zeit uns Teutschen, was seit der Wiederherstellung der Wissenschaften in Italien Toscana gewesen»*.[23] Solche und ähnliche Äußerungen ziehen sich wie ein roter Faden durch die Texte Loris. Er war von der Rückständigkeit des deutschen Südens überzeugt und brennend daran interessiert, hier der Wissenschaft einen Weg zu bahnen, auf dem sie sich ungehindert durch die Zensur der Jesuiten frei entfalten konnte. Dieses Aufbegehren gegen die jesuitischen «Schulkönige»[24] war dabei völlig frei von konfessionskritischen oder gar kontroverstheologischen Untertönen. Lori musste sich wiederholt gegen den Vorwurf der Häresie zur Wehr setzen. Er kämpfte als Katholik für die Freiheit der Forschung in seinem katholischen Heimatland und begeisterte sich für die Fortschritte wissenschaftlichen Denkens im Norden Deutschlands um dieser selbst willen, nicht in Hinblick auf das dort vorherrschende Luthertum. Die Religion interessierte ihn nicht. Die Sache, für die er sich begeisterte, erschien ihm selbst wie ein neuer Glaube: *«Allein in der Noth [...] müssen wir, wie ein Priester, Kinder taufen.»*[25]

Wer war dieser Johann Georg Lori, dessen Name auch Kenner der deutschen Geistesgeschichte nicht unbedingt gehört haben müssen, der für die bayerische Wissenschaftsgeschichte aber eine so entscheidende Rolle gespielt hat?[26] In einem bayerischen Gasthaus nahe der Prämonstratenserabtei Steingaden am 17. Juli 1723 geboren, dort eingeschult und am Augsburger Jesuitengymnasium erzogen, blieb Lori zeit seines Lebens seiner bayerischen Heimat tief verbunden. Im Jahre 1740 nahm er an der damals in Dillingen existierenden Universität das Studium der Jurisprudenz auf, das er seit 1744 in Würzburg fortsetzte. Hier war unter Fürstbischof Friedrich Carl von Schönborn (1674–1746) ein aufklärungsfreundliches Klima entstanden, von dem besonders auch die Juristen profitierten. Der bedeutende Staatsrechtslehrer Johann Adam von Ickstatt (1702–1776), ein Schüler des hoch angesehenen Mathematikers und Philosophen Christian Wolff (1679–1754), hatte zwar zu diesem Zeitpunkt die Würzburger Universität schon verlassen, um am kurfürstlichen Hof in München Aufgaben als Prinzenerzieher und Rat zu übernehmen.[27] Aber ein neues Denken hatte in die katholische Hochschule Eingang gefunden. Dem jungen Lori vermittelte es Ickstatts Schüler Johann Georg Weishaupt (1717–1753),

der die Institutionen des gemeinen Rechts und das Kriminalrecht lehrte, Materien, die gut geeignet waren, die Wolff'sche Methode zu vermitteln.[28]

Es muss so etwas wie ein Erweckungserlebnis gewesen sein, das Lori da widerfuhr wie vielen vor und nach ihm, die das Denken Christian Wolffs unmittelbar in Halle oder Marburg oder über seine Schüler kennengelernt hatten.[29] Der einflussreiche Philosoph entnahm dem wunderbaren Gedanken der frühneuzeitlichen Naturrechtler, die Rechte des Menschen seien an seinem – fiktiven – Naturzustand ablesbar, die Idee, alle menschliche Ordnung könne aus einigen unmittelbar einsichtigen Grundsätzen rational hergeleitet werden. Die menschliche Vernunft sei befähigt, aus solchen Axiomen, wie etwa der sozialen Natur des Menschen, mittels logischer Schlussfolgerungen Rechtsregeln abzuleiten und zu einem vollständigen und widerspruchsfreien System zusammenzufügen. Ihrem Anspruch gemäß setzte sich diese Methode über alle historisch gewachsenen Strukturen hinweg, ohne sie freilich wirklich sofort verändern zu können. Aber mit dem Appell an die Vernunft und ihre Logik war vor Kants «Kritik der reinen Vernunft» ein Maßstab gefunden worden, der eine begründete Kritik an traditionsgebundenen Lehren und Verhältnissen ermöglichte. Nicht weniger schärfte das vernunftgeleitete Denken den Blick auf die Natur, deren Beobachtung und Erforschung seit dem 17. Jahrhundert große Fortschritte gemacht hatte. Wir können heute nur noch ahnen, wie dieser Einbruch des modernen Rationalismus in einer Welt voll altertümlicher Gewohnheiten und konfessioneller Enge aufgeweckte Geister elektrisiert hat. Doch weil sie an die Macht der Vernunft und ihren endlichen Sieg in den deutschen Staaten glaubten, wurden sie nicht zu Revolutionären, sondern zu Reformern, die Veränderungen im Dienste aufgeklärter Fürsten herbeizuführen versuchten und bekanntlich Länder wie Preußen und Baden modernisierten. Auch Bayern gehört schon unter dem Regiment des Kurfürsten Maximilian III. Joseph, nicht erst unter König Max I. Joseph (reg. 1799–1825, König ab 1806), in die Reihe dieser Länder. In Lori begegnen wir einem solchen frühen Vertreter aufgeklärt absolutistischen Denkens, der sich ganz auf das eine Ziel konzentrierte und dieses patriotisch, unverehelicht, geradezu asketisch zu verwirklichen strebte.[30]

Nachdem Ickstatt 1746 an der Juristenfakultät der bayerischen Landesuniversität Ingolstadt eine Professur übernommen hatte, erhielt er aus Würzburg ein Schreiben, in welchem ihm Lori als ein Phänomen empfohlen wurde, «*dergleichen in Baiern noch gar nicht zu Hause wären*».[31] Der junge Lizentiat der Rechte erhielt in Ingolstadt noch in demselben Jahr eine Aufgabe als juristischer Repetitor und 1748 eine Professur für Kriminalrecht und Rechtsgeschichte. Nach der Rückkehr von einer einjährigen Romreise wurde er 1751 zweiter Ordinarius der Juristenfakultät – und verkündete in seiner Antrittsvorlesung den in jesuitischen Ohren ärgerlichen, weil Wolff'schen Grundsatz, der Jurist müsse zugleich auch Philosoph sein. Die noch immer von dem gegenreformatorischen Orden dominierte Universität Ingolstadt bot nicht die Voraussetzungen, den Geist der Aufklärung in Bayern weiter zu verbreiten. «*Dieser Ort wird wegen der Sklaverei, in welche die Wissenschaften gefesselt sind, ohne Hoffnung bei unserer dermaligen Verfassung erlöst zu werden, täglich verhasster.*»[32] Konflikte des temperamentvollen Lori mit den Jesuiten waren gleichsam vorprogrammiert und führten schon 1752 zu seiner Versetzung an das Münz- und Bergkollegium am kurfürstlichen Hofe.

Das war kein Abstellgleis, sondern eines jener damals in deutschen Staaten hochmodernen Kollegialorgane außerhalb der herkömmlichen Hofratskollegien, die sich auf bestimmte, entwicklungsfähige Materien konzentrierten und spezialisierten. Die neue Aufgabe führte Lori auf einer ausgedehnten Reise in die habsburgischen Länder, nach Böhmen, Sachsen und Berlin. Der Besuch der preußischen Hauptstadt hat Eindrücke hinterlassen, die auch den heutigen Leser nicht gleichgültig lassen und nachdenklich stimmen: «*Vidi Romam [...] In Berlin und Potsdam haben wir die exercitia bewundert. Friedrich ist sein eigener Major. Wir glaubten in einer neuen Welt zu sein, so sehr ist Alles von Anderem unterschieden.*»[33] Ich habe Rom gesehen – auch diese Erfahrung hat also etwas von einem Erweckungserlebnis an sich, in dem das Militär offenbar als Bote einer neuen Zeit wahrgenommen wurde. Aber trotz Loris bekannter Aufgeschlossenheit für soldatische Empfindungen sind messbare Fernwirkungen seiner Begegnung mit der neuen deutschen Großmacht Preußen kaum auszumachen. Anders verhält es sich mit der «Deutschen Gesellschaft in Leipzig», in die

ihn deren Senior Johann Christoph Gottsched (1700–1766) im Jahr 1755 aufnahm.[34] Die Pflege der im Zeitalter des Barock selbst nach den Bekundungen von Zeitgenossen heruntergekommenen deutschen Sprache sollte auch ein Anliegen der jungen bayerischen Akademie werden. Vor allem aber dürfte Lori den gesellschaftlichen Zusammenschluss Gleichgesinnter, die ein gemeinsames Ziel erreichen wollen, nicht mehr vergessen haben. Eine Reise in die Schweiz gab dann den letzten Anstoß. Seit 1757 stand sein Entschluss fest, die Gründung einer Akademie in München in Angriff zu nehmen. Trotz seiner administrativen Funktionen war es weiterhin die Wissenschaft, die ihn faszinierte.

Loris wissenschaftliche Werke

Loris wissenschaftliche Schriftstellerei ist bisher zwar zur Kenntnis genommen, aber insgesamt nicht näher untersucht worden.[35] Seine Themen, die alle mit bayerischer Geschichte zu tun haben, interessieren zwar noch immer. Aber seine Texte gelten durch neuere Forschungen als längst überholt, ganz abgesehen davon, dass modernen Historikern die Historiographie aus der Zeit vor der Erarbeitung historisch-kritischer Methoden im 19. Jahrhundert ohnehin suspekt erscheint. Geschichtsschreibung ist freilich auch stets ein Zeugnis ihrer Epoche. Indem sie Auskunft gibt über das geschichtliche Denken einer Epoche, verrät sie wesentliche Tendenzen ihrer Gegenwart.

Spuren dessen, was die historischen Interessen des Juristen Lori beflügelte, sind schon in den Gründungsdokumenten der Akademie aufzufinden. Im Dezember 1758 machte Lori darauf aufmerksam, dass dem kurfürstlichen Hof die Landeshistorie am Herzen liege, weil auf dieser *«alle unsere Rechte»* beruhten.[36] Aus dieser Perspektive wird die ausführliche Beschreibung der von den Akademikern in Angriff zu nehmenden historischen Forschung im Stiftungsprivileg von 1759 verständlich.[37] Die politische Ordnung des Heiligen Römischen Reiches mit ihren unendlich komplizierten Rechtsverhältnissen und Herrschaftsbeziehungen beruhte weitgehend auf dem – allgemein anerkannten oder auch umstrittenen – Herkommen der jeweiligen Länder und Örtlichkeiten. Infolgedessen kam der Kenntnis der historischen Grundlagen dieser

Rechte eine überragende Bedeutung zu. Lori hat dies früh verstanden. In der Vorrede seiner Dissertation über den Ursprung und die Entwicklung des bayerischen Zivilrechts von 1748 wies er ausdrücklich darauf hin, dass in den Archiven die Urkunden und Akten lägen, aus denen allein die Gesetze des Vaterlandes entnommen werden könnten und aus denen sich die Gründe der deutschen historischen und politischen Rechte ergäben.[38] Nicht «Rechtsgeschichte», sondern «historische Rechtsforschung» sollte man dieses der Rechtsdurchsetzung dienende Forschungsinteresse nennen.

Ein näheres Studium seiner Ingolstädter Dissertation zeigt, dass Lori methodisch ganz auf der Höhe der Zeit war. Sein Mentor Ickstatt hatte die Schrift durch eine Einführung empfohlen, in welcher er Loris umfassende juristische Bildung lobte: Sowohl das Ius naturale und Ius publicum universale habe er umfassend studiert als auch die Rechtsgeschichte (historia iuris) des Vaterlandes und der Römer.[39] Das gemeine Recht, also das von der mittelalterlichen Jurisprudenz dem einheimischen Rechtsherkommen angepasste und weiterentwickelte römische Recht, erwähnte Ickstatt gar nicht mehr, obwohl es im Rechtsstudium weiterhin eine hervorragende Rolle spielte. In seinem Denken gehörte es bereits zur Rechtsgeschichte. Das römische Recht in seiner gelehrten Bearbeitung war für ihn nicht das Recht des Reiches schlechthin, sondern nur insoweit zu beachten, als es wirklich eingeführt worden ist. Im Übrigen war in erster Linie die einheimische Gesetzgebung maßgebend. Ickstatt und Lori gingen ganz selbstverständlich von dem modernen Begriff der Rechtsgeltung aus, wie er im Anschluss an die Historisierung des gemeinen Rechts durch Hermann Conring (1606–1681) von Samuel Stryck (1640–1710) und Christian Thomasius (1655–1728) in Halle durchgesetzt worden war.[40] Loris Dissertation folgte diesem noch durchaus neuen juristischen Denkstil, der konsequent den Faktor Zeit einbezog und nach dem Inkrafttreten eines Gesetzes und seiner Ablösung durch jüngere Normen fragte. In den fünfzig Kapiteln seiner Dissertation schreitet Lori daher die einzelnen Stationen der Rechtsbildung in Bayern und der sie beeinflussenden Elemente chronologisch ab. Er führt den Leser von den Zeiten ungeschriebener Rechtsgewohnheiten und der Lex Baiuvariorum bis zu den frühen Wittelsbacher Herzögen und lässt dabei weder die großen Rechtstexte – wie die Kapitularien, das rö-

mische Recht, die Dekretalen Gregors IX., den Schwabenspiegel u. a. – noch die Epochen mit geringerer Gesetzgebungsaktivität aus. Durchgehend versucht Lori seine Darlegungen durch Quellennachweise zu belegen und mag dabei die Lückenhaftigkeit der schon publizierten Texte erfahren haben.

Bisher schwer zugängliche Schriftstücke zum Druck zu befördern blieb Loris Anliegen auch in den Jahren seiner Amtstätigkeit im Münz- und Bergkollegium. Den Auftrag, die Quellen des bayerischen Bergrechts zu sammeln, erfüllte er im Jahre 1764 mit einer Gründlichkeit, die eine geradezu leidenschaftliche Anteilnahme an diesem landesherrlichen Interesse erkennen lässt. Er stellte nicht nur über dreihundert durch Register erschlossene Texte zusammen, sondern wertete sie zugleich unter Erörterung kontroverser Rechtsfragen in einer Einleitung von monographischer Breite aus.[41] Die Fülle der hier vereinigten Urkunden, Verträge, Privilegien, Bergordnungen usw. verdient auch heute noch größte Aufmerksamkeit und ist seit Lori von niemandem übertroffen worden. Ihm war dieser Auftrag gleichsam auf den Leib geschrieben. In seiner Vorrede kehrt Lori zu den Motiven seiner Dissertation und den Forschungsinteressen der Akademie zurück, zunächst in methodischer Hinsicht: «*Die ursprünglichen Rechte Teutschlands haben endlich den fremden so viele verlohrne Vorzüge wieder abgewonnen, dass man sich schmeicheln darf, es werde die Sammlung des baierischen Bergrechts [...] nicht ohne Leser und Nutzen bleiben*», um danach den politischen Nutzen seiner Arbeit zu betonen: «*Der Werth des Alterthums ist es nicht allein, welcher die baierischen Bergurkunden schätzbar machet. Dem Staatsrecht liegt heut noch daran, dass man wisse, nach was für Rechten die Churfürsten, die Erzbischöfe in Salzburg, und die fürstlichen Pröbste in Berchtesgaden ihre Salzwerke treiben lassen. Es liegt daran, dass man wisse, der Herzoge Bergregal sey schon mit dem Herzogthum, jenes aber der Bischöfe und Äbbte erst nach und nach aus kaiserlichen Gnadenbriefen, und in der Verhältniß entstanden, in welcher die Herzoge den Gebrauch derselben ihren damaligen Landständen gestattet haben.*»[42]

Ein anderes, fast gleichzeitig erschienenes Quellenwerk hat Lori nicht in derselben Weise kommentiert. Aber seine Sammlung der Abschiede des bayerischen Kreises mit 85 derartigen Dokumenten

von 1531 bis 1757 auf fast siebenhundert Seiten verfolgte wohl einen ähnlichen Zweck.[43] Die Schriftstücke spiegeln nicht nur die gemeinsamen Rüstungsbemühungen in den zahlreichen Kriegen der Epoche, daneben auch Münzsachen und Wirtschaftsprobleme wider. Sie bezeugen die Vormachtstellung des Kurfürstentums in der Region, deren Betonung im politischen Interesse Bayerns lag. Von unmittelbar praktischer Bedeutung war die dreibändige Sammlung des bayerischen Münzrechts, die Lori als Dienstaufgabe herausgab.[44] Eine weitere Sammlung von Materialien zu den Beziehungen zwischen dem bayerischen Fürstenstaat und der Kirche blieb ungedruckt.[45]

Gegen Ende seines Lebens schrieb Lori noch ein Buch über die ältere Geschichte der Bayern, das nicht mehr pragmatische, sondern nur noch patriotische Ziele verfolgte.[46] Durch Kurfürst Karl Theodor (reg. 1777–1799) seines Amtes enthoben und nach Neuburg an der Donau verbannt,[47] hatte sich Lori wohl auch innerlich vom Hofe und seinen Bedürfnissen mehr oder weniger distanziert. Eine Widmung an eine Person höheren Standes oder gar an den zur Despotie neigenden Kurfürsten gibt es in diesem 1782 erschienenen Werk nicht mehr. Stattdessen ist es jetzt das bayerische Volk, dem er ein Geschenk machen möchte: «*Seinen Landleuten zur Verehrung der Vorältern, und zur Aufklärung der Nachkommen ehrfurchtsvoll gewidmet vom Verfasser.*» Die «*vaterländische Geschichte*» gehöre in die Hände «*einer jeden Bürgerklasse*», denn sie «*präget [...] die Herzen der Jugend*», «*befestiget die männliche Denkungsart des gemeinen Bürgers*», «*belehret [...] den Höhern am Ruder des Staates*» und verbreite «*einen gewissen Stolz, der die Gemüter veredelt*».[48] Lori war sich dieser Wirkungen geschichtlichen Wissens umso gewisser, als er die Bayern mit den keltischen Boiern identifizierte und sein Volk damit an der Kultur und an den dramatischen Geschehnissen der antiken Geschichte teilhaben ließ. Wahrscheinlich ist es unter den gegebenen Umständen nicht erlaubt, dieser an den Bürger gerichteten Widmungsrede eine grundsätzlichere Bedeutung beizumessen. Lori war dem Vorgänger Karl Theodors, dem Akademiegründer Maximilian III. Joseph, zweifellos in aufrichtiger Dankbarkeit verbunden und wäre einem anderen Landesherrn weiterhin loyal zu Diensten gewesen. Sein Denken setzte aber selbstverständlich voraus, dass die Politik des absoluten

Herrschers dem Wohl des Landes diente. Insofern ist es doch kein Zufall, wenn sich Lori in Neuburg nur noch dem bayerischen Volk verpflichtet fühlte.

Loris Wirken in der Akademie und in der Politik

Nach der Gründung der Akademie übernahm Lori das Amt des Sekretärs, eine für die ganze Gesellschaft zuständige und dem Herkommen gemäß vornehme Position, mit welcher nicht nur die Protokollführung, sondern die Abwicklung des gesamten Schriftverkehrs verbunden war.[49] Noch bevor die Mitglieder der Akademie am 21. November 1759 ihre erste ordentliche Versammlung mit hohen Gästen durchführten,[50] hatte Lori bereits in zahlreichen Briefen die Gründung der Akademie bekannt gemacht und Mitglieder wie auch Korrespondenten in einem Raum geworben, der sich etwa von Innsbruck und Kremsmünster bis Zweibrücken und Leipzig erstreckte.[51] Mit der Resonanz auf diese damals im Interesse allseitiger Information über wissenschaftliche Fortschritte für besonders wichtig gehaltene Aktivität durfte Lori zufrieden sein.[52] Zudem wählte ihn jene erste Versammlung der Akademie zum Direktor der Historischen Klasse. Engagiert, wie er war, würde man nun, da alle Weichen gestellt waren, kräftige Impulse gerade seiner Person für die ersten wissenschaftlichen Vorhaben erwarten. Doch es kam anders. Lori war weiterhin auch kurfürstlicher Beamter, und als solcher hatte er auch zeitaufwendige Reisen zu unternehmen, während welcher seine organisatorische Arbeit in der Akademie ruhte. Schon im Herbst 1760 legte er sein Direktorenamt nieder.[53] Seiner Bitte, ihm auch das Sekretariat der Akademie abzunehmen, mochten die Mitglieder nicht entsprechen. Sie versuchten ihrerseits, den Kurfürsten dazu zu bewegen, Lori von der Pflicht zur Teilnahme an den regelmäßigen Sitzungen des Münz- und Bergkollegiums zu entbinden – vergeblich.[54] Daraufhin trat Lori, der auch 1761 auf längere Dienstreisen geschickt worden war, vom Amte des Sekretärs zurück. Auch Persönliches und Atmosphärisches spielte dabei eine Rolle.[55] Westenrieder deutet an, «*der hauptsächliche Stein des Anstoßes*» sei das machtbewusste Wirken des akademischen Senats gewesen, dem außer dem Sekretär der Präsident und der Vizepräsident, die beiden Klassendirektoren und zwei

gewählte Mitglieder angehörten.[56] Es mag sein, dass sich Lori nur ungern einem solchen Gremium unterordnete. Er zog sich nun aus der Arbeit der in mancherlei Hader verstrickten Akademie ganz zurück.

1768 sah Lori eine Gelegenheit, nochmals an der Arbeit der Akademie teilzunehmen, 1771/72 auch wieder als Direktor der Historischen Klasse. Nun hielt er sogar selbst am Stiftungsfest des Jahres 1772 eine öffentliche Rede, deren Thema er offensichtlich mit Bedacht gewählt hatte: Herzog Ludwig der Reiche (reg. 1450–1479), Gründer der Universität Ingolstadt, also jener Landesherr, «*der die Wissenschaft in Baiern geführt*» hatte, wie sich Lori ausdrückte.[57] Noch immer trieb ihn also die Förderung der Wissenschaften um. Und er war – wie seine Schriften zeigen – zu qualitätvoller wissenschaftlicher Arbeit auch befähigt. Aber als «Mann der Tat», der er zweifellos gewesen ist, auch als bayerischer Patriot, als welcher er sich stets begriff, konnten ihm seine Amtsaufgaben im Münz- und Bergkollegium mit ihren sowohl historischen wie politischen Implikationen nicht weniger wichtig und schon gar nicht gleichgültig sein. Außerhalb der Akademie gibt es noch einen zweiten Lori, den Mann der Diplomatie und Politik, der ohne Zweifel wegen seiner intellektuellen Fähigkeiten immer näher an das Zentrum der Macht herangerückt war. Auch von diesem Lebensabschnitt muss hier die Rede sein, nicht zuletzt deshalb, weil er ein tragisches Ende nahm.

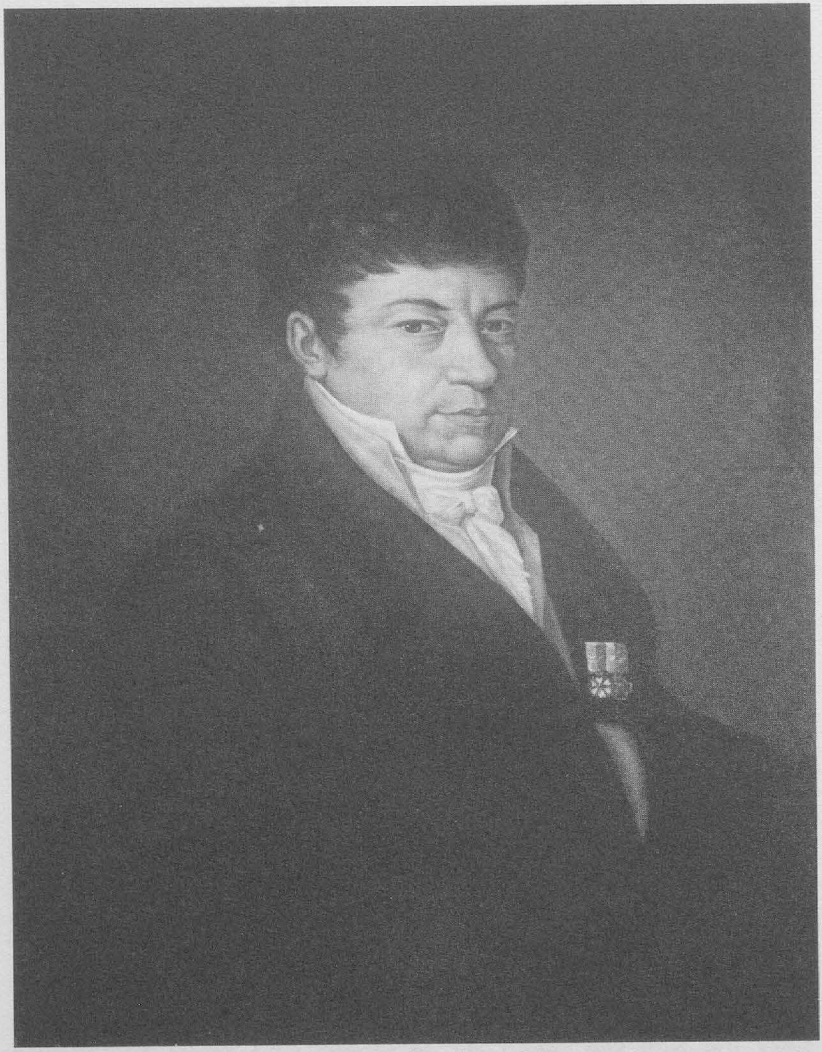
Lori war an mehreren bedeutenden politischen Vorgängen beteiligt, die mit seinen ursprünglichen Aufgaben in Münz- und Bergsachen nichts, aber viel mit Außenpolitik zu tun hatten. Seinem Stande gemäß gehörte er nicht zur ersten Garnitur der Verhandlungsführer. Aber als Jurist und Ratgeber konnte er erheblichen Einfluss ausüben und sogar versuchen, in seinen Augen verhängnisvolle Entscheidungen des Monarchen und seiner Vertrauten zu verhindern. Dabei ist im Rahmen der vorgegebenen politischen Konstellation eine eigene, durchgehende politische Linie erkennbar. Lori war kein Freund des Hauses Habsburg und eher bereit, die – ja durchaus eigennützige – Hilfe Preußens in Anspruch zu nehmen. Die fortdauernde Selbständigkeit und Integrität Bayerns allein interessierten ihn. In der Spätphase des Siebenjährigen Krieges war er am Neutralitätsvertrag Bayerns mit Preußen betei-

ligt.[58] Wenig später stand das Projekt einer Heirat Josephs II. (reg. 1764–1790) mit Prinzessin Maria Josepha von Bayern (1739–1767) auf der Tagungsordnung. Lori konnte den von ihm abgelehnten Plan nicht verhindern, die Verärgerung des Kurfürsten nahm er in Kauf.[59] Gerne hätte der Landesherr den unbequemen Ratgeber an das Reichskammergericht abgeschoben. Doch Lori weigerte sich, drang aber auch mit seinem Wunsch, bayerischer Komitialgesandter am Regensburger Reichstag zu werden, nicht durch.[60] Intensiv eingebunden war Lori in die Überlegungen zur Erneuerung des Erbvertrages zwischen den Häusern Bayern und Pfalz. Hier galt es, sich gegen zu befürchtende Erbansprüche Habsburgs abzusichern, was 1774 bei Vertragsschluss schließlich durch die Einräumung gegenseitigen Mitbesitzes geschah.[61]

Für Bayern brach eine neue, wenig glückliche Zeit an, als nach dem erbenlosen Tod Maximilians III. Joseph im Jahre 1777 gemäß den bestehenden Erbverträgen Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz die Regierung in Bayern antrat. Derselbe Herrscher, der es verstanden hatte, seine Residenzstadt Mannheim zu einem kulturellen Zentrum zu entwickeln, sann in München darüber nach, wie er aus den ihm zugefallenen bayerischen Landen einen möglichst hohen Gewinn herausschlagen konnte, denn mit dem Hause Habsburg gab es einen mächtigen Interessenten. Österreich machte einen Rechtsanspruch auf Niederbayern und die Oberpfalz geltend und begründete diesen mit mittelalterlichen Rechtstiteln. Der Regensburger Teilungsvertrag von 1356 spielte dabei eine Rolle und eine kaiserliche Belehnung des österreichischen Herzogs Albrecht aus dem Jahre 1426, die aber schon 1429 durch die Aufteilung des umstrittenen Erbes allein unter den wittelsbachischen Erben überholt war. Die von Österreich bemühte Rechtsgrundlage konnte den nackten Expansionsdrang nur mühsam verschleiern – ein Fall für Lori, doch nicht nur für ihn. Mit ihm setzte sich eine Gruppe bayerischer Patrioten nach Kräften gegen die österreichischen Ambitionen und die entgegenkommende Haltung des eigenen Landesfürsten zur Wehr. Lori gelang es, als Leiter des ihm seit 1765 anvertrauten «Äußeren Archivs» die Abschrift einer österreichischen Verzichtsurkunde von 1429 aufzufinden und zu publizieren, womit der österreichischen Politik die Rechtfertigung der schon vollzogenen Besetzung bayerischer Landesteile außerordentlich

erschwert wurde.[62] Inzwischen war auch Preußen Österreich mit einer Kriegserklärung entgegengetreten. Als dieser «Bayerische Erbfolgekrieg» ohne Schlachten mit dem Teschener Frieden von 1779 sein Ende fand, musste Bayern nur das Innviertel an Österreich abtreten.

Der dem eigenen Lande gegenüber illoyale Landesfürst aber verzieh Lori dessen weitgehend erfolgreichen Widerstand gegen seine Politik nicht. Vier Wochen nach dem Friedensschluss verbannte er Lori aus seiner Residenzstadt und wies ihm Neuburg an der Donau als Wohnsitz an, während ein Mitstreiter nach Amberg gehen musste. Es heißt, gegenüber den hochrangigen Boten, die diese Nachricht überbrachten, habe Lori vor Zorn getobt und ausgerufen, «*er gehe in den Tod wie ein Römer*».[63] Vorerst freilich blieb ihm nicht erspart, sich in der Überzeugung, das Beste für sein Vaterland getan zu haben, an das geruhsame Leben in einer Kleinstadt zu gewöhnen. Von wohlwollenden Mitmenschen umgeben, arbeitete Lori nun an seiner dem Volke gewidmeten bayerischen Geschichte, von der schon die Rede war. Am 23. März 1787 verstarb er im 64. Lebensjahre. Sein Grab ist vergessen. Ein Denkmal hätte er verdient.



Adolf Heinrich Friedrich von Schlichtegroll (1765–1822)

Erster Generalsekretär der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Monika Stoermer

Adolf Heinrich Friedrich Schlichtegroll wurde am 8. Dezember 1765 in Waltershausen bei Gotha als Sohn eines herzoglichen Hofbeamten geboren. Nach dem Studium der Theologie und Philologie in Jena und Göttingen unterrichtete er dreizehn Jahre lang als Lehrer am Gothaer Gymnasium. Daneben arbeitete er ehrenamtlich an der herzoglichen Bibliothek und am Münzkabinett, wo er 1797 eine Arbeit über eine berühmte Münzsammlung publizierte. Seit 1792 war er mit Auguste Rousseau (1770/75–1828/32), einer Tochter des Direktors der Gothaer Münzsammlung, verheiratet. Mit ihr hatte er vier Söhne und eine Tochter. 1802 wurde er zum herzoglichen Bibliothekar ernannt. In dieser Gothaer Zeit entstand von 1790 bis 1806 das Werk, für das Schlichtegroll noch heute in Fachkreisen bekannt ist, der «Nekrolog der Teutschen». Erschienen sind in dieser Zeit 28 Bände mit 460 Artikeln. Schlichtegroll hatte zwar Mitarbeiter und Zulieferer, hat aber wohl die meisten Artikel selbst geschrieben. Das Werk ist 1982–1984 nachgedruckt worden, mittlerweile gibt es auch eine Internetversion. Nicht überall fand diese Arbeit Schlichtegrolls jedoch Anerkennung. Goethe und Schiller verspotteten ihn 1797 im Musenalmanach als «Raben» und als «nekrologisches Tier». Das hatte seine guten Gründe: In Schlichtegrolls «Nekrolog» war 1793 – aus der Feder des Gothaer Professors Lenz – eine wenig freundliche Biographie von Karl Philipp Moritz (1756–1793) erschienen; schon da war Schlichtegroll in einem Xenion angegriffen worden. Bei der Vorbereitung des Musenalmanachs schrieb Goethe 1796 an Schiller, man müsse *«den nekrologischen Schnabel verrufen, der unserm armen Moritz, gleich nach dem Tode, die Augen aushackte»*.

Neukonstituierung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und Berufung Schlichtegrolls zum ersten Generalsekretär

1807 wurde Schlichtegroll auf Anregung seines Freundes Friedrich Heinrich Jacobi (1743–1819) in das neu geschaffene Amt eines Generalsekretärs der im gleichen Jahr neu konstituierten Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften nach München berufen. Diese Neukonstituierung hatte eine längere Vorgeschichte. Während der Regierungszeit des ungeliebten Kurfürsten Karl Theodor (reg. 1777–1799) war die 1759 gegründete Akademie in eine existenzbedrohende Krise geraten. Gründe waren vor allem die Furcht des Regenten vor Illuminaten und Anhängern der Französischen Revolution, aber auch die Koalitionskriege und Franzoseneinfälle sowie allgemeines Desinteresse des Kurfürsten.[1] Seit dem Regierungsantritt seines Nachfolgers Max IV. Joseph (reg. 1799–1825, ab 1806 als König Max I. Joseph) bestanden Pläne für ihre Neuordnung. Staatsminister Maximilian von Montgelas (1759–1838), «*ganz der Mann Napoleons*», dessen «*Lieblingsidee das Centralisieren*» war, wie der österreichische Gesandte Graf Stadion nach Wien berichtete,[2] machte auch vor der «Alten Akademie» nicht halt. Bereits im Jahr 1800 plante der Geheime Rat Georg Friedrich von Zentner (1752–1835) eine Neuorganisation der Akademie als wissenschaftliche Zentralanstalt, die uneingeschränkt für die Bedürfnisse des Staates zur Verfügung stehen sollte.[3] Die Folgen der Säkularisation machten den Reformplan in der Folgezeit noch dringender. Die Akademie suchte ihre Privilegien und Freiheiten zu retten und legte Organisationsentwürfe nach dem Vorbild der Berliner und der Pariser Akademie vor, die jedoch keine Berücksichtigung fanden. Als Präsident war zunächst Sir Benjamin Thompson Graf Rumford (1753–1814), Ehrenmitglied der Akademie seit 1785, im Gespräch. 1802 legte er neue Pläne für die Societät vor und kam im April 1805 aus Paris nach München. Er verlangte für die Akademie eine leistungsfähige Druckerei, eine Buchhandlung, moderne technische Werkstätten sowie ein chemisches Laboratorium und für sich selbst Gleichstellung mit den Ministern. An seinen maßlosen Gehaltsforderungen scheiterte der Plan schließlich. Außerdem hatte sich der Graf durch

seine Anmaßung und Arroganz die Sympathien so gut wie aller Beteiligten verscherzt.[4]

Seit 1804 wurde der Etat der Akademie von bisher 5000 auf 80 000 Gulden jährlich erhöht, von denen 30 000 für die königlichen Sammlungen, das Observatorium, das Laboratorium sowie die Hof- und Centralbibliothek und 50 000 für die Besoldung der Mitglieder und Mitarbeiter bestimmt waren.[5] Zugleich wurden die ersten angesehenen, durchweg protestantischen Gelehrten aus dem nord- und mitteldeutschen Raum als hauptamtliche Mitglieder an die Akademie berufen, wo ihnen großzügige Gehälter nach der neuen Beamtenpragmatik und günstige Arbeitsbedingungen geboten wurden. Dadurch änderten sich Aufgaben und personelle Zusammensetzung der Akademie schon vor ihrer Umgestaltung deutlich. Die Berufungen erregten Neid und Ärger, zumal die Gehälter der altbayerischen Mitglieder nicht aufgebessert wurden. «*Natürlich, die bairischen Bäume tragen ja nur Holzäpfel, da muß was bessres aufgepfropft werden*», schrieb der missvergnügte Lorenz von Westenrieder (1748–1829). Auch der Volksmund kommentierte das Geschehen. Westenrieder berichtet, dass über neue Straßenlaternen, die nicht gut ankamen, folgende Verse kursierten:

«*Sie kosten viel und leuchten wenig,*
sie sind auch von Schlampampen her
Drum lieber guter König, mach sie zum Akademiker!»[6]

Über die Bedingungen an der Akademie berichtet Caroline Schelling (1763–1809), deren Mann, der Philosoph F.W.J. Schelling (1775–1854), im Jahr 1806 nach München berufen worden war: «*Mein Mann ist sehr heiter, sehr gesund und so placiert, wie er es sich nur wünschen konnte. Er hat als Mitglied der Akademie der Wissenschaften seine ganze Zeit für sich und ein Gehalt, das ihn vor Sorge schützt.*»[7]

Das Wahlrecht der Akademie wurde bei diesen Berufungen vielfach nicht beachtet, sie wurde vielmehr vor vollendete Tatsachen gestellt, wie im Fall des Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi (1743–1819), über den der Kurfürst am 30. Januar 1805 an die Akademie schrieb: «*Um das Andenken der ersprießlichen Dienste, welche der geheime Rath Jacobi in seinen ehemaligen Verhältnissen als Geschäftsmann in Unserem Herzogthum Berg geleistet hat, zu erneuern, haben wir ihn zum ordentlichen frequentierenden Mit-*

glied bey Unserer Akademie der Wissenschaften ernannt. Welches wir derselben zur geneigten Verfügung hiermit eröffnen.»[8]

Vor ihrer Neukonstituierung wurde die «Alte Akademie» durch königliches Reskript vom 28. Dezember 1806 förmlich aufgelöst.[9] Die neuen Statuten wurden am 1. Mai 1807 veröffentlicht. Aus der freien Gelehrtengesellschaft wurde *die* wissenschaftliche Zentralanstalt des Staates, deren Hauptaufgabe sein sollte, durch ihre Forschungen zur Verbesserung der Verhältnisse des Landes, insbesondere der Agrikultur und der Industrie, beizutragen. Zwar sollte sie nicht beschränkt sein auf unmittelbare Anwendbarkeit ihrer Forschungen, aber die «Nützlichkeit» wurde ganz deutlich bevorzugt.[10] Zugleich, und das war ganz neu, wurde der Akademie die Aufsicht über alle königlichen Sammlungen, die sogenannten Attribute, übertragen.[11] Ausgenommen blieben nur die Gemäldesammlungen. Bei den Attributen handelte es sich um die Hof- und Central-Bibliothek, das Antiquarium, das Münzkabinett, das aus der Zoologischen und der Mineralogischen Sammlung bestehende Naturalienkabinett, das Anatomische Institut, die Sammlung Mathematisch-Physikalischer Apparate, die Polytechnische Sammlung, das Chemische Laboratorium, die Sternwarte, die Meteorologischen Beobachtungsstationen und den Botanischen Garten. Letzterer bestand zu jener Zeit lediglich aus einer vom König geschenkten Wiese hinter dem Karlstor und musste ganz neu angelegt werden. Die Bestände der verschiedenen Sammlungen, die sich durch die Zuführung von säkularisiertem Klosterbesitz seit 1803 und durch die Auflösung der Mannheimer Akademie erheblich vermehrt hatten, mussten neu geordnet werden. Jede dieser Sammlungen erhielt einen Vorstand, der ordentliches Mitglied der Akademie sein musste oder es durch Berufung auf diese Stelle automatisch wurde.[12] Die Arbeit an den Attributen hatte auf Befehl des Königs Vorrang vor allen anderen Aufgaben. Die Akademie wurde außerdem verpflichtet, der Staatsverwaltung jede Neuentdeckung mitzuteilen, deren praktische Anwendung einem gemeinnützigen Zweck förderlich sein könnte. Auf Anforderung hatte sie auch Gutachten zu erstellen, die vorwiegend praktische Dinge zum Gegenstand hatten, z. B. Blitzableiter, Wetterläuten, Gleichheit von Maß und Gewicht mit den benachbarten Staaten, die Draisine, stromaufwärts fahrende Schiffe, Gasbeleuchtung, Feuerlöschmaschinen und vieles mehr.

Das Personal der neu konstituierten Akademie bestand aus den in München residierenden ordentlichen Mitgliedern, Ehrenmitgliedern, auswärtigen ordentlichen Mitgliedern, Correspondenten, bezahlten Adjunkten, d. h. wissenschaftlichen Mitarbeitern, und Eleven. Bei Letzteren kam der Akademie eine gewisse Ausbildungsfunktion für den wissenschaftlichen Nachwuchs zu. An der Spitze der Akademie stand der hauptamtlich tätige Präsident, ihm zur Seite der Generalsekretär. Jeder der drei Klassen stand ein Klassensekretär vor. Alle Funktionsträger wurden vom König ernannt. Die ordentlichen Mitglieder – in der I., der Philologisch-philosophischen Klasse, und in der III., der Historischen Klasse, je 9, in der II., der Mathematisch-physikalischen Klasse, 18 – ernannte zunächst ebenfalls der König. Erst nach der Wahlordnung von 1809[13] durften sie frei gewählt werden, ihre Berufung war aber von der Bestätigung durch den König abhängig, ebenso die der übrigen Mitglieder. In der Praxis hatte die Akademie lediglich eine Art von Vorschlagsrecht.

Die ordentlichen Mitglieder hatten sich hauptberuflich der Tätigkeit an der Akademie zu widmen. Ausnahmen waren jedoch möglich. Sie wurden ungewöhnlich gut besoldet und waren, wie auch ihre Witwen und Waisen, pensionsberechtigt. Sie erhielten eine prächtige, teure Uniform, die sie allerdings selbst bezahlen mussten. Uniformen spielten unter Max I. und Montgelas eine große Rolle. Graf Stadion, der österreichische Gesandte, berichtete amüsiert nach Wien, die Gräfin Montgelas kümmere sich auch um die Beamtenuniformen: «*qui sont en tel nombre, tellement brillants et variés que le gouvernement en est émaillé, comme un parterre de fleurs*».[14] Die Akademieuniform bestand aus einem blauen Rock mit karmesinrotem Samtkragen und reicher Goldstickerei, weißen Hosen, Zweispitz und Degen mit Quasten. Die Stickerei war genau vorgeschrieben und dem Rang nach abgestuft. Gemäß § XXIV, 3 der Konstitutionsurkunde wurden alle bisherigen ordentlichen Mitglieder, die nicht als hauptamtliche übernommen worden waren, Ehrenmitglieder, was die ungewöhnlich hohe Zahl von 29 neuen Ehrenmitgliedern im Jahr 1807 erklärt. Die neu konstituierte Akademie suchte sich alsbald mit den bedeutendsten Wissenschaftlern des In- und Auslandes zu verbinden, 1808 wählte sie nicht weniger als 221 neue, meist auswärtige Mitglieder vor-

wiegend in die naturwissenschaftliche Klasse, unter ihnen Alexander von Humboldt (1769–1859) und Karl Friedrich Gauß (1777–1855). Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) wurde im gleichen Jahr in die I. Klasse gewählt.

Zum ersten hauptamtlichen Präsidenten wurde in § XXIV, 1 der Konstitution «*Unser geheimer Rath Friedrich Heinrich Jacobi*» ernannt – «*der Vorsitz gebührt der Weltweisheit*», so heißt es in der Berufungsurkunde.[15] Jacobi, geboren 1743 in Düsseldorf, war auf Anregung seines früheren Mitarbeiters, des Ministers H. von Schenk, schon 1805 nach München berufen worden, um an der Neueinrichtung der Akademie mitzuwirken. Bis 1773 war er zunächst als Kaufmann im väterlichen Geschäft in Düsseldorf tätig gewesen, dann als Hofkammerrat in kurfürstlichen Diensten im Herzogtum Berg. Er hatte zwei Romane und zahlreiche philosophische Abhandlungen veröffentlicht und unterhielt eine ausgedehnte Korrespondenz mit so gut wie allen Geistesgrößen seiner Zeit. Unter § XXIV, 3 wurden zu Klassensekretären ernannt: für die I. Klasse der Oberhofbibliothekar Johann Christoph Freiherr von Aretin (1772–1824), für die II. der geheime Rat Freiherr von Moll (1760–1838) und für die III. der geistliche Rat Lorenz Westenrieder (1748–1829).

Schlichtegroll folgte dem Ruf nach München im Sommer 1807. Nach seiner Ankunft schrieb er seinem Gothaer Freund, dem Altphilologen Friedrich Jacobs (1764–1847), am 16. Juni 1807: «*Die Schätze der Bibliothek sind unermesslich, die Akademie kann etwas werden, was bis jetzt nicht in Deutschland und nirgends noch registrirt*» und «*Das Akademische Gebäude [ehem. Jesuiten Collegium] ist ein Labyrinth von Sälen und Zimmern, und wenn die Bibliothek einst geordnet sein wird, so hat sie das schönste Local, was man sich wünschen kann.*»[16] Er rät dem Freund, auch nach München zu kommen, weil die ökonomischen Bedingungen überaus günstig seien, und schreibt von der freudigen Aussicht, «*als Kolonisten in diesem fremden Land vielleicht inniger vereint als jemals zu leben*».[17] Hier fällt dieses schlimme Wort. Dass die Neuberufenen sich als Kolonisten fühlten und wohl auch so verhielten, hat zu manchem Ungemach geführt. Jacobs kam, ging aber 1810 zurück nach Gotha. Diesem Umstand ist es zu verdanken, dass Schlichtegroll ihm in über 250 Briefen von seiner Tätigkeit an der

Akademie berichtet hat. Die Briefe befinden sich im Nachlass von Jacobs in der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek.

In München warteten nun völlig neue Aufgaben auf den ersten Generalsekretär. Er hatte nicht nur die normalen Geschäfte des Akademiebetriebs wie Schriftwechsel, Herausgabe von Veröffentlichungen, Zusammenstellung der Jahresberichte, Verfassen von Nekrologen, Leitung und Protokollieren von Sitzungen und dergleichen zu besorgen. Vielmehr oblagen ihm die gesamte Geschäftsführung, Verwaltung und der Ausbau aller schon vorhandenen Attribute sowie der Aufbau und die Einrichtung der neu hinzugekommenen wie des Botanischen Gartens, des Chemischen Laboratoriums, der Sternwarte und des Anatomischen Theaters. Die fünf Jahresberichte, die er von 1808 bis 1812 verfasste, sind hochinteressant und geben Zeugnis von der Vielfalt seiner Tätigkeiten und Bemühungen. Im ersten Jahresbericht betonte er, dass durch die Verwaltung der Attribute auch diejenigen die Nützlichkeit der Akademie anerkennen müssten, die die Daseinsberechtigung reiner Wissenschaft nicht zu sehen vermöchten.[18] Er nahm damit Bezug auf die Kritik an der Rede «Ueber gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck», die Präsident Jacobi bei der Eröffnung der neu konstituierten Akademie am 27. Juli 1807 gehalten hatte. Jacobi hatte betont, dass bloße Nützlichkeit nicht der höchste Zweck der Wissenschaft und kein Maßstab für ihren Wert sein dürfe und dass die Geschichte der Erfindungen beweise, dass die wichtigsten und nützlichsten sich oft erst im Nachhinein und unvermutet aus den Forschungen ergeben hätten. Auch in der Folgezeit wurde die Nützlichkeitsfrage von verschiedenen Seiten immer wieder aufgegriffen. Ferner wurde der Akademie vorgeworfen, sie sei zu teuer und leiste im Vergleich zur «Alten Akademie» zu wenig, außerdem sei sie wegen der vielen norddeutschen Mitglieder kein bayerisches Institut mehr.

Der Gelehrtenstreit

Am 1. Februar 1808 berichtete der österreichische Gesandte Graf Stadion nach Wien: «*Die hiesige Akademie der Wissenschaften ist [...] aus so heterogenen Mitgliedern zusammengesetzt, dass von*

ihr weniger Zusammenwirkung, als innerlicher Streit zu erwarten steht.» Jacobi, der Präsident, sei ein guter Mann, aber fanatisch und zu alt. Weil er der Meinung sei, die bayerische Geisteskultur tauge nichts und müsse durch eine fremde ersetzt werden, sei eine «*ganze Kolonie norddeutscher Gelehrter oder Vielwisser [...] hierher gerufen worden, die ihre kümmerliche Celebrität in Gotha, Jena oder Halle gegen gute Besoldung und Aussichten neuen Ruhms*» in München vertauscht hätten. Diese hätten ihr Wirken mit der Erklärung begonnen, dass alles besser und anders werden müsse. Das habe natürlich den Widerstand der alten bayerischen Gelehrten hervorgerufen. Es werde nur gestritten. Nichts geschehe.[19]

Hinzu kam der Streit mit dem Freiherrn Johann Christoph von Aretin, der seit 1803 Direktor der Königlichen Hof- und Centralbibliothek war. Seine Verdienste von 1803 um die Rettung der klösterlichen Bücherbestände sind unbestritten. Aretin, von Haus aus Jurist, war von 1804 bis 1806 als Vizepräsident praktisch der mächtigste Mann in der Akademie gewesen. Er galt als aufbrausend und herrisch. Schon 1806 war es zu einem grotesken Zwischenfall gekommen. Westenrieder berichtet in seinem Tagebuch: «*Am 11. April kam der Bibliotheksdirektor Aretin mit dem Grafen Arco, Gemahl und Oberhofmeister der Churfürstin Maria Leopoldine, und forderte den jüngst gewählten Vizepräsidenten in seinem Zimmer auf einen Zweikampf mit Pistolen heraus.*»[20] Vizepräsident von Moll hatte Aretin in einer Sitzung mit «nachdrücklichen Erinnerungen», offensichtlich im Hinblick auf sein Bibliotheksamt, bedacht, ihn aber nicht persönlich beleidigt, weshalb man sich schließlich gütlich einigte.

Durch die Neuorganisation war Aretin als Oberhofbibliothekar praktisch kaltgestellt worden, da für die Verwaltung der Bibliothek als Attribut der Gesamtakademie nun eine Bibliothekskommission zuständig war. Aretin war wohl ein guter Bücherkenner, ein Bibliomane, aber kein ausgebildeter Bibliothekar: «*Selbst unangeführt, ungeübt und unerfahren, konnte er seine Untergebenen nicht gehörig anführen, üben, bilden und leiten*», schrieb Jacobi am 11. Oktober 1807 an Montgelas.[21] Das war der Grund für die Berufung des Gothaer Bibliothekars Julius Wilhelm Hamberger (1754–1813) im März 1808 nach München, der gleichberechtigt mit Aretin sein sollte, was nichts als Ärger und Streit brachte. Hamberger war

schwierig, konnte sich nicht durchsetzen und wurde zum Schluss geisteskrank.

1809 kam es dann zum Eklat. Aretin, der über sich in Jacobi und Schlichtegroll zwei «Nordlichter» erdulden musste und neben sich in Hamberger ein weiteres, ließ anonym eine Flugschrift erscheinen, in der er alle protestantischen norddeutschen Gelehrten als Feinde Napoleons bezeichnete – was auf die meisten zwar zutraf, aber gefährlich werden konnte, denkt man an das Schicksal des Buchhändlers Palm, der 1806 hingerichtet worden war. «*Die ganze lutherische Sekte ist es, die ihn, den Helden des Jahrhunderts, anfeindet*», heißt es da, und weiter: «*Die Norddeutschen (mit wenigen Ausnahmen) verachten und haßen die Süddeutschen. [...] Wenn es ihnen gelingt (wo vor Gott sey) unsere üppige Lebensfülle mit ihrer nördlichen Kälte und Steifheit zu ersticken, so ist unser Vaterland unwiderbringlich zu Grunde gerichtet.*»[22]

Die Betroffenen, die zwar nicht namentlich genannt wurden, aber gut kenntlich waren, nämlich Jacobi, Schlichtegroll, Jacobs, Anselm von Feuerbach (1798–1851) und Friedrich Emmanuel Niethammer (1766–1848), erhoben Beleidigungsklage beim Stadtgericht, die aber abgewiesen wurde, weil kein «*äußerer Angriff auf die Ehre der Kläger*» vorliege.[23] Der König verbot schließlich beiden Parteien weitere Aktionen. Jacobs ging 1810 entnervt nach Gotha zurück, und der Polizeidirektor meinte, die anderen seien nur wegen ihrer hohen Gehälter geblieben.[24] Einen neuen Höhepunkt erreichte die Spannung, als am Rosenmontag 1811 abends ein Mordanschlag auf den Altphilologen Friedrich Wilhelm von Thiersch (1784–1860) verübt wurde. Obwohl Aretin, wie sich später herausstellte, damit nichts zu tun gehabt hatte, sah man in ihm den Anstifter, was schließlich dazu führte, dass er sich auf eigenen Wunsch an das Appellationsgericht in Neuburg an der Donau versetzen ließ. Schlichtegroll schreibt am 3. April 1811 an Jacobs: «*Alle Akademiker [...] sind voller Freude darüber. [...] Die Akademie wird aufblühen wie ein Baum, in dessen Krone ein Zentnerstein gelegt war.*» Vier Tage später berichtet er, Thiersch gehe jetzt nur noch mit der Pistole in der Hand aus und Niethammer mit einem starken «*Mann aus der Au*», einem Leibwächter; «*das alles wirkt aber bloß zu unserem Nachtheil.*»

Der Rücktritt Jacobis

«S[chelling] ist ein fester, grausamer Mann, denn grausam ist der, der gegen den milden Jacobi so stacheln (?) kann», schrieb Schlichtegroll am 21. Juli 1811 an Jacobs, und am 13. Februar 1812: *«Schellings Behandlung unseres ehrwürdigen Jacobi hat mir über die Maßen weh getan. [...] Nach der ersten Erschütterung trägt Jacobi es mit Würde und will nicht antworten.»* Vorangegangen war Folgendes: Nach Schellings Abhandlung über die menschliche Freiheit von 1809, die mehrere Angriffe auf Jacobi enthielt, hatte Jacobi in seiner Schrift «Von den Göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung» 1811 versteckt, aber unzweideutig Schelling angegriffen und mit ihm abgerechnet. Diese Schrift kostete Jacobi übrigens nach über 40-jähriger Verbindung endgültig die Freundschaft Goethes. Schelling antwortete 1812 mit einer Streitschrift, deren Titel eine Kampfansage war: «F.W.J. Schellings Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen u.s.w. des Herrn Friedrich Heinrich Jacobi und der ihm in derselben gemachten Beschuldigung eines absichtlich täuschenden, Lüge redenden Atheismus». Martin Heidegger schreibt, diese Streitschrift gehöre neben denen Lessings zu den glänzendsten dieser Gattung im deutschen Schrifttum. Sie habe auch entsprechend gewirkt. Jacobi sei damit sogar bei seinen Freunden erledigt gewesen.[25]

Im März 1812 wurde schließlich noch der Geheime Rat von Ringel zum Bibliotheksdirektor und zum «Commissair bey der Akademie für alles Oekonomische» ernannt. Am 4. Juni 1812 schreibt Schlichtegroll dem Freund: *«Sichtbar ist der Minister nicht damit zufrieden, dass Jacobi sich seines Amtes als Präsident nicht kräftiger annimmt.»* Das sei auch der Grund für die Anstellung Ringels, die genau genommen eine neue Beleidigung für Jacobi sei. Jacobi denke an Rücktritt. Ringel habe schon bewirkt, dass alles lebendiger und rascher gehe. Für ihn selbst bedeute das Mehrarbeit, aber er sei ganz zufrieden, jemanden zu haben, mit dem er sich austauschen könne. Jacobi habe zu wenig für die Außenwirkung getan. Am 18. September 1812 wurde Jacobi auf eigenen Wunsch unter Fortzahlung seiner vollen Bezüge von 5000 fl. in den Ruhestand versetzt.[26]

Daraufhin griff die Regierung durch königliches Reskript vom 4. Oktober 1812[27] lenkend in den Geschäftsgang der Akademie ein

und ordnete aufgrund der «*bisherigen Erfahrungen*» an, die Stelle des Präsidenten solle «*ceßieren*» und der Generalsekretär habe die Leitung zu übernehmen. Die Klassen sollten selbständig sein und die Klassensekretäre direkt an die Obrigkeit berichten. Der Geschäftsgang sollte erleichtert und vereinfacht werden, alle überflüssigen Schreibereien hätten aufzuhören, «*damit die mit der Leitung des Instituts insbesonders beauftragten Mitglieder um so ungestörter den wissenschaftlichen Zweck vor Augen haben und verfolgen können*». Die Klassensekretäre Moll und Westenrieder wurden bestätigt, während Schlichtegroll, der durch die Abnahme des Rechnungswesens durch Ringel und durch die neuen Vorschriften entlastet worden sei, die Geschäftsführung der I. Klasse zu übernehmen habe. Es ist schwer verständlich, warum Schlichtegroll mit diesen Anordnungen überhaupt nicht einverstanden war und immer wieder, zuletzt neun Jahre später, beklagte, das Reskript habe die Einheit der Akademie zerstört.[28]

Schlichtegroll als Leiter der Akademie

Schlichtegroll führte nun also seit 1812 auch die Geschäfte des Präsidenten – dieses Amt blieb bis 1827 unbesetzt. Er war überfordert. Wie ein roter Faden ziehen sich seine Klagen durch die Briefe an Jacobs: Immer wieder ist von Verdruss an der Akademie, von akademischer Quälerei, von seiner Galeere oder von der spröden Geliebten Academia die Rede. Es sei keine Freude dabei, täglich Missverständnisse zu schlichten, täglich Tadel zu tragen «*von oben her, von den Seiten her, von unten her*». Am 10. April 1815 schreibt er: «*selbst das Theilnehmen der Mitglieder an der Ak.[ademie] ist bis auf Null gesunken*», und er wundert sich, «*dass das Ding gleichwohl noch nothdürftig hält*». Er glaubt, dass Rettung nur durch einen starken Präsidenten möglich sei, der «*eingreifen, ermuntern und auffordern könne*», der zuweilen beim Minister mündlich vortragen dürfe und in seinem Ansehen nötigenfalls gegen die «*Beschwerden und Widersetzlichkeiten*» der Mitglieder unterstützt werde.[29]

Eine Verbesserung der Verhältnisse erhoffte sich Schlichtegroll von einer Änderung der Statuten, an der er seit 1812 arbeitete. Neben einem mächtigen Präsidenten – wobei er zunächst an den Kö-

nig selbst, dann an den Minister, also Montgelas, schließlich aber an ein auf drei Jahre ernanntes Mitglied dachte – hoffte er, ein Senat *«möge Regel und Ordnung und so Gott will Leben»* in die Akademie bringen.[30] Gemeinsam mit Schelling, der ihn 1817 als Klassensekretär ablöste, und Moll erarbeitete Schlichtegroll seit 1816 einen Satzungsentwurf, der der Regierung seit 1818 zur Genehmigung vorlag. Diese ließ fünf Jahre auf sich warten, erst am 23. Oktober 1823, nach Schlichtegrolls Tod, kamen neue Statuten. Schlichtegroll, der das Heil der Akademie und auch sein eigenes in dieser Satzungsänderung sah, berichtet dem Freund in Gotha mit zunehmender Verzweiflung, dass der zuständige Minister Zentner nie Zeit habe und dass nichts vorangehe. *«So gehen mir die Tage unter Erwartung hin und unter Abwehren der Inconvenienzen, die mit einem solchen Zustand verbunden sind»* (18.7.1821), *«Das lange Warten auf Etwas wirkt auf die Sache wie eine geistige Auszehrung und Schwindsucht»* (10.6.1821). Die Akademie war in der Tat in Erwartung der Änderungen vollkommen gelähmt. So wurde z.B. laut Sitzungsprotokoll vom 4. Juli 1818 über den Antrag des Bibliothekars Joseph Scherer (1776–1829) auf Anstellung des Sprachforschers Johann Andreas Schmeller (1785–1852) als Adjunkt nicht entschieden, weil *«bis zur Vollendung der Revision der Verfassung»* keine Stellen besetzt werden dürften. Scherer war so verärgert, dass er nicht mehr zu den Sitzungen erschien.

Zweimal im Jahr fanden öffentliche Sitzungen der Akademie statt, nämlich am Stiftungstag, dem 28. März, und am 12. Oktober, dem Namenstag des Königs. Am Maximilianstag erstattete der Generalsekretär den Jahresbericht. In den ersten Jahren berichtete er vorwiegend über Stand und Fortgang der Arbeiten an den Attributen: *«Diese notwendige, halb mechanische Beschäftigung für Dach und Fach hat die wissenschaftliche Tätigkeit der Akademie nicht ganz gehindert»*, heißt es 1808.[31] Er referierte aber auch über Neuwahlen, über die erstellten Gutachten oder über spektakuläre Erwerbungen wie den Codex des Nibelungenlieds.

Diesen Jahresberichten ist zu entnehmen, dass sich Schlichtegroll, wohl auf Anregung von oben, bemühte, die Akademie nach außen zu öffnen. Für einzelne Attribute führte er geregelte Öffnungszeiten ein, für andere gab es, meist im zeitlichen Umfeld der beiden öffentlichen Sitzungen, Tage der offenen Tür, wie man heute

sagen würde. «*Der fortdauernde bescheidene Besuch von allen Ständen [beweist], dass die wohlwollende Absicht der Regierung mit Dank anerkannt wird, obwohl sie von Einzelnen auch heftigen Tadel hat erdulden müssen.*»[32] Für die Mitglieder richtete Schlichtegroll einen Jour fixe ein. Seit dem Winter 1810 fand man sich jeden Samstagabend zur geselligen Unterhaltung im Sitzungssaal ein. Dort wurden Neuerwerbungen der Bibliothek und der Sammlungen sowie die neuesten Zeitschriften ausgelegt. Auch die Ehrenmitglieder waren eingeladen, und alle konnten durchreisende Gelehrte und Künstler einführen. Schmeller schildert 1815 einen solchen Abend: «*Abends ging ich in den Zirkel des hiesigen Gelehrten Ausbundes auf der Akademie, wo mich Schlichtegroll mit dem trefflichen, ganz in meinem Sinne sprachforschenden Bibliothekar Scherer bekannt machte.*»[33]

Schlichtegroll bemühte sich sehr, die unbeliebten und teuren Akademieuniformen, die durch Verordnung vom 19. Juni 1807 vorgeschrieben worden waren, wieder abzuschaffen. Er schreibt, die Uniform sei nur eine Last und werde nie gehörig eingeführt werden können. Er schlägt schwarze Kleidung vor und ein Abzeichen, das auf der einen Seite die Chiffre des Königs tragen solle, auf der anderen das Motto der Akademie *Rerum cognoscere causas*. Im Mitgliedsakt Schlichtegrolls finden sich feine Entwurfszeichnungen für dieses Abzeichen, das nach seinen Vorschlägen an alle, auch die korrespondierenden und Ehrenmitglieder, verliehen werden sollte, die man auf diese Weise besser an die Akademie binden könne. Kurioserweise schlägt er – als sparsamer Hausvater – vor: «*Wer unter den jetzigen Mitgliedern eine Uniform hat, mag sie vollends auftragen, außer der Akademie.*» Leider konnte sich Schlichtegroll mit diesen Vorschlägen nicht durchsetzen. Die Uniform blieb und geriet erst sehr viel später nach und nach in Vergessenheit. König Max I. legte großen Wert auf diese Dienstkleidung; so monierte er z. B. bei der Sitzung am Maximilianstag 1820, dass «*so viele Mitglieder fehlten und mehrere nicht in Uniform waren*».[34]

Die Attribute und sonstige Vorhaben der Akademie

In den ersten Jahren seiner Tätigkeit hatte sich Schlichtegroll, dem Auftrag des Königs folgend, in erster Linie mit den Attributen zu befassen. «*Es ist einmalig, eine Akademie der Wissenschaften neben ihrem rein wissenschaftlichen Hauptszwecke zugleich unmittelbar für den Regenten und den Staat zu benutzen*», schreibt er.[35] Das Hauptattribut war die der Gesamtakademie zugeordnete Königliche Central-Bibliothek, die heutige Bayerische Staatsbibliothek. Für ihre Leitung war ein Verwaltungsausschuss unter dem Vorsitz des Präsidenten eingesetzt worden, dem der Generalsekretär und Mitglieder aller Klassen angehörten. Die Bibliothek war, wie auch die Akademie, im Wilhelminum, dem ehemaligen Jesuitenkolleg an der Neuhauser Straße, untergebracht und platzte dort aus allen Nähten. Ihr Bestand hatte sich in wenigen Jahren durch die Säkularisation und die Bestände der Mannheimer Kurfürstlichen Bibliothek verdoppelt. Die Räume und die Regale reichten nicht, die Katalogisierung kam nicht voran, das Personal war zu knapp, und die Benutzbarkeit litt. Der versprochene Anbau ließ auf sich warten, er wurde erst 1812 fertig. Die Bibliothekskommission der Akademie hatte einmal im Monat zu tagen. Sie wurde von der Regierung streng überwacht und hatte ihre Protokolle sowie tabellarische Übersichten über die Arbeit jedes einzelnen Mitarbeiters an höchster Stelle vorzulegen. Schlichtegroll interessierte sich sehr für die Bibliothek und versuchte immer wieder vergeblich, sein ihm mit den Jahren immer beschwerlicher werdendes Amt des Generalsekretärs mit dem des Bibliotheksdirektors zu vertauschen. 1814 übernahm er als Vertreter des Bibliotheksdirektors Ringel praktisch die Leitung der Bibliothek, was sich sehr günstig auf den Geschäftsgang auswirkte. 1817 wurde er dann doch noch zum Direktor ernannt,[36] allerdings zusätzlich zu seinem Hauptamt. Lediglich das Amt des Sekretärs der I. Klasse konnte er gleichzeitig an Schelling abgeben.

Sehr am Herzen lag Schlichtegroll das Münzkabinett, hier gelangen ihm bedeutende Erwerbungen, und hier war er, ebenso wie in der Bibliothek, Fachmann. Das Antiquarium, das in ziemlicher Unordnung war, sollte umziehen, blieb dann aber nach einigem Hin und Her in der Residenz an Ort und Stelle. Dorthin kamen alle

neu ergrabenen Funde, römische und altdeutsche Altertümer und auch die ersten ägyptischen Erwerbungen. Der Botanische Garten wurde unter der Leitung des Botanikers Franz von Paula von Schrank (1747–1835) mithilfe des Hofgartenintendanten Friedrich Ludwig von Sckell (1750–1823) angelegt. Das Chemische Institut, obwohl Berufungszusage für den 1807 aus Pommern berufenen Chemiker Ferdinand Adolph Gehlen (1775–1815), wurde erst 1815/16, nach Gehlens Tod, in der Nähe des Botanischen Gartens gebaut. Die Sternwarte in Bogenhausen wurde 1820 fertig, und das Anatomische Theater, das dem Anatomen Samuel von Soemmering (1755–1830) bei seiner Berufung 1805 versprochen worden war, ist erst zwanzig Jahre später von Leo von Klenze (1784–1864) an der Ecke Schiller-/Pettenkoferstraße errichtet worden.[37]

Dem Veröffentlichungsverzeichnis ist zu entnehmen, dass die Akademie seit 1807 keineswegs untätig war, wobei der Löwenanteil der Beiträge, über 100, aus der naturwissenschaftlichen Klasse kam.[38] Als wissenschaftliche Zentralanstalt unterstützte die Akademie auch die verschiedensten Forschungen. So wurde der Verfasser des Bayerischen Wörterbuchs Johann Andreas Schmeller (1785–1852) seit 1816 gefördert, Mitglied wurde er erst 1824. Joseph von Fraunhofer (1787–1826), Mitglied seit 1817, war am Ende seines kurzen Lebens bei der Akademie angestellt, allerdings moniert der Botaniker Carl Ritter von Martius (1794–1868) in einem Brief an seine Frau: «*wo man einen Fraunhofer mit 800 fl. sich hat die Schwindsucht anlesen lassen.*»[39] Schlichtegroll förderte auch den Erfinder der Lithographie, Aloys Senefelder (1771–1834), indem er ihn 1818 zur Veröffentlichung seines Werks «Vollständiges Lehrbuch der Steindruckerey» überredete und die Vorrede dazu schrieb. 1802 erhielt der Techniker und Mechaniker Georg von Reichenbach (1772–1826), Mitglied seit 1808, einen Vorschuss von 600 fl. aus der Akademiekasse, um ihm die ungestörte Arbeit an seinen Instrumenten zu ermöglichen.

Im Juli 1815 wurden in der Nähe von Salzburg, das seit 1809 zu Bayern gehörte, Teile eines römischen Mosaikfußbodens gefunden. Die Akademie als zentrale Wissenschaftsbehörde machte sich an die Ausgrabung. Zunächst fuhr der Altphilologe Friedrich Wilhelm von Thiersch nach Salzburg, sicherte das Gelände und berichtete von einem sehr qualitätsvollen Fußbodenmosaik mit der Darstel-

lung von Theseus und Ariadne. Am 20. August 1815 machte sich Schlichtegroll selbst mit dem Fachmann für römische Archäologie, dem Konservator am Antiquarium Bernhard Stark (1767–1839), und dem Hofmaler Domenico Quaglio (1787–1837) auf den Weg nach Salzburg. Quaglio fertigte eine wunderschöne Zeichnung des Theseus-Mosaiks an.[40] Stark führte die Grabung mithilfe von bis zu 32 Arbeitern vom 25. August bis zum 11. Oktober 1815 weiter, wobei er wesentlich methodischer vorging als Thiersch. Insgesamt wurden 15 z.T. nur noch als Fragment erhaltene Mosaikböden entdeckt. Stark schlug vor, die Funde in situ zu belassen, zu überbauen und so der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Möglicherweise zweifelte Schlichtegroll aus politischen Gründen bereits damals an der Durchführbarkeit dieser Pläne. Jedenfalls berief er Stark ohne Angabe von Gründen nach sechs Wochen zurück, überließ die Grabungsaufsicht dem Kgl. Landgericht und behinderte die Museumspläne nach Kräften.[41] Dem Gothaer Freund schrieb er am 15. Oktober: «*Prof. Stark war neulich von der Ak.[ademie] nach Salzburg geschickt worden wegen des dort aufgefundenen Mosaiks. […] Er sollte etwa 8 Tage bleiben. Da er aber 8 fl. Diäten täglich bezog dehnte er den Aufenthalt in die 7. Woche aus.*» Wohl zu Recht warf Stark dem Generalsekretär eine «*durchaus dilettantische Auffassung von den Aufgaben der Archäologie*» vor. 1816 kam Salzburg dann an Österreich, und die Mosaikböden wanderten nach Wien.

In die Amtszeit Schlichtegrolls fiel auch die berühmte, von 1817 bis 1820 durchgeführte Brasilienreise von Johann Baptist Ritter von Spix (1781–1826) und Carl Ritter von Martius. Auch hier blieb der Ärger nicht aus. Bereits vor der Rückkehr der beiden Forscher wurde von verschiedenen Seiten eingewendet, es wäre viel billiger gewesen, die fremden Naturalien zu kaufen. In der Sitzung zum Maximilianstag 1819 trat der Botaniker von Schrank diesen Vorwürfen entgegen: «*Man kauft nur, was man kennt. Geht man hin, so findet man, was bisher unbekannt war.*» Die Naturwissenschaft habe nur durch neuere Reisen von Gelehrten in kürzester Zeit erstaunliche Fortschritte gemacht, «*während sie in den vorangegangenen Jahrhunderten fast auf dem Punkte stehen geblieben, auf welchem sie von Aristoteles gelassen worden*».[42] Schlichtegroll befürchtete, dass die beiden Reisenden zu Hause mit Anmaßung und Eitelkeit auftreten würden: «*Aber das muß getragen werden,*

denn sie haben ihr Leben an die Wissenschaft gesetzt gehabt und sind wie vom Schlachtfeld kommend anzusehen», schreibt er am 27. November 1820 an den Freund. «*Du hast recht vermuthet, mein theurer Freund, dass die brasilianischen Revenants in unser baufälliges akademisches Haus manchen Spuk und Gespensterlärm bringen würden*», berichtet er am 6. Februar 1821. Offenbar kursierten die wildesten Gerüchte, z. B. über Millionen von mitgebrachten Insekten oder über die Größe und Dicke der brasilianischen Bäume. Er selbst sei zwar bereit, sich alles geduldig anzuhören, nicht aber dann, wenn Forderungen nach einer Reihe von Zimmern für die angeblichen Millionen von Insekten und Pflanzen erhoben würden.

Schlichtegrolls eigene Arbeiten

Außer den Jahresberichten und den Jahreschroniken hat Schlichtegroll vier Nachrufe, nämlich auf Christian Friedrich Pfeffel (1726–1807), Anton Graf von Törring-Seefeld (1725–1812), Johann Nepomuk von Krenner (1759–1812) und zusammen mit Thiersch und Cajetan von Weiller (1761–1826) auf Jacobi, verfasst. Ferner hielt er am 12. Oktober 1811 eine Festrede über die Geschichte des Studiums der alten Münzkunde und am 28. März 1818 eine weitere «Über die bei Rosette in Ägypten gefundene dreyfache Inschrift». Der Veröffentlichung dieser letzteren Arbeit fügte er eine Lithographie der Inschriften des Steins von Rosette bei und eine Übersetzung des griechischen Textteils. Damit wollte er die Forscher in aller Welt auf den Stein aufmerksam machen und durch die beigegebene Abbildung zur Entzifferung der Hieroglyphen anregen.

Schlichtegroll – kein Freund der Franzosen – war froh über den Bündniswechsel des Königs im Jahr 1813. Seiner Begeisterung über die bayerische Verfassung von 1818 verleiht er in den Festreden 1818 und 1819 beredt Ausdruck. Am 28. März 1819 nannte er sie «*welthistorisch*» und meinte, sie werde in ihren Grundzügen bestehen, «*so lange es ein Baiern gibt, so lange die Sonne über dasselbe auf- und untergeht*».[43]

Der König würdigte Schlichtegrolls Wirken: Schon 1808, bei der erstmaligen Verleihung des neu gestifteten Ordens der Bayerischen Krone, ernannte er ihn zum Ritter. 1813 folgte der erbliche

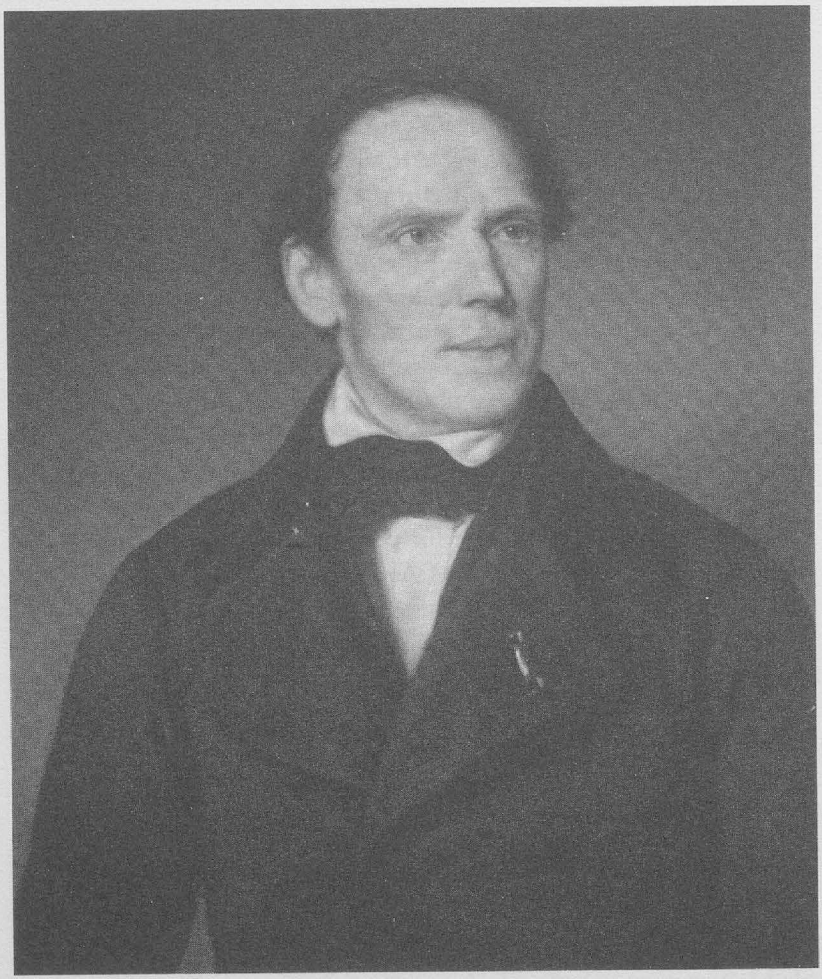
Adel. Privat muss Schlichtegroll ausgesprochen liebenswürdig und hilfreich gewesen sein. «*Sein ganzes Wesen war versöhnender Natur*», so Weiller in der Gedenkrede. Mit seiner Frau führte er ein geselliges Leben, sein Haus stand den in München wohnenden und den durchreisenden Gelehrten offen. Schmeller erwähnt in seinem Tagebuch häufig Abende oder auch Mittagessen dort. «*Ein freundliches Haus, Schlichtegrolls Haus*», schreibt er. Ab 1818 klagte Schlichtegroll in seinen Briefen an den Freund häufig über seinen schlechten Gesundheitszustand. An Moll schrieb er 1820, dass er seinen Aufgaben «*bey meiner jetzigen Gesundheit, bey meiner Individualität und der Gesinnung mancher Mitglieder der Akademie gegen mich, nicht mehr gewachsen*» sei.[44] Wiederholt bat er den Minister Zentner unter Hinweis auf seine Gesundheit um Entlassung aus dem Amt des Generalsekretärs und bot an, sich allein der Bibliothek zu widmen.[45] In der Nacht vom 3. auf den 4. Dezember 1822 starb er, erst 57 Jahre alt, in München. Auf dem Alten Südlichen Friedhof fand er seine letzte Ruhe. In seiner Gedächtnisrede auf Schlichtegroll beim Stiftungsfest 1823 sagte Cajetan von Weiller: «*Wenn seine Zeit und seine ganze übrige Kraft, besonders seine Gewalt über die Umstände, nur auch unermeßlich gewesen wären, wie seine Liebe [zur Akademie] – vorzüglich in den letzten Jahren, in welchen er allein an der Spitze stand, der Akademie wäre in äußerer wie in innerer Hinsicht nichts zu wünschen übrig geblieben.*» Seine riesige Korrespondenz habe er in der Nacht oder am frühen Morgen geführt. «*Er trat, anstatt gestärkt an seine Tagesarbeit zu gehen, schon ermüdet in sein Amtszimmer.*» Ständig habe er sich überfordert, was ihn schließlich krank und missmutig gemacht habe. Manchmal habe er gesagt: «*Ach! Freund! Ich unterliege meinen Geschäften – und er unterlag leider wirklich.*»[46]

Die Nachfolgeregelung gestaltete sich fünf Jahre lang höchst provisorisch. Zunächst wurde der 74-jährige Lorenz von Westenrieder als «stellvertretender» Generalsekretär eingesetzt. Schlichtegroll hatte zuvor wiederholt über Westenrieder geklagt, der zu alt und zu stumpf sei und für das Amt des Sekretärs nicht mehr geeignet. Ihm folgte von 1823 bis 1825 Cajetan von Weiller, «*der beteuerte, wie sehr er gegen seine Wünsche mit dem neuen Wirkungskreis überrascht worden sei*». Er nannte sich laut Schmeller «beständiger Sekretär», der Titel Generalsekretär sei ihm zu admi-

nistrativ gewesen.[47] Nach ihm war seit 1825 der fast 80-jährige Botaniker Franz von Paula von Schrank stellvertretender Generalsekretär.

König Ludwig I. (reg. 1825–1848) verlegte 1826 die Ludwig-Maximilians-Universität von Landshut nach München. 1827 erhielt die Akademie eine neue Satzung, die weitgehend auf diejenige von 1759 zurückgriff und im Wesentlichen bis 1923 Bestand hatte. Die hauptamtliche Mitgliedschaft, die sich nicht bewährt hatte, wurde abgeschafft und mit ihr auch das Amt des Generalsekretärs. Die Königliche Central-Bibliothek wurde als selbständige Einrichtung dem Innenministerium unterstellt, die Sammlungen und die übrigen Einrichtungen kamen, soweit sie dafür geeignet waren, an die Universität. Alle anderen wurden unter einem Generalkonservatorium zusammengefasst, Generalkonservator war bis 1936 der Akademiepräsident in Personalunion. Mit Schelling wurde nun auch nach 15 Jahren wieder ein Akademiepräsident bestellt. Montgelas schrieb später in seinen Denkwürdigkeiten, die Berufung der fremden Gelehrten habe ihren Zweck vollständig verfehlt. Die Neuankömmlinge hätten sich für Missionare gehalten, zur Belehrung von Wilden berufen, ihre Anmaßung habe die Bayern empört.[48]

Schlichtegroll hat sich mit seiner ganzen Lebens- und Arbeitskraft für die Akademie eingesetzt. Akademien seien «*heilige Stiftungen unserer Vorfahren. […] wäret Ihr so weit, sie vernichtet zu haben […] – wo sollte der Segen wieder herkommen, den sie ausgegossen*», schloss er seinen ersten Jahresbericht.[49]



Johann Andreas Schmeller (1785–1852)

Der Sprachforscher Bayerns

Anthony Rowley

Johann Andreas Schmeller gehört zu den Gründern des Fachs Deutsche Philologie; insbesondere war er der Erste, der sich als Philologe mit den Mundarten auseinandersetzte. Als Bibliothekar der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek in München hat er auch große Verdienste um die Ordnung und Auswertung der Handschriften erworben, die nach der Säkularisation aus ganz Bayern nach München gebracht wurden. Im Jahr 1801 begann der noch nicht ganz sechzehnjährige Schmeller als Schüler in München Tagebuch zu führen,[1] eine Gewohnheit, die er bis zu seinem Tode beibehielt. Die Tagebücher geben wichtige Einblicke in das Münchner Alltagsleben sowie die Geschichte der Universität und der Akademie der Wissenschaften in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Für die Fachwelt sind die Leistungen Schmellers als Philologe und als Bibliothekar nicht überholt; sein «Bayerisches Wörterbuch» ist noch heute im Druck und steht auch in den Regalen der Buchhandlungen; es gibt kaum ein weiteres streng philologisches Werk, bei dem dies nach über hundert Jahren der Fall ist. Eine Schmeller-Büste ist in der Ruhmeshalle Walhalla aufgestellt.

Erzieher und Soldat – Kindheit, Jugend, Wanderjahre

Schmeller kam am 6. August 1785 in Tirschenreuth in der Oberpfalz als fünftes Kind einer armen Familie zur Welt. Schon kurz nach seiner Geburt zog die Familie nach Rinnberg bei Pfaffenhofen an der Ilm. Hier wuchs der Junge sowohl mit dem Stiftländer nordbairischen Dialekt der Eltern als auch mit dem Mittelbairischen seiner neuen Heimat auf – was für seine spätere Entwicklung sicher nicht ohne Bedeutung war. Sein Vater, einfacher Korbflechter

und Kleinbauer, brachte ihm Lesen und Schreiben bei. Mit diesem Vorsprung gegenüber seinen Altersgenossen durfte er im Alter von neun Jahren im Auftrag des Pfarrers den anderen Dorfkindern einen Winter lang Unterricht erteilen: «*bei diesem Amte muste ich schon in meinem zarten Alter eine Miene von Allwißenheit affektiren die mich von allem Umgang mit Meinesgleichen entfernte*», so erinnert er sich im Tagebuch.[2] Trotz ihrer relativen Armut waren Schmellers Eltern bestrebt, den Studienwunsch ihres Sohnes zu erfüllen. Mit seinem elften Lebensjahr begann eine wechselhafte Schulkarriere, die ihn über die deutsche Schule der Benediktiner in Scheyern und das Gymnasium in Ingolstadt zum Gymnasium und Lyzeum nach München führte. Rektor des Münchner Lyzeums war Cajetan von Weiller (1761–1826),[3] ein führender Kopf der Münchner Aufklärung, der den Schüler für die Pädagogik Johann Heinrich Pestalozzis (1746–1827) begeisterte. Schmeller berichtet im Tagebuch: «*In der Erziehungskunde nahm Weiller Pestalozi's ‹Wie Gertrud ihre Kinder lehrt› vor. Der Mann hat eine Kraftsprache [...] Ein Mann, grösser als tausend Bonaparte's. Welches Geschäft ist edler als Menschenerziehung? – Ja Erziehung sei von nun an der Hauptstandpunkt, auf den ich hinarbeiten soll, ja Erzieher will ich werden sei's dann im Priester- oder Schulmeisterkleide!*»[4]

Die Münchner Aufklärung prägte Schmeller ein Leben lang. Der Spitzname, den er sich in dieser Zeit selbst gab – «Habemuth» –, knüpft an den Imperativ «Sapere aude!» an und spielt wohl gleichzeitig auf die Anfangsbuchstaben seines Namens «Schmeller Andreas» an.

Aus Solidarität mit Schulfreunden, die als mutmaßliche Rädelsführer eines mit Argwohn beobachteten Studentenvereins von der Schulleitung gemaßregelt wurden,[5] verließ Schmeller die Schule im Jahr 1803 – ohne Abschluss. In einem hauptsächlich in seinem Heimatdorf verbrachten Winter verfasste er eine von Pestalozzis Gedanken inspirierte Schrift «Über Schrift und Schriftunterricht. Ein ABC-Büchlein in die Hände Lehrender».[6] Neben einer leichten Kritik an Pestalozzis Methode enthält die Schrift eine ausführliche Phonetik mit Entwurf einer Lautschrift (daraus stammt zum Beispiel das Schwa-Zeichen [ə] der Lautschrift der International Phonetic Association IPA für den unbetonten Zentralvokal) und die

wohl ersten in Lautschrift transkribierten Sätze deutscher Mundarten. Für die Schrift fand er keinen Verleger, aber er nahm das Manuskript mit, als er 1804 mit geliehenem Geld zu Fuß in die Schweiz aufbrach, um bei Pestalozzi eine Anstellung in dessen Lehranstalt zu erbitten. Von diesem höflich empfangen, aber letztlich abgewiesen, ließ er sich von einem Schweizer Regiment zum Dienst in Spanien anwerben. Auch als Schweizer Korporal in Tarragona blieb er Pestalozzis Methode treu. 1806 freundete er sich mit dem Hauptmann Franz Voitel (1774–1839) an, der seine Fähigkeiten schnell erkannte; bald wurde er als Lehrer in einer Schule für Soldatenkinder in Tarragona eingesetzt, im November desselben Jahres nahm ihn Voitel als ersten Adjutanten mit, als er beauftragt wurde, eine Pestalozzi-Schule für Offizierssöhne in Madrid aufzubauen. Nach der Schließung der Schule kehrte Schmeller 1808 in die Schweiz zurück. Er unterrichtete hier an verschiedenen Lehranstalten, vor allem über vier Jahre lang in Basel an einer von Samuel Hopf (1784–1830) betriebenen privaten Knabenschule. In Basel fing er auch an, neben seinem Unterricht ernsthafte Sprachstudien zu betreiben.[7] In einer unveröffentlichten Schrift «Hinsicht aufs Vaterländische in der Erziehung» aus dem Jahr 1812 betont Schmeller – für die Zeit keineswegs eine Selbstverständlichkeit – die Wichtigkeit des muttersprachlichen Unterrichts, und zwar auch – fast unerhört – in seiner mundartlichen Form.[8] Und in sein Tagebuch schrieb er die prophetischen Zeilen: «*Mir ward menschlicher Besitzthümer keines, nicht Ahnen, nicht Gold, nicht Äcker – nur die Sprache. Die Worte sind mein Grund und Boden, der mir Brod, vielleicht sogar Ehre ertragen soll.*»[9]

Bevor sich diese Prophezeiung bewahrheiten sollte, tauschte Schmeller das Schulmeisterkleid wieder mit dem Soldatenrock. Als sich Bayern gegen Napoleon wendete, meldete er sich umgehend für sein Vaterland zum Militärdienst und wurde 1814 zum Oberleutnant ernannt. Sein Regiment zog, ohne einen Schuss abzufeuern, im Jahre 1815 hinter den siegreichen Verbündeten nach Frankreich.[10] Auch nach seiner Rückkehr nach München blieb Schmeller einige Jahre lang Oberleutnant der Reserve.

Der «Wortklauber» – Rückkehr nach München

Nach dem Ende des Krieges sprach er im Dezember 1815 während eines Besuchs in München auf dem Weg zu seiner neuen Garnison in Salzburg auch bei Friedrich Ritter von Schlichtegroll (1765–1822) vor, dem Generalsekretär der Königlichen Akademie der Wissenschaften, dem er durch seinen Schweizer Freund Johann Heinrich Zschokke (1771–1848) empfohlen worden war. Durch Schlichtegroll lernte er auch den Bibliothekar Joseph Scherer (1776–1829) kennen, der ganz in seinem Sinne Sprachstudien betrieb. Scherer forderte ihn auf, *«ein baierisches Idiotikon vorzunehmen»*[11], und setzte sich innerhalb der Akademie für das Projekt ein. Schmeller konnte bereits zwei Wochen nach seinem Gespräch mit Scherer ein schlüssiges Konzept «Sprache der Baiern» vorlegen.[12] Er wurde daraufhin unter Fortzahlung des Gehalts für zunächst sechs Monate an die Akademie abgestellt. Kronprinz Ludwig (reg. 1825–1848) gewährte ihm sogar zwei Jahre lang eine Gehaltszulage. Die organisatorische Gestaltung des Projekts nahm die heutige Forschungsförderung der Akademien vorweg, sie war für philologische Studien in Deutschland damals neu, *«da hier zum ersten Mal eine Institution auftritt, die zwischen Mundartforscher und Geldgeber gutachtend vermittelt: die Bayerische Akademie der Wissenschaften. Sie erreichte Schmellers Beurlaubung […], eine akademische Kommission, die man als die erste Wörterbuchkommission bezeichnen darf, erhält halbjährliche Berichte.»*[13]

Schmeller muss die zuständigen Mitglieder der Akademie mit seiner Kompetenz stark beeindruckt haben. Es sei daran erinnert, dass er keine Universitätsbildung, ja nicht einmal einen Schulabschluss vorweisen konnte. Das Vertrauen in ihn war berechtigt. Trotz zahlreicher und wiederkehrender bürokratischer Hürden etwa bei der Finanzierung und der halbjährlich fälligen Verlängerung seiner Beurlaubung erschien im Jahr 1821 als Vorarbeit zum Wörterbuch seine Grammatik «Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt».[14] Von 1827 bis 1837 wurden die vier Teile des Wörterbuchs publiziert.[15] Mit diesen beiden Werken begründete Schmeller die wissenschaftliche Dialektologie. Gerade das Wörterbuch wurde zum Vorbild für eine ganze Reihe von Nachfolgeunternehmungen. Charakteristisch waren die Sorgfalt der Bedeutungs-

angaben – sehr im Gegensatz zu den ersten Bänden des «Deutschen Wörterbuchs» von Jacob (1785–1863) und Wilhelm Grimm (1786–1859) – sowie die Zusammenschau gegenwartssprachlicher und historischer Wortverwendung mit zahlreichen Belegstellen und genauen Quellenangaben. In einer kritischen Würdigung zu Schmellers 200. Geburtstag schreibt Ingo Reiffenstein, der einige Jahre lang das Nachfolgeprojekt der Kommission für Mundartforschung an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften leitete: «*Diesen Wörterbuchtyp hat Schmeller ohne Vorbild neu geschaffen.*» [16]

Schmeller beschäftigte sich neben der Arbeit am Wörterbuch und an der Grammatik vorwiegend mit weiteren philologischen, vor allem sprachlichen Themen. Typisch für ihn ist eine Bemerkung im Tagebuch für das Jahr 1821. Nach einem Aufenthalt in Augsburg, wo er Satzkorrekturen für das Wörterbuch durchgeführt hatte, notierte er, wie er sich von der Arbeit am Wörterbuch ablenkt: «*Um vor langer Weile und Lebens-Überdruß nicht zu vergehen habe ich mir meine Grammatiken in Reihe und Glied gestellt, und so nehme ich jeden Tag eine andere Sprache vor. Sie kommen in der Ordnung: Sanskrit, Persisch, Arabisch, Hebräisch, Madyarisch, Griechisch (alt und neu), Latein, Italienisch, portugiesisch, spanisch, französisch, russisch, böhmisch, polnisch, englisch, dänisch, holländisch.*» [17]

Auch mit den skandinavischen Sprachen, vor allem dem Isländischen, hatte er sich in seinen Basler Jahren beschäftigt;[18] über das altindische Sanskrit legte er in München ausgiebige Notizen an.[19] Obwohl das Deutsche in Gegenwart und Geschichte sein Hauptthema war, brachte er es ganz nebenbei zu einer ordentlichen Beherrschung des Spanischen, des Französischen, des Italienischen und des Tschechischen, für das ihm in späteren Jahren sogar ein Lehrstuhl angeboten wurde.

Schmeller lernte sein Heimatland nach der Rückkehr aus der Fremde erst allmählich wieder schätzen. Zunächst galt er in München als «Schweizer».[20] Hatte er bei seiner ersten Begegnung mit Pestalozzi dessen «*ächt Schweizerische Provinzialsprache*» bemerkt, «*die ich sehr oft nur aus den Mienen verstehe*»,[21] so hatte er sich vor seiner Rückkehr nach Bayern das Schweizerische Deutsch in allen Facetten «*gleichsam als zweite Muttersprache*»[22] angeeignet. Einer seiner ersten Eindrücke auf dem Weg nach München

war ein Kutscher, «*ein Erstlings Muster baierischer Härte und Grobheit*»,[23] der ihn zum Ausruf reizte: «*Warum bin ich nicht in der Schweiz geblieben!*» Erst nach einem Besuch bei seinen Eltern im Heimatdorf Rinnberg äußerte er Gefallen an der bayerischen Landessprache: «*Seit ich die hiesige Sprechart im Munde meiner guten Eltern gehört habe, gewinnt sie wieder besonderen Reiz für mich. Anfangs konnt ich sie gar nicht leiden.*»[24]

Robert Hinderling, ein in Bayern lebender Schweizer, weist darauf hin, dass die lange Abwesenheit wohl eine wichtige Voraussetzung für Schmellers dialektologische Kompetenz war, da sie ihm erst ermöglichte, «*seine eigentliche Muttersprache gewissermaßen von außen zu betrachten*».[25]

Akademie und Universität

Es war die Bayerische Akademie der Wissenschaften, die Schmeller 1816 nach München geholt hatte, und sie blieb sein Leben lang seine wissenschaftliche Wirkungsstätte und geistige Heimat. Die meisten seiner philologischen Beiträge wurden in den «Gelehrten Anzeigen» und in den Denkschriften der Akademie publiziert.[26] 1823 wurde er (auf Vorschlag des Klassischen Philologen Friedrich Thiersch [1784–1860]) zum außerordentlichen, 1829 dann als Nachfolger des verstorbenen Bibliothekars Bernhard Docen (1782–1828) zum ordentlichen Mitglied gewählt. Mit zahlreichen Vorträgen hat er «*sehr aktiv und energisch am Leben seiner Klasse teilgenommen*».[27] Zu seinem Freundeskreis gehörten etwa der Botaniker Carl von Martius (1794–1868) und der Mineraloge Franz von Kobell (1803–1882), dessen «*allerliebste pfälzische und bayerische Poesien*»[28] Schmeller sehr schätzte und der dabei war, als Schmeller 1847 bei einer Wanderung in Tirol einen Oberschenkelhalsbruch erlitt, dessen zu späte Behandlung ihm eine Gehbehinderung bescherte. Der bleibende Schaden hinderte Schmeller nicht daran, der Philosophisch-philologischen Klasse der Akademie von 1848 an als Sekretär zu dienen. Ferner wurde er zum korrespondierenden Mitglied der Akademien der Wissenschaften in Wien, Berlin und Padua gewählt und war außerdem Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften. 1845 wurde ihm der Michaelsorden verliehen, der dem heutigen Verdienstorden entspricht.

Im Vergleich zur Akademie war Schmellers Beziehung zur Universität distanziert. Es war wieder Thiersch, auf dessen Vorschlag hin Schmeller im Jahre 1827 «propter eximia in linguam germanicam merita» zum ersten Doctor Phil. der gerade von Landshut nach München verlegten Universität wurde. Im folgenden Jahr wurde er auch zum ersten außerordentlichen Professor für deutsche Philologie ernannt. In einer Reihe von Akademiesitzungen hatte er bereits *«gegen Thiersch die Rechte der vaterländischen Sprache und Literatur, unter die Benennung Philologie zu fallen»*, eingefordert.[29] Seine universitäre Antrittsvorlesung «Über das Studium der altdeutschen Sprache und ihrer Denkmäler» ist ein Entwurf für das neue Fach. Seine vierstufige Epocheneinteilung unterscheidet zum Beispiel schon ganz im Sinne des heutigen Fachs neben dem Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen ein von der zeitgenössischen Forschung lange vernachlässigtes Frühneuhochdeutsch (so der heute übliche Fachbegriff), das zwischen der Durchsetzung der moderneren Schreibungen nach dem Ende der mittelhochdeutschen Zeit und dem Aufkommen des Buchdrucks mit beweglichen Lettern liegt. Aber schon 1828 wurde nicht Schmeller, sondern – wohl auf Wunsch des Königs – Hans Ferdinand Maßmann (1797–1874) als außerordentlicher Professor für deutsche Philologie an die Universität berufen. Heutzutage ist Maßmann, der zu einem guten Freund Schmellers wurde, vor allem noch durch das hässliche Zerrbild bekannt, das ein dritter enttäuschter Aspirant auf die Universitätsstelle, der Dichter Heinrich Heine (1797–1856), von ihm gezeichnet hat. Auf das Angebot, unentgeltlich weiter lehren zu dürfen, ging Schmeller nicht ein. Überhaupt ließ er seine Beziehung zur Universität bis 1846 ruhen – 1844 lehnte er sogar das Angebot einer Professur für slawische Philologie ab. Aber nach dem endgültigen Wechsel Maßmanns nach Berlin im Jahr 1846 wurde er neben der Bibliothekstätigkeit zum ersten Ordinarius für altdeutsche Sprache und Literatur an der Münchner Universität ernannt. Naturgemäß hielt sich die Zahl der Zuhörer in seinen Lehrveranstaltungen in den Anfangsjahren des Faches in Grenzen. Schon von seiner am 8. Mai 1827 gehaltenen Antrittsvorlesung schreibt er: *«Ich hätte sie fast eben so gut zu Hause meiner Uhr gegenüber gelesen, so wenig Zuhörer waren da.»*[30] Er nennt die Namen von fünf Studenten, die sich bei ihm eingeschrieben hatten, u. a. den

des berühmten Keltisten Johann Caspar Zeuß (1806–1856). Auch nach seiner Rückkehr an die Universität 1846 war die Zuhörerzahl nicht immer besonders hoch. Zwei seiner regelmäßigen Zuhörer waren Schmellers Nachfolger an der Universität, der Germanist Konrad Hofmann (1819–1890) und der Rechtshistoriker Konrad von Maurer (1823–1902), die beide ordentliche Mitglieder der Akademie wurden.

Im Jahre 1828 feierte Schmeller seinen 43. Geburtstag und hatte zum Jahresende immer noch keine feste Stelle. Zum Teil war er selber dafür verantwortlich: Kurz nach seiner Rückkehr nach München 1816 hatte er sich ein Zimmer bei der vier Jahre älteren Witwe Juliane Auer (1781–1863) genommen, die ihm zwei Jahre später Tochter Emma (1818–1900) gebar. Aber erst 1835 geruhte Schmeller, «*die Mutter meines Kindes zu meiner ehlichen Gattin*» zu machen,[31] eher um der Tochter als um der Mutter willen. Zwar waren auch finanzielle Gründe für das lange Hinausschieben der Ehe ausschlaggebend – es fehlten Schmeller zunächst die zum Unterhalt der Familie vorgeschriebenen Mittel, und die bei einer Neuvermählung wegfallende Witwenpension der Frau Auer war unentbehrlich –, aber das uneheliche Zusammenleben war in den besseren Kreisen Münchens damals streng sanktioniert.[32] Obwohl die Beziehung zur Witwe Auer oft von Spannungen geprägt war, hat Schmeller ein sehr gutes, ja väterliches Verhältnis zu ihren Söhnen aus erster Ehe Franz von Paula (1813–1849), Herausgeber des Münchner Stadtrechts,[33] und Max Auer (1805–1878) entwickelt.

Die Bibliothek

Zum ersten Mal hatte Schmeller als Schüler im Jahr 1801 die damals direkt neben der Akademie in der Neuhauser Straße liegenden Räume der Hofbibliothek betreten und dazu im Tagebuch vermerkt: «*Diese Einrichtung gefällt mir, jeder kann da nach seiner Willkühr, und Bequemlichkeit seine Lernbegierde befriedigen.*»[34] Es sollte die Bibliothek sein, in der er endlich eine ihm angemessene Wirkungsstätte finden sollte. Als Nachfolger von Bernhard Docen wurde ihm 1829 eine feste Anstellung als Kustos an der Bayerischen Staatsbibliothek angeboten. Schmeller wurde also Bibliothekar. Er war 1832 bei der Grundsteinlegung des Neubaus in

der Ludwigstraße anwesend, und er war maßgeblich beteiligt, als die Bibliothek 1843 endgültig in das heutige Gebäude umzog. Dem Tagebuch vertraute er immer wieder seine Bedenken gegen die Einrichtung der neuen Anlage an, die von Bibliotheksdirektor Philipp von Lichtenthaler (1778–1857) und Architekt Friedrich von Gärtner (1791–1847) ignoriert wurden. «*Und immer der Refrän: ‹Der König will's so›*», schreibt er resignierend im Tagebuch.[35] Schmellers Überlegungen galten nicht der Repräsentationsfunktion, die für den König maßgebend war, sondern der Zweckmäßigkeit, ja der Benutzerfreundlichkeit der Bibliothek. Aus seiner Feder stammt auch der erste gedruckte Bibliotheksführer (1843); eine französischsprachige Kurzfassung für ausländische Gäste folgte. Sein Entwurf einer Bibliotheksordnung von 1843 zeigt ihn auch als scharfsinnigen Organisator.[36] 1844 wurde er zum Unterbibliothekar befördert.

Schmellers Aufgabe in der Bibliothek war es in erster Linie, die deutschen Handschriften zu bearbeiten. Diese Aufgabe beschäftigte ihn einige Jahre lang. 1833 wurde dann beschlossen, sämtliche Handschriften zu durchmustern; die vielen lateinischen Handschriften waren dreißig Jahre nach der Säkularisation weitgehend unberührt geblieben. Schmellers Verdienst war es, eine praktische Lösung für die Bewältigung der Katalogisierung zu finden – die so genannte Provenienzaufstellung.[37] Er ließ die Handschriften der aufgelösten Klosterbibliotheken wieder zusammenführen und erschloss sie, soweit möglich, mithilfe der Bestandskataloge der Ursprungsbibliotheken. Die erst nach seinem Tode gedruckten Handschriftenkataloge beruhen auf Schmellers Vorarbeiten. Aus Sachzwängen hatte er die Provenienzaufstellung als pragmatische Lösung vorgeschlagen; sie ermöglichte eine effiziente Abarbeitung des Bestands zur Katalogisierung und wurde zu seinem bleibenden Verdienst. Paul Ruf, einer seiner Nachfolger an der Bibliothek, formuliert es so: «*Die Rekonstruktion der alten, in München vereinigten Klosterbibliotheken ist eine bibliothekarische wie kultur- und geistesgeschichtlich höchst bedeutsame Großtat Schmellers.*»[38]

Mit Schmellers Eintritt in die Bibliothek beginnt auch eine rege Editionstätigkeit altdeutscher und mittellateinischer Zeugnisse. Seine Edition des altsächsischen Heliand erschien 1830, zwei Jahre später wurde auch seine Edition des althochdeutschen Stabreim-

gedichts Muspilli auf der Grundlage einer Münchner Handschrift veröffentlicht, 1838 erschien eine Edition des von Schmeller und Jacob Grimm gemeinsam bearbeiteten mittellateinischen Gedichts Ruodlieb, 1841 die althochdeutsche Evangelienharmonie Tatian, 1847 die Carmina Burana – eine Edition, die Carl Orff (1895–1982) einige Jahrzehnte später in einem Antiquariat erwarb und die ihn zu seiner musikalischen Bearbeitung anregte; 1850 publizierte Schmeller die Minne-Allegorien Hademars von Laber; dies ist übrigens nur eine Auswahl der Editionen, an denen er beteiligt war. Er hatte am Programm der Romantiker, die wichtigsten Zeugnisse alter deutscher Literatur in Editionen zu erschließen, großen Anteil und beteiligte sich durchaus auch am kollegialen Wettstreit um Erstausgaben. Schmellers Editionen allerdings wurden in den Jahrzehnten nach seinem Tode meist durch andere ersetzt; seine Editionsmethode galt lange als überholt. Bestand hatten nur die Namen, die Schmeller den Zeugnissen gab. Während viele Zeitgenossen – wohl von der großen Unregelmäßigkeit von Schreibung und Grammatik der Quellen und der manchmal ungeheuren Vielfalt der handschriftlichen Überlieferungen zumal mittelhochdeutscher Quellen schockiert – eine grammatikalisch und orthographisch «richtige» Originalfassung zu rekonstruieren versuchten (nach der so genannten textkritischen Methode), neigte Schmeller dazu, eine der Handschriften genau abzubilden und Varianten anderer Überlieferungsstränge in einem Apparat zu vermerken. Auch die für das damalige Publikum möglicherweise anstößigen Passagen der Carmina Burana verschweigt er nicht, wie andere dies taten, sondern versteckt sie im Anmerkungsapparat. Sein Vorgehen, lange als altmodisch verschrien, obwohl man althochdeutsche Quellen immer schon in Schmellers Sinne ediert hat, ist heute wieder üblich.[39]

Politik

Schmeller, der sein Leben lang den Prinzipien der Aufklärung treu blieb, die er in seiner Jugend aufgesogen hatte, missbilligte den vorherrschenden Ultramontanismus der Zeit. «*Seinem engeren Freundeskreis gehört keiner der an der Universität so einflußreichen katholischen Altbayern an, dafür aber eine ganze Reihe von*

Protestanten.»[40] Als die Universität im Jahre 1850 im Auftrag des Kultusministeriums per Rundschreiben fragte, «*ob zu Docenten auch Israeliten zuzulassen seyen*», antwortet Schmeller ganz im Sinne der Aufklärung: «*Glauben und Wissen sind zweierlei Dinge. Es gibt des Wissens genug, das nicht gerade ein christliches seyn muß. Ich stimme für Zulassung.*»[41] Mit dieser Auskunft, das war ihm klar, würde er Anstoß erregen: «*Bei dem Geiste, der jetzt wieder durch unsre wie alle Regierungen weht, werd ich mich nicht sonderlich empfehlen.*» Er hatte wie viele nach dem Sieg über Napoleon von einem einigen Deutschland geträumt und sah wohl bis 1848 in Preußen den Motor dieser Entwicklung. Die Ereignisse des Jahres 1848 erlebte Schmeller zum Teil vom Krankenlager aus; die Gruppierung der «Freisinnigen» hatte ihn als Vertreter in die Frankfurter Paulskirche schicken wollen, was sein Zustand verhinderte. Das Scheitern des deutschen Parlaments änderte seine politische Einstellung im Grunde nicht, ließ ihn aber 1850 in vorsichtigeren Worten an seinen Freund Jacob Grimm schreiben: «*In ein wahres Deutschland wollen wir freudig aufgehen, aber in kein solches, das nur den Namen aushienge, im Grunde jedoch nur ein Österreich oder Preußen wäre [...] Ich zweifle ob unser Deutschland wäre es seit Jahrhunderten von Wien aus verwaltet worden, wenigstens in geistiger Hinsicht, auf der Stufe stünde, auf der es steht; von Berlin aus regiert, möchte es, sich selber eben so wenig als den Nachbarn zu Danke, napoleonische Rollen gespielt haben [...] Griechenland, so lang es groß war, war auch kein Bundesstaat.*»[42]

Das Werk

Schmellers «Bayerisches Wörterbuch» hat bleibenden Wert. Er selbst schrieb in sein Tagebuch: «*Nicht ganz umsonst hab ich gelebt [...] es ist doch auch nennenswerth, aus fast nichts oder wenigstens dem schlechten Stoffe etwas gemacht, und die Sprache des bayerischen Bauers in die Stube hochgelehrter Leute an der Nord- und Ostsee, ja in die eleganten Cabinette hoher Herren gebracht zu haben.*»[43]

Das Wörterbuch wird noch heute aufgelegt. Die Suche nach den Stichwörtern bereitet zwar für ungeübte Benutzer einige Schwie-

rigkeiten, da Schmeller die Wörter nicht streng alphabetisch, sondern nach deren Konsonantengerüst anordnet; dem zweiten Band der zweiten Auflage ist allerdings ein alphabetisches Register beigefügt. Aber Schmellers Wörterbuchartikel entschädigen immer wieder durch interessante Abschweifungen und detaillierte volkskundliche Angaben. Viele davon stammen aus den handschriftlichen Nachträgen Schmellers, die G. Karl Frommann (1814–1878) in die zweite Auflage unverändert übernommen hat. Oft zitiert werden seine Erläuterungen zu landesüblichen Bräuchen, etwa unter den Stichwörtern «Kammerfenster» und «Kammer»: «*auf dem Lande vorzüglich das Fenster an der Kammer, worin ein unverheirathetes, mannbares Mädchen schläft, sie sey nun die Dirne oder die Tochter vom Hause. An diesem Fenster seufzen die noch unerhörten ländlichen Liebhaber, freuen sich Ihres Glückes die erhörten, jammern und verzweifeln oder trotzen und schelten die verschmähten*». «*An's, unter's Kammerfenster gen zu Einer, einem Mädchen des Nachts am Fenster ihrer Schlafkammer, und wol in dieser, einen Besuch machen.*»[44] Oder unter dem Stichwort «Milch»: «*Am Jacobitag begeben sich die Eigenthümer von Alpen-Vieh aus ihren Dörfern auf die Alpen, um nachzusehen, welchen Alpen-Nutzen, d. h. Ertrag an Milch, Butter etc. sie sich von jedem Stück, das den Sommer auf der Alpe zubringt, versprechen dürfen. Es wird zu diesem Behufe die Milch gemessen, welche jede Kuh an diesem Abend und den folgenden Morgen gibt. Nach dieser wird der Anschlag auf die ganze Sömmerungszeit gemacht. Daß dieses Milchmessen, vom Tag auch Jakobsen genannt, bey dem heitern Muth der Oberländer zu einer Art von Fest geworden seyn müsse, ist begreiflich. Nicht blos der Hausvater, sondern auch die männlichen und weiblichen Hausgenossen besuchen bey der Gelegenheit ihre Gespielinnen, die sich als Sendinnen auf der grünen Höhe befinden.*»[45]

Typisch für Schmellers Arbeitsweise sind auch seine Arbeiten über die sogenannten zimbrischen Sprachexklaven in Oberitalien. Zweimal, 1833 und 1844, bereiste er die Sprachinseln und sammelte Sprachmaterial, das er unter Heranziehung aller bisher veröffentlichten Quellen sowie aller ihm verfügbaren historischen Dokumente in einer Grammatik und einem Wörterbuch zusammenfassend auswertete.[46] Seine zimbrischen Arbeiten zeigen am

klarsten die charakteristischen Merkmale seiner dialektologischen Werke: Sie sind empirisch, deskriptiv und umfassend.

Schon Jacob Grimm würdigte Schmeller als Dialektforscher; aber bewandert war er auf allen Gebieten der Philologie. Große Verdienste hat er wie oben ausgeführt auch als Editor alter Texte und als Bibliothekar. Anders als die meisten Zeitgenossen hatte er auch die sprachtheoretische Diskussion des Mittelalters wie der französischen Aufklärung rezipiert.[47] Aber im Zeitalter der Romantik fanden Schmellers Arbeiten nur im Bereich der Dialektologie Anklang. Typisch für die Einschätzung Schmellers bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts ist die Darstellung von Hermann Kunisch, der ihn als unzeitgemäßen Anhänger der Aufklärung sieht.[48] Zu einem gerechteren Urteil gelangt Franz Xaver Scheuerer, für den Schmeller «*in einer selbständigen Zwischenposition*» steht, «*in der er sich in meist souveräner Art der aus beiden geistigen Richtungen abgeleiteten Methoden bediente*».[49]



Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775–1854)

Philosoph, Akademievorstand, Wissenschaftspolitiker

Paul Ziche

«Wohlthätige Freiheit und würdige Selbständigkeit»: Philosophische Ideale und akademische Realität

Zum siebzigsten Jahrestag der Gründung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften im Jahr 1829 hielt ihr Vorstand, der Philosoph Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling, die öffentliche Festrede. Er sah sich offensichtlich mit einer reichlich kritischen Beurteilung der Akademie und ihrer Aktivitäten konfrontiert, auch mit Bedenken seitens der haushaltspolitisch Verantwortlichen, aber er konnte auch auf viel versprechende programmatische Neuansätze verweisen, die insbesondere mit der Reorganisation der Akademie unter Ludwig I. (reg. 1825–1848) im Jahre 1827 verbunden waren und «*Großthaten im Reiche der Wissenschaften*» erwarten ließen.[1] Er gab der Akademie anlässlich ihres Geburtstags einen Wunsch mit auf den Weg, der zugleich ein Programm formulierte: Er erbat für die Akademie eine «*wohltätige Freiheit und [...] würdige Selbständigkeit*». Unter diesen Idealen könne die Akademie dann unter dem «*schönen Titel eines freien Vereins wissenschaftlich ausgezeichneter Männer*»[2] arbeiten und zudem mit der Universität, deren Umsiedlung nach München im Jahr 1826 den Hintergrund für die Neufassung der Akademiestatuten darstellte, in konstruktive Zusammenarbeit treten.

Schelling benannte damit seine programmatischen Erwartungen an die Akademie in einer Terminologie, die direkt an zentrale Begriffe seiner Philosophie anschloss und die er bereits zu Beginn seiner akademischen Karriere genutzt hatte, um auf der Grundlage einer philosophischen Konzeption von Wissenschaft institutionen-

politische Konsequenzen zu ziehen. Bereits in seinen «Vorlesungen über die Methode des academischen Studiums» an der Universität Jena, gehalten 1802/3, war von einem «*freien Verein*»[3] die Rede. Schelling verband hier einen Zentralbegriff der idealistischen Philosophie, der auch bei Kant und Fichte für die Grundlegung der Philosophie bedeutsam wurde, den Begriff der «Freiheit» nämlich, mit einem dezidiert institutionentheoretischen Konzept, dem des «Vereins», das in dieser Zeit, verglichen etwa mit dem einer gelehrten «Gesellschaft» oder einer «Akademie», eine alternative Vergesellschaftungsform bezeichnete.[4]

Diese Verbindung philosophischer Konzepte mit konkreten institutionellen Strukturen und Veränderungen kann in Schellings Reden als Akademievorstand ebenso wie in seinen Reden als Münchner Universitätsprofessor durchgehend verfolgt werden;[5] anhand von Schellings Wirken in München lassen sich in der Wechselwirkung philosophischer und wissenschaftspolitischer Aktivitäten beide Dimensionen seiner Wirksamkeit und damit auch die Programmatik der Münchner Wissenschaftseinrichtungen in dieser Zeit gegenseitig beleuchten. Schelling ging dabei über den Freiheitsbegriff hinaus. Als er 1829 die Akademie gegen den Vorwurf «*thatloser Verborgenheit*» in Schutz nehmen wollte, argumentierte er nicht mit einer Übersicht über die tatsächlichen Aktivitäten der Akademie – inwieweit hierin ein Zugeständnis liegt, dass jener Vorwurf berechtigt sein könnte, mag offenbleiben –, sondern verschob die Debatte auf ein allgemeineres Niveau. Die «*Hauptsache*», so Schelling, bleibe bei der Betrachtung von Individuen wie von Institutionen «*immer das Daseyn*». Zwar könnte es als zufällig erscheinen, ob «*ein Individuum da ist oder nicht*», bestünde es aber einmal, garantiere «*die Natur und der nothwendige Gang der Entwicklung von selbst*»,[6] dass es seinem Begriff gerecht werde. Einen derart emphatischen Begriff von «*Daseyn*» hatte Schelling bereits in seinen frühen Schriften gebraucht, hierbei direkt an die Texte von Friedrich Heinrich Jacobi (1743–1819) anschließend (mit dem er später an der Akademie in München in einen scharfen Konflikt geraten sollte), wenn er 1795 die Aufgabe der Philosophie darin sah, «*Daseyn zu enthüllen*».[7] In der Auseinandersetzung mit Jacobi baute Schelling später die Idee vom Primat des Daseins weiter aus und machte sie dann, vor allem im Zu-

sammenhang mit der Schwierigkeit, das Dasein Gottes philosophisch zu begreifen, zu einem Zentralthema seiner Spätphilosophie. Dieses späte System entfaltete sich in zwei Formen, die genau der begrifflichen Rechtfertigungsstrategie für die Akademie anhand des Daseinsbegriffs entsprechen und einander als die «*negative*» bzw. «*positive*» Seite der Philosophie gegenübergestellt sind: Wir können zwar das «*was*», die konkrete Form der Realisierung Gottes in der Welt, philosophisch begreifen, nicht aber das «*daß*», die unhintergehbare oder, in Schellings Terminologie, «*unvordenkliche*» Tatsache seines Daseins.[8]

Schelling: Die intellektuelle Biographie eines Philosophen und Wissenschaftspolitikers

Schellings Akademierede präsentiert einen Philosophen auf dem Höhepunkt einer bis dahin beispiellosen Ämterhäufung (die auch zu einem dreifachen Gehalt führte); das Portrait von Joseph Karl Stieler (1781–1858), heute in der Neuen Pinakothek, zeigt Schelling im Glanz dieser Würden. Er war seit 1827 nicht nur Vorstand der Akademie, sondern zugleich auch Professor an der Universität, die soeben von Landshut nach München verlegt worden war, und Direktor des neu gegründeten «Generalkonservatoriums der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates». An die Akademie war er bereits 1806 gekommen; seit 1817 versah er hier auch das Amt des Sekretärs der Historisch-philologischen Klasse. 1807 wurde er zudem Generalsekretär der neu gegründeten Akademie der bildenden Künste, welches Amt er 1823 wieder aufgab. Mit keiner anderen Stadt Deutschlands war Schelling so lange und über so vielfältige institutionelle Bezüge verbunden wie mit München. Seine Funktionen erstreckten sich über die Grenzen von Wissenschaftsgebieten hinweg – kaum jemals haben sich philosophische Programmatik und institutionengeschichtliche Realität so eng berührt wie in Schellings Zeit in München.[9]

Es gibt viele Möglichkeiten, Schellings Biographie zu schreiben und sein philosophisches Wirken zu charakterisieren:[10] Man kann ihn im typischen Duktus älterer Philosophiegeschichte in eine teleologische Entwicklung einbauen, die von Kant bis Hegel führte und dann abbrach; man kann Schellings philosophiehistorisch

sprichwörtlich gewordene Proteushaftigkeit eines keine Abschlussgestalt findenden, ruhelosen Denkens den gewichtigen Einheitsmomenten in seiner Philosophie gegenüberstellen; man kann die Rolle der Freiheit und ihrer Realisierung in Form eines Systems betonen und ihm damit eine höchst eigenständige Position innerhalb der Entwicklung des deutschen Idealismus zuschreiben; man kann das innovative Potential philosophischer Neuentdeckungen wie einer Philosophie der Natur und der Kunst herausarbeiten und die Eröffnung alternativer Denkoptionen betonen, die einigen Hörern seiner Berliner Vorlesungen – wie Søren Kierkegaard (1813–1855) und Michail Bakunin (1814–1876) – kritische Anknüpfungspunkte boten, aber auch Anregungen für poststrukturalistische Positionen lieferten.[11]

Im Blick auf seine Wirksamkeit in den bayerischen Wissenschaftsinstitutionen lässt sich seine intellektuelle Biographie in all ihrer Vielseitigkeit auch als eine Begegnung und stets philosophisch ausgerichtete Auseinandersetzung mit anderen Wissenschaften skizzieren. Bereits seine Jugendgeschichte kann, von seiner frühesten Kindheit an, als Geschichte einer Wissenschaftlerausbildung, mit den legendarischen Zügen einer Wunderkind-Biographie, geschrieben werden. Sein Vater, Joseph Friedrich Schelling (1737–1812), selbst Theologe und bekannter Orientalist, Pfarrer und Diakon in Leonberg bei Stuttgart, Schellings Geburtsort, später Professor am Höheren Seminar in Bebenhausen und Abt in Maulbronn, ließ ihm eine ausgezeichnete Ausbildung vor allem in den alten Sprachen zukommen. Schelling durchlief das württembergische Bildungssystem mit den Stationen Nürtingen und Bebenhausen, um dann von 1790 bis 1795 am Tübinger Stift, zusammen mit den etwas älteren Georg Friedrich Wilhelm Hegel (1770–1831) und Friedrich Hölderlin (1770–1843), zunächst Philosophie und dann Theologie zu studieren. 1798, im Alter von 23 Jahren, nach einer Reihe Aufsehen erregender Publikationen in eigenständiger Reflexion und Fortführung der Philosophie Fichtes und Kants sowie auf dem neuartigen Gebiet der Naturphilosophie, als Professor nach Jena an die Seite Fichtes berufen, spielte bei dieser Berufung das von Goethe genau verfolgte und geschätzte Interesse Schellings an der Natur und an den Naturwissenschaften eine zentrale Rolle. Goethe erkannte «*die Qualität eines denkenden jungen Mannes, von dessen*

hellem Blick und guter Methode man sich in den Erfahrungswissenschaften als der Phisik und Chimie pp. künftig viel zu versprechen habe».[12] Aufbauend auf einer geschickten und sensibel zukunftsträchtige Forschungsfelder in Chemie, Physiologie und Teilgebieten der Physik herausgreifenden Auswahl aktueller naturwissenschaftlicher Themen gelang es Schelling, eine eigenständige Naturphilosophie zu entwickeln, die er ergänzend neben die Subjektphilosophie Fichtes stellte. Hierin lag bereits eine wesentliche Kritik an der Fichteschen Philosophiekonzeption, die in der Folgezeit zu einer immer schärfer werdenden gegenseitigen Abgrenzung der Positionen Fichtes und Schelling führte. Im Zentrum von Schellings Naturphilosophie standen Naturphänomene, die einen Übergang zwischen verschiedenen (damals vielfach noch protodisziplinären und nicht zuletzt erst im Gefolge der Naturphilosophie verfestigten) Teilgebieten der Naturforschung möglich machten, beispielsweise die galvanischen Erscheinungen, in denen eine Verbindung von chemischen, elektrischen und physiologischen Erscheinungen vorlag, oder chemische Versuche, in denen elektrische Eigenschaften von Metallen thematisiert wurden. Schellings Naturphilosophie übernahm vor allem durch die Präzisierung eines strengen Wissenschaftsbegriffs für die Naturforschung und durch den Versuch einer Vereinheitlichung des Feldes der Naturforschung eine produktive Funktion für die Entwicklung und Verselbständigung der Naturwissenschaften.[13]

1798, noch vor seiner Berufung nach Jena, wurde Schelling gemeinsam mit Künstlern und Denkern wie den Brüdern August Wilhelm (1767–1845) und Friedrich Schlegel (1772–1829), Novalis (1772–1801) und Schleiermacher (1768–1834) anlässlich eines Aufenthalts in Dresden zutiefst vom Erlebnis der Kunst geprägt. Im Jahr 1800 brachte er die Kunst als Abschlussgestalt der ersten umfassend systematisierenden Präsentation eines transzendentalen Idealismus in eine philosophische Systematik ein.[14] Bald danach begann er mit umfangreichen und breit rezipierten Vorlesungen zur Philosophie der Kunst, die ebenfalls dieses Teilgebiet der Philosophie neu begründeten. 1803 folgte er einem Ruf an die Universität Würzburg, wo er diese Fragestellungen zunächst weiterführte und ausbaute. 1806 ging er nach München, wo er – mit einer Unterbrechung von 1820 bis 1827, während welcher Jahre er, aus-

drücklich mit dem Wunsch, wieder lehren zu können, eine Honorarprofessur in Erlangen innehatte – bis zu seinem Ruf an die Universität Berlin im Jahr 1841 tätig war.

In München öffnete er sich neuen Themen und Debatten in den Naturwissenschaften und in deren Grenzbereichen, immer wieder im Zusammenhang mit gutachterlicher Tätigkeit für die Akademie,[15] aber auch weiteren Strömungen der Philosophie und Geistesgeschichte. Er rezipierte neuplatonisches und mystisches Gedankengut, intensivierte seine philosophische Zuwendung zur Philologie – die ihm von seinen Kindestagen an vertraut und Wissenschaftsmodell gewesen war –, jetzt auch unter Einbeziehung von Gebieten wie der Archäologie, der Mythen- und der Religionsgeschichte.[16] Auf allen diesen Gebieten stand er im Austausch, brieflich und persönlich, mit wichtigen Experten in ganz Europa. Die letzteren Forschungsinteressen bildeten auch den konkreten Kontext und den wissenschaftlichen Maßstab für seine späte Systemkonzeption,[17] die in der philosophischen Erfassung der geoffenbarten Religion, vorbereitet durch eine Philosophie der Mythologie als Vorläufergestalt einer solchen Religion und eingeleitet durch eine historisch-philologische Reflexion, kulminierte.

Immer wieder gelang es ihm, die Forschungslandschaft auf sehr unterschiedlichen Ebenen zu beeinflussen, immer wieder war damit auch sein philosophisches Denken sehr konkret auf die Wissenschaftspraxis bezogen. Sein Wirken in Jena war eingebunden in eine wirkungsmächtige Umgestaltung der Institution Universität, die dann im Humboldtschen Paradigma der modernen Forschungsuniversität dauernden Niederschlag fand;[18] in München griff er über die Akademie der bildenden Künste, u.a. durch die Formulierung der Programmatik der Akademie, durch Preisaufgaben, aber beispielsweise auch als Anreger öffentlicher Projekte wie der Freskenzyklen von Peter Cornelius (1783–1867) in die Kunstszene Münchens ein. Ausdrücklich kunsthistorisch agierte er beispielsweise in seinen Herausgeberanmerkungen zu Johann Martin Wagners (1777–1858) Aufsatz über die von Ludwig I. für München erworbenen Giebelfiguren des Aphaia-Tempels in Ägina.[19] In Erlangen kombinierte er religionsphilosophische Reflexion mit einem Auftreten vor der dortigen Bibelgesellschaft.[20] Schließlich war auch seine Berufung nach Berlin von einer wissenschaftspolitischen

Zielsetzung getragen: Im Hintergrund stand die durch die preußischen Autoritäten verfolgte Zielsetzung, ein philosophisches und durch die persönliche Biographie Schellings noch zusätzlich gestärktes Gegengewicht zum Einfluss des Hegelianismus zu schaffen.

Auch sein sehr enger Kontakt zum bayerischen Königshaus lässt sich unter philosophisch-wissenschaftlichen Fragestellungen beschreiben: Nicht nur durch seine Einbindung in die wissenschafts- und kunstpolitischen Aktivitäten von Ludwig I., auch als philosophischer Lehrer des Kronprinzen, des späteren Königs Max II. (reg. 1848–1864),[21] durchdrangen sich hier amtliche Position, wissenschaftliche Diskussion und persönliche Bekanntschaft. Max II. ließ Schelling auf dem Friedhof von Bad Ragaz in der Schweiz ein aufwändig gestaltetes Grabmal setzen, auf dem Schelling als «*erster Denker Deutschlands*» gepriesen wird.

Schelling in Bayern: Akademie, Universität, Sammlungen

Schelling kam zweimal in München an, jeweils in Momenten einer Umgestaltung der bayerischen Wissenschaftsinstitutionen, allerdings wohl ohne im Vorfeld an diesen Umgestaltungen mitgewirkt zu haben.[22] 1806, nach der Abtretung von Würzburg an den Großherzog von Toskana, erhielt Schelling eine Anstellung an der Akademie der Wissenschaften und wurde 1807 Generalsekretär der Akademie der bildenden Künste. Als er 1827 zum zweiten Mal, nun aus Erlangen, nach München kam, wurde er Vorstand der Akademie, Professor an der im Jahr zuvor nach München umgesiedelten Universität und Direktor des neuen «Generalkonservatoriums der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates».

Schelling selbst beschrieb die Änderungen, die 1807 für die Münchner Akademie auf den Weg gebracht wurden, im Rückblick ausgesprochen kritisch: Es sei zwar «*ein natürlicher Gedanke*» gewesen, «*ihr die oberste Aufsicht über die theils vorhandenen theils erst zu erschaffenden Anstalten zu ertheilen*», ihr also die verschiedenen wissenschaftlichen Sammlungen, Bibliotheken und Laboratorien in München zu unterstellen; die Akademie sei dadurch jedoch zu einer «*Verwaltungsbehörde derselben*», zu einer bloßen «*Voranstalt*» geworden.[23] Er beurteilte also die Idee skeptisch, der

Akademie durch die Übertragung der Aufsicht über die Sammlungen die Möglichkeiten zu eigener Forschung zu geben und damit – ebenso wie durch das Übernehmen von Lehrveranstaltungen durch die Akademie in den 1820er Jahren[24] – das Fehlen einer Universität in München wenigstens teilweise zu kompensieren. In einer Stellungnahme zu den Aktivitäten der Philologisch-philosophischen Klasse von 1811 sah Schelling dann auch deutlichen Entwicklungsbedarf gerade hinsichtlich der Rolle der Philosophie innerhalb der Akademie. Er setzte sich dafür ein, dass auch echte, «*spekulative*» Philosophie in der Akademie vertreten sein könnte, und zwar in Form von Vorlesungen. Hierzu präsentierte er eine Liste von Kriterien, denen die Philosophie und die philosophischen Vorträge in der Akademie zu genügen hätten: Philosophische Abhandlungen sollten «wissenschaftlich» relevant sein, konkret und synthetisch, also erkenntniserweiternd argumentieren und hohen Standards hinsichtlich ihres literarischen Charakters genügen.[25] Auch hiermit stellte Schelling wenigstens indirekt in Frage, dass die Neukonstitution von 1807 eine prinzipielle Akademiereform unter philosophischen Leitbegriffen bedeutet haben könnte.

Zum Zeitpunkt von Schellings zweitem Amtsantritt in München, 1827, hatte sich die Lage der Wissenschaftseinrichtungen nochmals grundlegend verändert. Die Akademie hatte mit der Übernahme der Sammlungen und durch einen eigenen Lehrbetrieb Funktionen einer Universität übernommen, allerdings fachlich stark eingeengt. Dieses Tätigkeitsspektrum der Akademie konnte nicht mehr einfach kontinuierlich ausgebaut werden, als 1826, auf direktes Betreiben Ludwigs I., die Universität von Landshut nach München umsiedelte. Der Umzug der Universität brachte ein neues wissenschaftlich interessiertes Publikum, neue wissenschaftliche Kompetenz, neue Forschungsmittel nach München, machte es aber auch notwendig, die dortige Wissenschaftslandschaft neu zu organisieren.

Der Umzug der Universität erforderte vor allem eine Neuorganisation der Sammlungslandschaft und damit auch der Akademie in ihrer Verantwortlichkeit für die Sammlungen. Die in München verfügbaren Sammlungen sollten nun sowohl der Akademie als der Universität zur Verfügung stehen und wurden dazu in eine eigene Dachorganisation überführt, das «Generalkonservatorium

der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates», das damit so heterogene Sammlungsbestände und Institute wie die verschiedenen Naturaliensammlungen, naturwissenschaftliche Laboratorien und die Sternwarte, archäologische und ethnographische Bestände, aber auch die zentrale Bibliothek, den Vorläufer der heutigen Staatsbibliothek, unter sich befasste.[26] Erster Direktor dieser Einrichtung wurde, wie bereits genannt, Schelling.

Seine erste Amtshandlung als Akademievorstand stellte sich vor diesem Hintergrund als reichlich delikat dar: Er musste der Akademie die Trennung von eben den Sammlungen, die dieser erst 1807 überantwortet worden waren, plausibel machen, hatte also zu begründen, dass der Verlust der Sammlungen eigentlich als Gewinn zu verstehen sei und dass die Ankunft der Universität keineswegs eine Konkurrenzsituation bedeute, sondern neue Chancen eröffne. Schelling präsentierte dazu seine Sicht auf den philosophischen Gehalt der neuen Akademiestatuten, die in ihrer Konzeption aber nicht auf ihn zurückgingen, sondern vom Ministerium erarbeitet wurden, und verwendete eine Argumentationslinie, die seit Kant und seit Schellings eigenen universitätstheoretischen Überlegungen in den *Vorlesungen über die Methode des academischen Studiums*, aber auch aus den Programmschriften für die neue Berliner Universität bekannt ist: Er huldigte dem Ideal einer freien Wissenschaft, dem die Akademiemitglieder umso ungehinderter nachgehen könnten, je weniger sie sich um die Verwaltung von Sammlungen bemühen müssten.

Der Freiheitsgedanke ließ sich zugleich in Überlegungen zur disziplinären Struktur der Akademie übersetzen. Die Akademie solle den «*Geist allgemeiner Wissenschaftlichkeit*» pflegen, also nicht nur die in besonderem Maße allgemeinen Wissenschaften wie die Philosophie – deren Status innerhalb der Akademie, wie Schellings Ausführungen von 1811 zeigten, besonderen Problemen ausgesetzt war – oder die Mathematik, sondern alle Wissenschaften, mit denen sie sich überhaupt befasste, im Geist allgemeiner Wissenschaft betreiben.[27] Sogar der Besoldungseffekt, von dem er selbst noch profitiert hatte, wurde nun von der Akademie ferngehalten: Grundlage einer Besoldung musste die Lehrtätigkeit an einer Hochschule sein, während die akademische Tätigkeit selbst von finanziellen Interessen befreit sein sollte. Die Akademie wurde

hierdurch zu dem von Schelling anvisierten Verein freier Forscher, während die Universität als berufsbildende Einrichtung konzipiert wurde. Die Akademie-Mitglieder sollten «*aus reiner freier Liebe zu wissenschaftlicher Thätigkeit*» arbeiten,[28] wobei Schelling dieses Ideal «*freier Liebe*» mit sehr konkreten Ausführungen zur Budgetplanung der Akademie und zur Einteilung in zwei bzw. drei Klassen verband: Nur bei einer Dreiteilung, also mit einer eigenständigen Philologisch-philosophischen Klasse, sei wissenschaftliche Freiheit garantiert, weil nur dann, genau wie in Schellings früheren universitätstheoretischen Texten, mit der Philosophie eine Instanz allgemeiner Wissenschaftsbegründung institutionalisiert sei.[29] Zugleich aber ging er in seinen Reden vor der Akademie auch auf konkrete wissenschaftliche Sachfragen wie etwa die Forschungen von Michael Faraday (1791–1867) und auf konkrete Projekte wie ein Netzwerk zur Kartographie des Erdmagnetismus ein.[30]

Dieser Neuanfang in der Akademie war jedoch, bei aller prägnanten Programmatik, die Schelling in seinen Reden aufgriff und formulierte, bereits deshalb nicht wirklich trennscharf durchzuführen, weil Universität und Akademie zugleich engstens miteinander verbunden blieben: Durch die Personalunion von Akademiemitgliedern und Universitätsprofessoren – die Leitung der Sammlungen, von der die Akademiemitglieder entlastet werden sollten, übernahmen genau diese Mitglieder in ihrer Funktion als Mitglieder des Generalkonservatoriums – und durch die räumliche Nähe, in der beide Einrichtungen zunächst im gleichen Gebäude, dem Wilhelminum, zusammengeführt waren. Das ambitionierte Programm konfligierte mit der Realität. Die Idee, freie Wissenschaft in der Akademie zu ermöglichen und diese dazu von den Aufgaben der Sammlungsverwaltung zu befreien, kollidierte mit der konkreten Organisation der Sammlungsverwaltung; die Akademiemitglieder mussten sich, um in der Akademie frei über Fragen der allgemeinen Wissenschaft forschen zu können, an der Universität mit einem Brotberuf in den besonderen Wissenschaften versorgen, die aber wiederum, nach Schellings Wunsch, eben untrennbar mit jener allgemeinen Wissenschaft verbunden bleiben sollten. Schließlich wurde die Akademie keineswegs zum privilegierten Ort allgemeiner Wissenschaft; die paradigmatisch allge-

meine Wissenschaft, die Philosophie, blieb an ihr relativ unbedeutend.

Auch innerhalb der Universität wurden Reformen durchgeführt. Aus den akademisch-universitären Kreisen heraus wurden, zugleich mit den Umgestaltungen der Akademie, Vorschläge zu einer tief greifenden Studienreform entwickelt. Auch hier spielte die Frage nach dem Zusammenhang von allgemeinen Wissenschaften – den traditionellen Vorbereitungswissenschaften, wie sie herkömmlicherweise von der philosophischen Fakultät als Propädeutikum zum Studium in einer der höheren Fakultäten angeboten wurden – und besonderen Wissenschaften die bestimmende Rolle. In einem Gutachten von 1828 plädierte Schelling dafür, die besonderen und allgemeinen Wissenschaften nicht mehr scharf zu trennen, also auch nicht dem besonderen Fachstudium generell ein nur im Allgemeinen bleibendes Philosophiestudium voranzuschicken. Beides solle vielmehr parallel laufen, sodass der Studierende «*durch eine fortwährende zweckmäßige Mischung philosophischer und spezieller Studien seinen Geist frei und wissenschaftlich regsam*» erhalten könne.[31]

Gerade für das Fach Philosophie ist klar, dass eine Trennung von Akademie und Universität je nach dem Allgemeinheitsgrad der jeweils vertretenen Wissenschaften gar nicht durchzuführen war. Klar ist weiter, dass in einem Fach, in dem – anders als in den Naturwissenschaften – materielle Ressourcen keine zentrale Rolle spielten, die Akademie auch als Ergänzungseinrichtung zur Universität nicht wirklich erforderlich war, anders als beispielsweise in der Chemie, wo die zentrale, von der Universität genutzte Lehr- und Forschungseinrichtung bis weit ins 20. Jahrhundert hinein zur Akademie gehörte.[32] Dies schlug sich auch darin nieder, dass die Philosophie in der Akademie – nach den programmatischen Reden Schellings – kein echtes Profil gewinnen konnte. Auffallend viele Arbeiten mit philosophischer Thematik stammten von Philologen wie Friedrich Ast (1778–1841), Friedrich Wilhelm Thiersch (1784–1860) oder Leonhard von Spengel (1803–1880) und verfolgen damit das Modell philologischer, an der Akademie seit langem bevorzugt gepflegter Wissenschaftlichkeit.[33] Schellings eigenes Fach fand in der Akademie kaum einen adäquaten Ort; sein Plädoyer für eine bessere Berücksichtigung der Philosophie, sogar für eine fundie-

rende Rolle der Philosophie über ihre wissenschaftsbegründende Kraft traf tatsächlich bereits auf einen Prozess der zunehmenden Fachspezialisierung.

Schellings erste Vorlesung an der Münchner Universität: «Entschiedenheit» als philosophisch-wissenschaftliches Ideal

Als Schelling seine Stellung als Universitätsprofessor antrat, hatte er wiederum eine heikle Aufgabe zu lösen: Er musste ausdrücklich über das Verhältnis seiner Tätigkeiten an der Akademie und an der Universität nachdenken, und diese Reflexion konnte, angesichts seiner Positionen in beiden Einrichtungen, nicht auf die einseitige Bevorzugung einer dieser Institutionen hinauslaufen. Genauso wenig konnte Schelling zwei völlig verschiedene Begrifflichkeiten verwenden. Zunächst gebrauchte er dann auch, in seiner ersten Vorlesung an der Universität am 26. November 1827, wörtlich dieselbe Terminologie wie an der Akademie: Er sprach von der *«freien Liebe»*, allerdings in einem gegenüber der Akademie enger gefassten Kontext, der direkt auf die Philosophie, wörtlich übersetzt als Liebe zur Weisheit, nicht aber im gleichen Atemzug auf die Gesamtheit der Wissenschaften gemünzt wurde. Schellings persönliches Fachgebiet erhielt die Aufgabe, eine Grundlegung für alle anderen Gebiete anzubieten. Im Rahmen der Akademie konnte er auf der Grundlage einer solchen philosophischen Wissenschaftsbegründung über das ausgebreitete Wissenschaftsspektrum innerhalb der Akademie sprechen. Wenn er an der Universität eine *«höhere [...] Forschung»* und die Idee einer *«allgemeinbildende[n] Wissenschaft»* für seine Tätigkeit als Philosophiedozent in Anspruch nahm, argumentierte er mit dieser fundierenden Rolle der Philosophie, die er wiederum in ganz gleichlautenden Formulierungen bereits 1802/03 in Jena vorgestellt hatte, für einen Vorrang seines eigenen Faches.

In München ging er, 25 Jahre später, einen begrifflichen Schritt weiter. Anders als in seinem Amt als Akademievorstand konnte und musste er innerhalb der Universität aus seiner persönlichen Stellung und aus seinem eigenen Fachgebiet heraus argumentieren. Man wird also auf begrifflicher Ebene ein Argument erwarten dürfen, das der individuellen Position eines Wissenschaftlers grö-

ßere Bedeutung zuweist. Genauso ging Schelling auch vor, wobei er wiederum einen schwergewichtigen philosophischen Begriff heranzog. Philosophie war für ihn nun wesentlich gekennzeichnet durch ihre «*Entschiedenheit*»: «*die Philosophie verlangt einmal Entschiedenheit – jede Entschiedenheit aber ist in irgend einer Richtung ein Aeußerstes*». Philosophie hat demnach, um ihrem Begriff gerecht zu werden, auf eindeutige, persönlich zu verantwortende, auch extreme Positionen zu führen; bloßes Schweben zwischen verschiedenen Positionen resultiere in einem «*traurigen, unerquicklichen Geist und Herz tödtenden oder doch entnervenden Skepticismus*». «*Entschiedenheit*» war für Schelling direkt mit seinem Konzept von «*Daseyn*» verbunden, insofern jedes Dasein ein Bestimmtes, ein in eindeutig bestimmter und damit entschiedener Form Existierendes ist. Auch in der Entschiedenheit liege deshalb, wie im «Daseyn», eine natürliche Bestimmtheit, «*auf die Gipfel des Denkens sich zu erheben*», von Schelling in breit ausgemalten Naturvergleichen emphatisch geschildert.[34] Zugleich verband Schelling Entschiedenheit mit seinem Konzept von Personalität, die wiederum das Bestehen eines Menschen in entschiedener, individueller Gestalt meint. Da für ihn die Idee der Persönlichkeit, wie er in einer Diskussion aufklärerischer und humanistischer Bildungsideale festhielt, notwendig mit der Idee der Bildung verbunden ist, bestätigt sich hiermit wiederum die enge Verbindung zwischen dem Konzept der Entschiedenheit und Schellings bildungsprogrammatischen Überlegungen.[35] Wieder betraf diese Argumentation auch die Stellung des Faches Philosophie zwischen den beiden Institutionen Universität und Akademie; Schelling präsentierte seine großen Systementwürfe nicht im Rahmen der Akademie, sondern in seinen Vorlesungen an der Universität.

In der Betonung der Rolle des Individuums ist Schellings konzeptuelles Instrument bei der Gegenüberstellung von Akademie und Universität zu suchen. Hatte sein Konzept des Daseins, angewandt auf die Akademie, der Institution als ganzer gegolten – die damit quasi personalisiert wurde –, so bezog sich die Forderung nach Entschiedenheit in der Universität auf die Persönlichkeit von Lehrern und Studierenden. Allerdings suchte Schelling zudem auch nach einer Integration dieser strikt persönlichen Universitätskonzeption in eine Auffassung von der besonderen Eignung des

Nationalcharakters der bayerischen Jugend für die Philosophie. Diese sei, aufgrund der «*Tiefe*» ihres Charakters besonders geeignet, «*Geist und Kenntnisse*» «‹*nicht aus bloßen Fingerhüten*›», sondern aus vollen Bechern, «‹*ex pleno*›» zu trinken – für diese plastische Formulierung sicherte er sich durch einen Brief Herders an den bayerischen Minister Graf Leyden ab, was zugleich, zusammen mit den zahlreichen Verweisen etwa auf Lorenz von Westenrieder (1748–1829) in seinen Akademiereden, zeigt, wie intensiv Schelling sich nicht nur der neuen Programmatik der Akademie angenommen, sondern auch um die Vorgeschichte der bayerischen Bildungseinrichtungen bemüht hatte.[36]

In diesem konzeptuellen Rahmen erhielt Schelling die Möglichkeit, sehr direkt, als Person und «Freund» auf die Studenten zu wirken und anlässlich der Studentenunruhen im Dezember 1830 in einer Rede an die Studenten auf den engen Zusammenhang von Wissenschaft und «*Selbstüberwindung*» hinzuweisen.[37] Die Idee einer freien Wissenschaft setzte er hier tagespolitisch erfolgreich um als Argument für eine persönliche Haltung der Studierenden, die akademische Freiheit nicht mit Gewalt zu erringen oder verteidigen suchen sollte.

Philosophische Wissenschaftsbegründung und die Verselbständigung der Fachwissenschaften

Eine wissenschaftspolitische Konstellation mit weiter reichenden Aussichten ist kaum denkbar: Mit Schelling erhielt ein Philosoph, weithin berühmt, bereits in jungen Jahren hervorgetreten mit programmatischen Entwürfen zu einer Umgestaltung der Universität auf der Basis seiner eigenen Wissenschaft, einer alle anderen Gebiete fundierenden Philosophie, in seiner ganzen Karriere stets in engem Austausch mit Wissenschaftlern anderer Gebiete stehend, in Personalunion eine ganze Reihe zentraler Funktionen im bayerischen Bildungssystem. Zugleich allerdings erwies sich die institutionelle Lage als ausgesprochen unübersichtlich. Die konkrete Reichweite von Schellings Einfluss, die Abstimmung von wissenschaftlicher Begründung von Wissenschaftspolitik auf der einen Seite mit ihrer politischen Umsetzbarkeit auf der anderen harrt der Klärung. Schelling selbst beklagte wiederholt, auch in Publikatio-

nen, die mangelnde Transparenz der politischen Entscheidungen etwa zum Etat der wissenschaftlichen Einrichtungen.[38] Andererseits: Innerhalb des Generalkonservatoriums der wissenschaftlichen Sammlungen, als einer neu geschaffenen und damit theoretisch noch formbaren, eine neuartige Position zwischen verschiedenen Institutionen einnehmenden Instanz, findet sich kaum ein konkreter Niederschlag von Schellings theoretischen Konzeptionen; es liegt überhaupt nur ein Protokoll einer allgemeinen Sitzung aller am Generalkonservatorium beteiligten Personen vor.[39] Alle weiteren Entscheidungen innerhalb des Generalkonservatoriums scheinen in zunehmendem Maße von den einzelnen Einrichtungen bzw. deren Leitung getroffen oder zumindest initiiert worden zu sein.

Immer wieder erweisen sich damit in den Texten Schellings philosophische Konzeptionen unter Leitbegriffen wie Freiheit, Dasein oder Entschiedenheit als bezogen auf institutionelle Fragestellungen. Eine direkte Wirksamkeit seiner philosophischen Überlegungen auf wissenschaftspolitischer Ebene ist jedoch schwer nachweisbar. Auf mehreren Ebenen meint man hier eine historische Ironie wahrzunehmen: Schelling wurde zu einem Spieler, der zentrale Positionen innerhalb des Wissenschaftssystems besetzte und mit großem philosophischem Anspruch auf Wissenschaftsbegründung auftrat, dessen Aktivitäten aber Moment einer zunehmenden Verselbständigung einzelner Spezialwissenschaften und spezialisierter Einrichtungen wurden. Unter einer Begrifflichkeit, die unter der Idee einer strikt philosophischen Wissenschaftsfundierung antrat, begann ein System spezialisierter Unternehmungen zu entstehen; Begriffe wie «Dasein» und «Entschiedenheit», beim späten Schelling mit einer «positiven», auf Religion und Offenbarung zielenden Philosophie verbunden, gingen auf wissenschaftsinstitutioneller Ebene eine Verbindung ein mit Momenten einer zunächst scheinbar in ganz andere Richtungen weisenden positivistischen Wissenschaftsauffassung.

Hierin liegt keineswegs ein Scheitern von Schellings Wissenschaftskonzeption; er reflektierte selbst die Notwendigkeit, gerade unter einem Konzept allgemeiner Wissenschaftlichkeit offen zu sein für den Fortschritt innerhalb der Einzelwissenschaften. In seiner Rede «Ueber Faraday's neueste Entdeckung» – gemeint sind Faradays Untersuchungen über den Zusammenhang elektrischer

und magnetischer Phänomene – thematisierte er die Möglichkeit, im stets auch zufälligen Fortschritt und «*Triumph*» der «*speciellen*» Wissenschaften einen Beitrag zum allgemeinen Leben der Wissenschaft überhaupt zu sehen.[40] Schelling plädierte in dieser Rede, 1832 vor der Akademie vorgetragen, für eine wechselseitige Anerkennung der Leistungen der «*speciellen Wissenschaft*» und der allgemeinen Reflexion auf Wissenschaft und bezog dies nochmals direkt auf die Akademie: Gerade der «Gelehrtenverein» der Akademie müsse die Offenheit, die sich hieraus für den Fortschritt der speziellen Wissenschaften ergibt, erkennen und würdigen.[41]

Carl Friedrich Philipp von Martius (1794–1868)

Ein bayerischer Tropenforscher des 19. Jahrhunderts

Markus Riederer

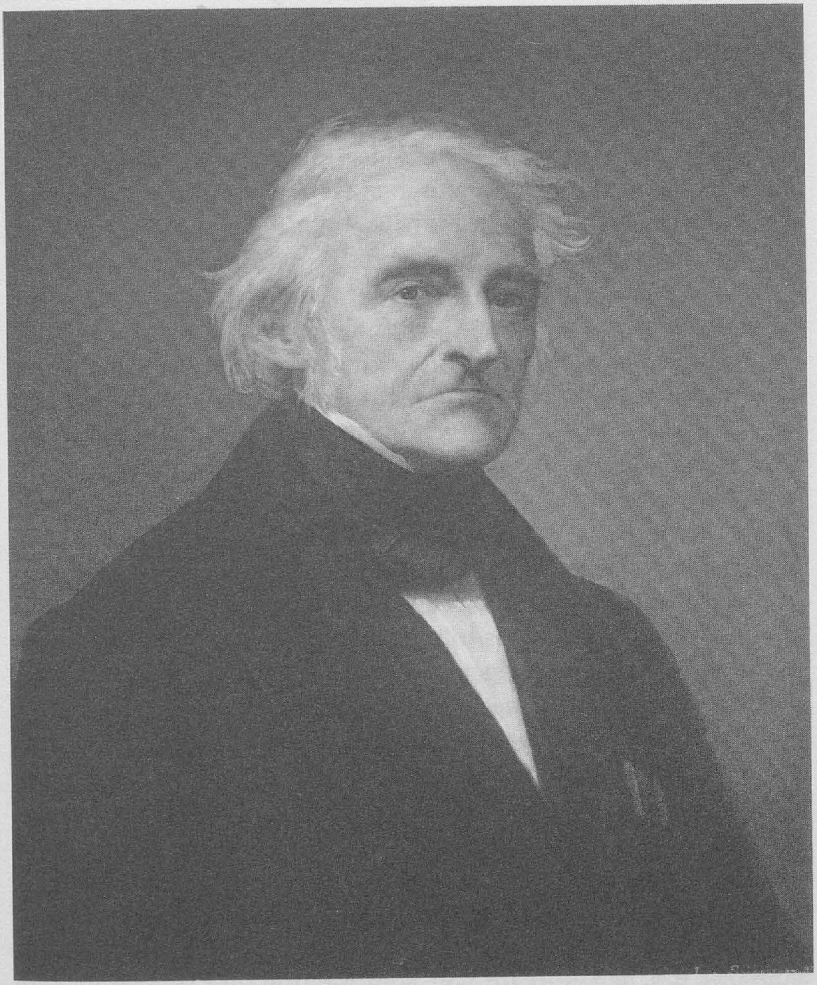
«Die bis heute einzige abgeschlossene Flora Südamerikas», «das wohl erste Werk, das durch internationale Zusammenarbeit zustande kam» oder *«no other work of similar scope has ever been completed in the history of plant taxonomy»*[1] – so wird ein 15-bändiges, in 40 Teilbände aufgeteiltes Werk über die Flora Brasiliens charakterisiert, das von 1840 bis 1906 erschienen ist und in dem auf 20 733 Halbfolioseiten und 3811 Tafeln insgesamt 22 767 Pflanzenarten, unter ihnen 5939 als neu, beschrieben sind. Das in lateinischer Sprache geschriebene Werk trägt den Titel «Flora brasiliensis sive enumeratio plantarum in Brasilia hactenus detectarum etc.», also «Flora von Brasilien oder Aufzählung der bisher in Brasilien entdeckten Pflanzen …».[2] Die Persönlichkeit, die hinter einem derart monumentalen Werk stand, an dem 68 Wissenschaftler beteiligt waren, und von der das Gesamtkonzept, die allgemeinen Teile, die Tafeln mit ihren Analysen, die gesamte Organisation und die Redaktion stammen, war der bayerische Tropenforscher Carl Friedrich Philipp von Martius. Er hatte in den Jahren 1817 bis 1820 weite Teile Brasiliens bereist und u. a. die dort vorgefundene Pflanzenwelt dokumentiert.

Wer war dieser Carl Friedrich Philipp von Martius? In der Allgemeinen Deutschen Biographie lesen wir über ihn: *«Geboren am 17. April 1794 in Erlangen, gestorben am 13. December 1868 zu München. Schon in der Wiege akademischer Bürger durch die von einem Taufpathen als Geschenk dargebrachte akademische Matrikel [Anm.: also die Einschreibung an der Universität Erlangen] und im elterlichen Hause mit lieber und weiser Sorgfalt erzogen, entfaltete Martius frühzeitig die glücklichsten Anlagen und die entschiedene Absicht zum wissenschaftlichen Studium.»*[3]

Sein Vater entstammte einer alten, ursprünglich italienischen Gelehrtendynastie, war Hofapotheker und Professor der Pharmazie an der Universität Erlangen, wo noch heute seine umfangreiche und wertvolle pharmakognostische Sammlung aufbewahrt wird. Und so weckte er vor allem das naturwissenschaftliche Interesse seines Sohnes. Kaum 16 Jahre alt, begann Carl Friedrich Philipp Martius im Jahr 1810 das Studium der Medizin an der Universität seiner Heimatstadt. Schon vier Jahre später wurde er mit seiner Dissertation «Plantarum horti academici Erlangensis enumeratio», einem 210 Oktavseiten umfassenden und nach dem Linné'schen System geordneten kritischen Pflanzenverzeichnis der im Erlanger Botanischen Garten wachsenden Pflanzenarten, mit Auszeichnung promoviert. Ein Student der Medizin widmete sich also schon in jungen Jahren mit Entschlossenheit der wissenschaftlichen Botanik, die damals noch nicht einmal als eigenständige wissenschaftliche Disziplin existierte, sondern der Medizin zugeordnet war. Erstaunlicherweise war es weniger sein Botaniklehrer Johann Christian Daniel von Schreber (1739–1810), der das Interesse des Studenten Martius auf die Botanik lenkte, sondern zum einen zwei Kommilitonen, die Brüder Christian Gottfried (1776–1858) und Theodor Friedrich Nees von Esenbeck (1787–1837), die später ebenfalls bedeutende Botaniker werden sollten; zum anderen, und das ist besonders bemerkenswert, der damalige Universitätsgärtner Rumelein aus dem Erlanger Botanischen Garten.

Der wissenschaftliche Lebensweg

Seine weitere wissenschaftliche Karriere verlief rasch und reibungslos, und von Anfang an spielte die damals Königlich Bayerische Akademie der Wissenschaften eine entscheidende Rolle. Die Akademiemitglieder Franz von Paula von Schrank (1747–1835) und Johann Baptist von Spix (1781–1826) lernten Martius kennen und motivierten ihn, als Eleve in das Institut der Akademie einzutreten. Er bewarb sich dort und wurde nach erfolgreich abgelegten Prüfungen aufgenommen.[4] Dieses Institut war eine Ausbildungsstätte für die künftige wissenschaftliche Elite Bayerns, in der Akademiemitglieder die jungen Wissenschaftler in ihrem Fach unterrichteten. Gleichzeitig wurde er unter der Leitung des bereits



betagten Schrank als Gehilfe des damals neu gegründeten Botanischen Gartens in München bestellt. Schon zwei Jahre später erhielt er als Adjunkt eine feste Stelle bei der Akademie.[5]

Bereits in dieser Zeit zeigte sich bei Martius eine weitere Begabung, die in seinem späteren Leben, in dem er auch als bedeutender Wissenschaftsorganisator wirkte, von großer Bedeutung sein sollte. Der erste bayerische König Max I. Joseph (reg. 1799–1825, König ab 1806) war ein großer Freund der Pflanzenwelt und besuchte deshalb regelmäßig den Botanischen Garten in München. Bei diesen Besuchen begleitete ihn Martius und gewann so das Wohlwollen und Vertrauen des Königs. Max I. Joseph spielte auch in der weiteren wissenschaftlichen Laufbahn von Martius, insbesondere als Sponsor der Brasilienexpedition, eine entscheidende Rolle. Wenngleich die ursprüngliche Idee zu einer Südamerikareise bayerischer Gelehrter auf einen Vorschlag von Wilhelm Friedrich Baron Karwinski von Karwin (1780–1855) – einem Ehrenmitglied der Bayerischen Akademie – zurückging, griff der König diesen Gedanken auf und verfolgte ihn mit Interesse und dem Einsatz von erheblichen finanziellen Mitteln.[6]

Dieses Verfahren war ungewöhnlich, denn es hätte nahegelegen, dass ähnlich wie in anderen Staaten auch in Bayern die Akademie der Wissenschaften als Initiatorin einer derartigen umfangreichen Unternehmung aufgetreten wäre.[7] Tatsächlich aber wurde diese Reise, zumindest nach außen hin, als eine Idee des Königs dargestellt, der dafür aus seiner Kabinettskasse und der allgemeinen Staatskasse zusammen etwa 34.204 fl. ausgab. Der Akademie überließ er immerhin noch die Rolle, die zu entsendenden Wissenschaftler auszuwählen und einen detaillierten Aufgabenkatalog zu entwerfen. Jede Klasse formulierte ihre Wünsche und arbeitete mehr oder wenig umfassende Instruktionen für die Reisenden aus.[8] Die Philologische Klasse, die auch für die Bibliothek sprach, wünschte u. a. den Aufkauf von Sprachlehren und Wörterbüchern der amerikanischen Sprachen sowie alter Hand- und Bilderschriften. Sie empfahl außerdem die Sammlung von Mythologien, von Sprachresten und Volksliedern. Natürlich formulierten auch die Botaniker und Zoologen ihre Wünsche, die aber relativ unspezifisch waren und sich mehr auf Hinweise zur Konservierung und zum Transport der Fundstücke beschränkten.

Eine Frage war bis dahin nicht gelöst, nämlich wen der König auf diese Reise schicken sollte. Schließlich wurden Martius als Botaniker und der Zoologe Spix ausgewählt. Außerdem wollte noch Karwinski die Expedition begleiten, und die Akademie befand, dass auch ein Zeichner mit auf die Reise gehen sollte, um die Entdeckungen noch vor Ort im Bild festzuhalten. Als ein Voranschlag, der dem König vorgelegt worden war, allerdings die enormen Kosten der großen Expedition zeigte, wurde der Plan erst einmal auf Eis gelegt.

Es erwies sich als glücklicher Zufall, dass die Erzherzogin Karolina Josepha Leopoldina von Österreich (1797–1826) zusammen mit einer Gruppe österreichischer Wissenschaftler zu ihrem Gatten, dem späteren Kaiser von Brasilien, Dom Pedro I. (reg. 1822–1831), nach Brasilien gebracht werden sollte. Die Anfrage des bayerischen Königs, ob sich zwei bayerische Forscher dieser Reise anschließen dürften, wurde positiv beschieden. Die Auswahl der nun eingeschränkten Zahl von bayerischen Wissenschaftlern fiel auf Martius und Spix, das teilte der königliche Kommissar der Akademie Anfang Dezember 1816 mit. Den beiden Forschern blieb für ihre Expedition nur eine außerordentlich kurze Vorbereitungszeit, denn schon im März 1817 sollte die Reise beginnen. Die Akademie veranstaltete zu Ehren der beiden Forscher ein Abschiedsfest, bei dem sie Spix und Martius Ermunterungen und Ratschläge mit auf die Reise gab. Auch der König wünschte ihnen eine gute Reise: «*Macht dem Namen Bayerns Ehre und geht mit Gott.*»[9]

Die Reise nach Brasilien[10]

Am 10. April 1817 verließ die Fregatte «Austria» den Hafen von Triest und erreichte nach zweieinhalbmonatiger Überfahrt Rio de Janeiro. Dort trennten sich Martius und Spix von den österreichischen Kollegen und begannen die naturkundliche und ethnographische Erforschung großer Teile Brasiliens. Diese Aufgabe sollte fast drei Jahre in Anspruch nehmen. «*Amerika, dieser neue [...] Welttheil, war von der Zeit seiner Entdeckung an der Gegenstand der Bewunderung und der Vorliebe Europas*», so drückte Martius die Faszination aus, deren Frucht ein monumentales, bis heute nachwirkendes Werk ist. Die beiden Biologen durchquerten Brasi-

lien sammelnd und forschend erst von Süd nach Nord, dann in seiner vollen Breite von Ost nach West. Insgesamt legten sie auf dem Land und den Flüssen des Amazonasgebiets 1400 geographische Meilen, das sind ca. 10 400 Kilometer, zurück. Auch wenn sich die Reise Alexander von Humboldts (1769–1859) stärker in das allgemeine historische Gedächtnis eingeprägt hat, so umfasste die Expedition von Martius und Spix ein größeres Gebiet und war hinsichtlich Umfang und Bedeutung der wissenschaftlichen Ergebnisse der Forschungsreise Humboldts mindestens ebenbürtig.

Martius und Spix waren von dem, was sie an Neuem sahen und entdeckten, überwältigt. Bereits ihre Eingewöhnungs- und Vorbereitungszeit in Rio de Janeiro nutzten die beiden zur wissenschaftlichen Arbeit. Nach ein paar Wochen, in denen sie die Umgebung der Stadt erforschten, stellten sie «*eine Kiste voll der seltensten Vögel z. B. Toucane, Papageyen, Colibri, Drosseln u.s.f., 5 Schlangen, sehr große Frösche, eine 1 ½ Ellen (1,2 Meter) lange Eidechse, ungefähr 7 Schachteln voll der herrlichsten Schmetterlinge, Käfer u.s.w.*» für die spätere Mitnahme nach München zusammen.

Mit einem Maultierführer, einem Treiber und einem «*neueingekauften Neger-Sclaven*» sowie sechs Last- und zwei Reittieren brachen sie schließlich am 9. Dezember 1817 in das Innere Brasiliens auf und erreichten drei Wochen später São Paulo. Von dort aus schloss sich eine lange, sehr beschwerliche Expedition durch das Innere des Landes in Richtung Norden an. Einheimische hatten ihnen dringend, aber vergeblich von diesem Unternehmen abgeraten.

In diese Zeit ihrer Reise fällt auch die erste nähere Begegnung mit den indianischen Ureinwohnern Brasiliens. «*Wir hatten schon Vieles von diesen Söhnen des Waldes gehört, und unsere Sehnsucht, endlich einen Stamm derselben in ihren eigenen Wohnsitzen zu beobachten, wurde immer reger*», schrieb Martius später in seinem Reisebericht. Diese erste Begegnung fand allerdings nicht irgendwo im Urwald Brasiliens statt, sondern auf der Fazenda eines Europäers in der Gegend des Rio Xipotó im heutigen brasilianischen Bundesstaat Mato Grosso. Dieser Europäer war «*[…] zur Bezähmung und Bildung jener Indier aufgestellt*», hatte aber wohl auch noch andere Interessen. Martius bemerkt, dass die Indios bei der ersten Begegnung flohen, und er interpretierte dies so, dass sie Angst davor hatten, zum Militärdienst eingezogen zu werden.

Auch die späteren Aufenthalte von Martius und Spix bei den Indios verliefen mehr oder weniger nach diesem Muster: Die Indiogruppen befanden sich unter der Aufsicht eines Gutsbesitzers oder Missionars, und es kam nur zu kurzen Begegnungen zwischen den Forschern und den Ureinwohnern.

Um die Stadt Salvador de Bahia an der nordöstlichen Atlantikküste zu erreichen, mussten sie eine besonders schwierige Etappe zurücklegen. Martius und Spix schreiben darüber in ihrem Reisebericht: «*Nie hatten wir so viel auszustehen gehabt als auf dieser Tour von 200 Legoas [Anm.: gut 1200 km]. Da es vorigen Jahres nicht geregnet hatte, so war die Hungers Not sehr groß, der Mangel an Wasser so sehr, dass alles verbrannt und nicht ein Grashalm oder grünes Blatt zu sehen und wir zufrieden waren, alle 8–10 Legoas [50 bis 62 Kilometer] eine Cisterne trüben Wassers zu finden. So kamen wir an Gesundheit ziemlich geschwächt und mit Verlust einiger Lastthiere den 5ten November d. J. [1818] in dieser Stadt [...] an.*»

Auf ihrem weiteren Weg von Salvador de Bahia nach Pará, dem heutigen Belém, an der Mündung des südlichen Amazonasarms in den Atlantik mussten sie anstelle der Dürre und des Wassermangels ein sehr feuchtes und ungesundes Klima ertragen. In der Provinz Maranhão erkrankten beide schwer: «*In dauerndem Fieber und Phantasien liegend mussten wir uns von Negern nach Caxias tragen lassen.*»

Von Belém aus bereiteten die beiden Forscher die Fahrt auf dem Amazonas vor, den dritten Teil ihrer Expedition. Sie deckten sich mit Lebensmitteln, Arzneien, Munition und Fischernetzen sowie mit Tauschobjekten für die Indios ein. Als Tauschobjekte nahmen sie «*Beile, Waldmesser, Taschenmesser, Angeleisen, Nürnberger Spiegel, grobes, weißes und blau- und weißgestreiftes Baumwollzeug, Cattune und Glasperlen*» mit. Am 21. August 1819 verließen sie Belém mit acht Indios als Ruderern und einer militärischen Eskorte in einer Canoa, einem großen brasilianischen Kanu, stromaufwärts. Mitte Oktober erreichten sie dann nach oftmals sehr gefährlicher Fahrt die Mündung des Rio Madeira und schließlich ihr erstes Ziel, die Fortaleza da Barra do Rio Negro, das heutige Manaus. Nach einer weiteren einmonatigen Reise den Solimões hinauf kamen sie in der Gegend von Nogueira, dem heutigen Tefé, an,

die besonderen Eindruck auf sie machte. Martius schreibt dazu in seiner Reiseschilderung: «*Der Aufenthalt in Ega und Nogueira überzeugte uns täglich lebhafter, dass hier, gleichsam im Mittelpuncte Brasiliens, eine Menge für Ethnographie und Naturgeschichte wichtiger Thatsachen zu sammeln seyen, und somit ward der Wunsch rege, diese seltene Gelegenheit durch Verteilung nach zwei Richtungen hin zweckmässiger zu nützen.*»

An dieser Stelle beschloss man, dass Spix weiter den Solimões und seinen Zuflüssen aufwärts bis an die Grenze zu Peru folgen sollte, während sich Martius dem Japurá zuwandte und versuchen sollte, die Wasserfälle von Araraquara, dem heutigen Caquetá in Kolumbien, zu erreichen. Sie waren sich des Risikos bewusst, das sie mit diesen Expeditionen eingingen, denn: «*Ehe wir uns trennten, legten wir ein schriftliches Testament gegenseitig in unsere Hände.*»

Da die Indios am Japurá als gefährlich galten, brach Martius besser ausgerüstet als je zuvor auf. Er hatte nicht weniger als acht Schiffe mit 56 Mann Besatzung, darunter auch Soldaten, zu seiner Verfügung. Jedoch erfüllten sich die Hoffnungen, die Martius in dieses Unternehmen gesteckt hatte, nicht ganz. In seinem Reisebericht schrieb er dazu: «*Noch erinnere ich mich, mit welchem Hochgefühl ich die Mündung des majestätischen Flusses betrachtete und von der Entdeckung mannigfacher Wunder träumte. Sind auch diese Träume nicht in Erfüllung gegangen, so darf ich doch besonders den Erfahrungen, welche sich in diesem abgelegenen Gebiete darboten, die naturgemässe und allein richtige Ansicht von dem Urzustande des südamericanischen Festlandes und seiner Bewohner verdanken!*»

Auf seinem Weg traf Martius mit den Völkern der Jumana, Juri und Coëuna sowie mit dem größten und mächtigsten Volk des Japurá-Gebietes, den Miranhas, zusammen. Seine Sicht dieser Naturvölker war zum einen geprägt von dem wissenschaftlichen Bestreben, ihre Lebensweisen, Sprachen und materielle Kultur möglichst genau zu beschreiben, blieb zum anderen aber den damals in Europa vorherrschenden Vorstellungen von der Primitivität und moralischen Unterlegenheit dieser Menschen verhaftet. So findet man in seinem Reisebericht etwa Sätze wie «*Roh bis zur Thierheit fand ich bei genauerer Bekanntschaft diese Miranhas [...]*».

Ende Januar 1820 erreichte Martius endlich den Wasserfall des Jupará, die Fälle von Arara-Coara (oder Araraquara), die ihn tief beeindruckten. Gleichzeitig erlebte er dort die schwerste Krise der gesamten Reise. So schreibt er über diesen Ort: «*Während er mich mit allen Schrecknissen einer der Menschheit fremden starren Wildnis einengte, fühlte ich mich von einer unaussprechlichen Sehnsucht nach Menschen, nach dem gesitteten, theuren Europa ergriffen.*» Er war schwer krank und vollkommen entkräftet, und es peinigte ihn der Gedanke, dass er gerade jetzt am westlichsten Punkt seiner Expedition den Anstrengungen nicht mehr gewachsen sein könnte. So trat er schleunigst die Rückreise an.

In deren Verlauf nahm Martius Indiokinder mit sich, die er nach München bringen wollte. Von insgesamt acht Kindern aus unterschiedlichen Völkern kamen letztlich nur zwei, Miranha und Juri, in München an. «*Außer des schwarzen in die Haut geätzten Zeichens unter der Nase, welches gleichsam die Cocarde seines Stammes ist, fand ich gar nichts befremdendes in seinen recht angenehmen Zügen*», schrieb der mit Martius befreundete bayerische Sprachforscher Johann Andreas Schmeller (1785–1852) in seinem Tagebuch über den Indianerbuben.[11] Die Kinder Juri und Miranha wurden auf die katholischen Namen Johannes und Isabella getauft und sollten nach hiesigen Vorstellungen erzogen werden. Sie blieben ihrer neuen Umgebung gegenüber aber teilnahmslos, wurden bald krank und starben im Alter von jeweils etwa 14 Jahren kurz nacheinander. Für die auf dem Alten Südfriedhof gelegene Grabstätte schuf Johann Baptist Stiglmaier (1791–1844) im Auftrag von Königin Karoline (1776–1841) ein Reliefbild, das die Kinder zeigt, denen der kalte Nordwind «Borea» die Lebensgeister ausbläst.

Zurück zu Martius: Er erreichte am 11. März 1820 Manaus und traf dort wieder mit Spix zusammen – eine unglaubliche Leistung, die an das aufsehenerregende Treffen von Stanley und Livingstone in Afrika erinnert. Inzwischen hatte man sich in München bereits Sorgen um die beiden Forscher gemacht, denn sie hätten eigentlich schon im Dezember 1819 in Belém eintreffen sollen. Das Staats-Ministerium des Königlichen Hauses und des Äußeren versuchte auf diplomatischem Weg, Nachricht über den Verbleib der beiden Forschungsreisenden zu erhalten. Diese waren zu dem Zeitpunkt aber bereits auf dem Rückweg nach Belém, wo sie schließlich am

16. April 1820 eintrafen. Am 14. Juni 1820 legte der Dreimaster «Nova Amazonia» mit Spix und Martius, vier jungen Indianern, den Sammlungen sowie einer großen Zahl von lebenden Pflanzen und Tieren an Bord ab. Achtundsechzig Tage dauerte die Überfahrt nach Lissabon, und am 10. Dezember 1820 erreichten die beiden Forscher dann endlich München. Die Expedition wurde also ohne ernsthaften Unfall oder den Verlust von gesammeltem Material abgeschlossen, was für derartige wissenschaftliche Unternehmungen in dieser Zeit ungewöhnlich war.

Martius und Spix hatten insgesamt 85 Säugetierarten, 350 Vögel, 130 Amphibien, 116 Fische, 2700 Insekten, 6500 Pflanzenarten – meist in mehreren Exemplaren konserviert –, Mineralien sowie eine reiche Sammlung von völkerkundlichen Gegenständen im Gepäck. Allein das gepresste Pflanzenmaterial umfasste rund 20 000 Herbarbögen. Diese Sammlung von gepressten und getrockneten Pflanzen bildete einen großen Teil des königlichen Herbariums. Auch der Münchner Botanische Garten, der damals als sogenanntes Attribut der Akademie unterstellt war, empfing wertvolle Teile der wissenschaftlichen Ausbeute, nämlich lebende Pflanzen und Samenmaterial.[12] Sämtliche Sammlungsgegenstände gingen in den Besitz der Akademie über. Die Unterbringung dieser Sammlungen bereitete einige Schwierigkeiten. So bedeutende Akademiemitglieder wie Lorenz von Westenrieder (1748–1829), Friedrich von Thiersch (1784–1860) und Friedrich von Schlichtegroll (1765–1822) wurden auf höheren Befehl hin aus ihren sonnigen Zimmern im Wilhelminum, dem ehemaligen Kollegiengebäude des Jesuitenordens an der Neuhauser Straße, vertrieben, um die Sammlungen dort unterbringen zu können. Selbst die Mineraliensammlung der Akademie musste den «*Vögeln mit den brennenden Farben*» weichen. Schlichtegroll, der zu dieser Zeit Generalsekretär der Akademie war, klagte, dass man von ihm verlange, Platz für die «Millionen» von Insekten und ein «Heumagazin» für das Herbarium zu schaffen.[13]

Das Interesse der Wissenschaft, aber auch der breiten Öffentlichkeit an den Umständen und Ergebnissen einer der größten und teuersten Forschungsexpeditionen der damaligen Zeit war überwältigend. Allerdings waren die Forscher auch Misshelligkeiten ausgesetzt, denn man warf ihnen vor, dass «*die Hitze ihre Köpfe*

überspannt» habe und dass man deshalb mit den Kranken Nachsicht haben solle. So schlug Martius und Spix Ungläubigkeit entgegen, als sie ernsthaft davon berichteten, in Brasilien Bäume so dick und hoch wie die Münchner Frauentürme angetroffen zu haben.[14]

Noch am Tage ihrer Rückkehr wurden Martius und Spix von König Max I. Joseph zu «Rittern des Civil-Verdienstordens der Bayerischen Krone» ernannt und konnten somit ihrem Namen ein «von» voranstellen. Außerdem erhielten sie eine jährliche Leibrente von 1000 Gulden auf Lebenszeit. Bald darauf wurden sie als ordentliche Mitglieder in die Akademie aufgenommen, Martius wurde zudem mit dem Amt des zweiten Konservators des Botanischen Gartens betraut. Sechs Jahre später, nachdem die Universität von Landshut nach München verlegt worden war, wurde er zum ordentlichen Professor der Botanik ernannt. Außerdem erhielt er die Ämter des ersten Konservators der botanischen Anstalten, des Botanischen Gartens und der botanischen Sammlungen. Damit war Martius die Autorität in der Botanik in Bayern schlechthin, und er blieb dies für einige Jahrzehnte.

Die wissenschaftliche Ausbeute

König Max I. Joseph zeichnete Martius und Spix nicht nur durch die Verleihung des Civil-Verdienstordens und einer beträchtlichen Leibrente aus, sondern erinnerte sie auch an die ihm gemachte Zusage. Er soll gesagt haben: «*Nun macht nur auch eine recht brave Ausgabe Eurer Reise, mein Beutel steht zu Diensten.*»[15] Schon vor der Rückkehr hatte er die Akademie angewiesen, die wissenschaftliche Dokumentation der Reise anzustoßen und ihr vollste Unterstützung zukommen zu lassen. Darauf vertrauend, hatten Spix und Martius ein Exposé vorgelegt, das zwei Quartbände Beschreibungen, einen Atlasband sowie vier Folianten zoologischer und botanischer Beschreibungen vorsah. In diesem Umfang war die Beschreibung der brasilianischen Reise trotz des großen Interesses des Königs nicht finanzierbar. Dessen ungeachtet erschien 1823 unter dem Titel «Reise in Brasilien auf Befehl Sr. Majestät Maximilian Joseph I Königs von Baiern in den Jahren 1817 bis 1820 gemacht von weiland Dr. John. Bapt. von Spix und Dr. Carl Friedr. Phil. von Martius» der erste Band der Reisebeschreibung; 1826 (nach dem

Tode von Spix am 13. Mai 1826) folgte der zweite, während 1831 der nun allein von Martius bearbeitete dritte Band vorgelegt wurde. Das schleppende Erscheinen der Reisebeschreibung lag nicht in der Verantwortung der Autoren, sondern im zögerlichen Fließen der Geldquellen. Für die Kenntnis des bis dahin in dieser Ausführlichkeit noch nicht erforschten Brasilien hat dieser Bericht dieselbe Bedeutung wie Alexander von Humboldts Schriften über andere Teile Lateinamerikas. Der Reisebericht, der übrigens 1980 erneut im Faksimile erschienen ist, enthält nicht nur eine Schilderung des Reiseverlaufs, sondern eine Fülle geographischen, ethnographischen, statistischen und naturkundlichen Materials. Die Liste der Personen, die sich damals beim Verlag für den Bezug des ganzen Werkes eintragen ließen, liest sich wie ein Almanach des damaligen Hochadels. Auch erregte die Publikation großes internationales Aufsehen.[16]

Parallel zur Ausarbeitung des Reiseberichts machte sich Martius auch an die Auswertung der botanischen Ergebnisse der Reise. Angesichts der Fülle des Materials konnte er dies vorerst nur in Auswahl leisten. Gemeinsam mit Maximilian Prinz von Wied-Neuwied (1782–1867) und seinem Studienfreund Christian Gottfried Nees von Esenbeck brachte er 1823 als Vorarbeit auf die große Flora brasiliensis einen «Beitrag zur Flora etc.» heraus, interessanterweise nicht in einem Publikationsorgan der Bayerischen Akademie, sondern in den «Nova acta physico-medica Academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae Naturae Curiosorum».[17]

In der Zeit von 1824 bis 1832 veröffentlichte er eine dreibändige Darstellung Höherer Pflanzen («Nova genera et species plantarum brasiliensium»), die er im Verlauf der Reise gefunden hatte, mit insgesamt 300 kolorierten Abbildungen.[18] Auch über die Niederen Pflanzen, also z. B. die Moose und Farne, publizierte er von 1828 bis 1834 ein ausführliches Werk («Icones plantarum cryptogamicarum, quas in itinere annis 1817 ad 1820 per Brasiliam ... instituto collegit et descripsit»). Insgesamt handelte er so über 400 Arten ab, indem er sie nicht nur botanisch charakterisierte, sondern auch Angaben zur medizinischen und technischen Verwendung machte.

Als wäre die Ausarbeitung des Reiseberichts, des kurzen Beitrags zur Flora Brasiliens und der beiden weiteren botanischen Werke nicht genug gewesen, begann Martius gleichzeitig mit der

Abfassung des Buches, für das er in der Botanik bis heute besonders berühmt ist. Schon während seines Aufenthalts am Amazonas hatte er den Entschluss gefasst, den Palmen eine umfassende wissenschaftliche Monographie zu widmen. So entstand eine dreibändige, 1823 bis 1850 erschienene Naturgeschichte der Palmen, seine «Historia naturalis Palmarum: Opus tripartium».[19] Sie umfasst insgesamt 550 Seiten mit 135 teils detailreich ausgeführten Tafeln. Zahlreiche dieser Abbildungen gehen auf Handskizzen zurück, die Martius während der Reise in Brasilien gemacht hatte. Dem Gegenstand angemessen, erschienen die Bücher im so genannten Imperialformat, also in der repräsentativen Seitengröße von 50 × 38 cm.

Das Palmenwerk sollte nicht nur diejenigen Arten darstellen, welche Martius in Brasilien selbst zu Gesicht bekommen hatte, sondern umfassend den damaligen Stand des Wissens über diese Pflanzenfamilie wiedergeben. So ergänzte er sein brasilianisches Material durch Herbarbelege und Literaturdarstellungen von Palmen aus anderen Weltgegenden. Wegen des Umfangs des Werks trugen vier weitere Wissenschaftler (H. von Mohl das Kapitel über die Anatomie; F. von Unger über fossile Palmen; U. Braun und O. Sendtner über Teile der Morphologie der Palmen) allgemeine Abschnitte zur «Historia naturalis Palmarum» bei, während der größte, die einzelnen Arten beschreibende Teil direkt aus der Feder von Martius stammt. Er verstand es auch, sich mit diesem Werk bei den ganz Großen seiner Zeit bekannt zu machen und in Erinnerung zu halten: So schickte er die in Lieferung erscheinenden Bücher u. a. an Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832), mit dem er ohnehin – wie sein Studienfreund Nees von Esenbeek – anderweitig in einem sehr regen Briefwechsel stand.

Während das Werk über die Palmen noch lange nicht abgeschlossen war, nahm Martius schon die Verwirklichung eines weiteren großen Plans in Angriff. Es war ein wissenschaftliches Großprojekt, nämlich die eingangs erwähnte «Flora brasiliensis», das selbst mit heutigen Methoden der Informationsverarbeitung fast als undurchführbar erscheint. Er hatte sich vorgenommen, das gesamte damalige Wissen über die Pflanzenwelt Brasiliens detailliert und systematisch darzustellen. Es sollte ein monumentales Werk werden, und deshalb benötigte es auch allerhöchste Unterstützung. Martius kamen seine Beziehungen zu hochstehenden und einfluss-

reichen Persönlichkeiten zugute, um die dafür nötigen Mittel zu beschaffen. Und so gelang es ihm sogar, Fürst Metternich (1773–1859) für dieses wissenschaftliche Großvorhaben zu interessieren, der wiederum Kaiser Ferdinand I. von Österreich (reg. 1835–1848) und König Ludwig I. von Bayern (reg. 1825–1848) als Mäzene gewinnen konnte. Die Runde der kaiserlichen und königlichen Förderer dieses Werkes wurde später ergänzt durch Kaiser Dom Pedro II. (reg. 1831–1889) von Brasilien. Noch unter dessen Vorgänger, Dom Pedro I., war die Initiative von Martius auf ein eher ablehnendes Echo gestoßen. Der Kaiser soll gesagt haben: «*Müssen Ausländer kommen, um unsere Gewächse zu beschreiben? Können wir dies nicht selbst tun?*»

Bereits 1833 erschienen zwei Bände der «Flora brasiliensis», welche zusammenfassende Darstellungen der brasilianischen Vegetation sowie Kapitel über Gräser und Niedere Pflanzen enthielten. Es folgte eine durch Finanzierungsprobleme verursachte Pause von sieben Jahren, bis 1840 die ersten Lieferungen des zweiten Versuchs zu einer Flora von Brasilien erschienen. Martius war zu diesem Zeitpunkt 46 Jahre alt und wusste wohl, dass er den Abschluss des monumentalen Werkes nicht mehr erleben würde. Tatsächlich dauerte es bis 1906, also 38 Jahre nach Martius' Tod, bis der letzte von 40 Teilbänden erschienen war.

Wie war eine derart monumentale Aufgabe zu bewältigen? Martius verstand sich primär nicht als Autor der Flora, sondern vielmehr als Koordinator und Manager dieses Werks. Insgesamt waren es 68 Einzelautoren, darunter die bedeutendsten Pflanzenforscher seiner Zeit, die Martius für die Mitarbeit an der «Flora brasiliensis» gewinnen konnte. Er hatte aber auch die Gabe, junge Talente aufzuspüren, sie ebenfalls als Mitarbeiter an der «Flora» einzusetzen und so in die wissenschaftliche Botanik einzuführen. Auch für heutige Forscher ist die «Flora brasiliensis» ein unverzichtbares Werkzeug für die Erkundung und Erfassung der Biodiversität Brasiliens.[20] Vom Umfang her wurde sie erst im Jahr 2004 von der «Flora Republicae Popularis Sinicae» übertroffen.

Auch auf einen weiteren Aspekt der Arbeit von Martius muss kurz eingegangen werden: sein privates Herbarium. Er hat es neben dem heute in der Bayerischen Botanischen Staatssammlung liegenden und etwa 10 000 Belege brasilianischer Pflanzen umfas-

senden zusammengetragen. Als er 1868 starb, war das private «Herbarium Martii» durch Zukauf und Tausch auf mehr als 300 000 Herbarbelege von 65 000 Arten aus aller Welt angewachsen und somit eines der größten privaten Herbarien in der damaligen Zeit. Die Hälfte der Belege stammte aus Brasilien. Neben dem «öffentlichen» bildete das private Herbarium die Grundlage für die wissenschaftlichen Werke, die Martius verfasst oder herausgegeben hat. Die weitere Geschichte des «Herbarium Martii» ist für München und Bayern nicht gerade ehrenvoll. Nach dem Tode von Martius 1868 boten es seine Erben dem Königreich Bayern zum Kauf an. Leider kam dieser Kauf aber nicht zustande, sodass das gesamte «Herbarium Martii» 1870 vom belgischen Staat gekauft wurde und seither im dortigen Jardin botanique de l'Etat aufbewahrt wird. Zurzeit ist es Gegenstand eines großen wissenschaftlichen Digitalisierungsprojektes, bei dem alle Belege erfasst und mit der digitalen «Flora brasiliensis» verknüpft werden sollen.[21]

Ein Teilgebiet der wissenschaftlichen Arbeit von Martius ist bisher nur kursorisch erwähnt worden: seine ethnographischen Forschungen. Bereits seiner Reisebeschreibung fügte er eine so genannte Musikbeilage bei, in der er selbst gesammelte «Brasilianische Volkslieder und indianische Melodien» veröffentlichte. Erst viele Jahre nach seiner Rückkehr fasste er seine linguistischen Studien zusammen. 1867 erschienen seine zweibändigen «Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerika's zumal Brasiliens», die ein umfangreiches Wörterverzeichnis einiger Indianersprachen enthalten. Außerdem publizierte er kürzere Darstellungen «Über Pflanzen- und Tiernamen der Tupi-Sprache», «Über das Naturell, die Krankheiten, das Arztthum und die Heilmittel der Ureinwohner Brasiliens» sowie über die von ihnen verwendeten Heilpflanzen.[22]

Die Beziehungen von Martius zur damals Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften waren intensiv und reichten bis in die Aufnahme in das Institut der Eleven im Jahr 1814 und seine Aufnahme als ordentliches Mitglied nach seiner Rückkehr im Jahr 1820 zurück. 1834 wurde Martius zum Sekretär der Mathematisch-physikalischen Klasse gewählt, ein Amt, das er bis zu seinem Tod im Jahr 1868 ausübte. Dies war nicht nur ein Ehrenamt, sondern u. a. auch mit der Aufgabe verbunden, über jedes verstor-

bene Mitglied der Klasse eine Gedenkrede zu halten – eine Pflicht, der er sich mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit und Begabung widmete. Martius hat diese Gedenkreden gesammelt und in einem 1866 erschienenen Band herausgegeben.[23] Die von ihm danach gehaltenen Gedenkreden sind in den Sitzungsberichten der Akademie veröffentlicht worden. Außerdem verging kaum eine Sitzung der Klasse, zu der Martius nicht eine Mitteilung beitrug, sodass sich die Anzahl seiner Veröffentlichungen in Publikationsorganen der Akademie insgesamt auf 115 beläuft.[24] Martius stand mit vielen Wissenschaftlern und wissenschaftlichen Einrichtungen weltweit in regem Briefverkehr, den er auch zum wissenschaftlichen Schriftentausch nutzte und so wesentlich zum Ausbau der Akademiebibliothek beitrug.

Neben seiner Forschertätigkeit war Martius ein begeisterter und begeisternder Hochschullehrer. Seine Vorlesungen über die Brasilienreise zogen, wie berichtet wird, bis zu 600 Zuhörer an, sodass auch die größten Hörsäle der Münchner Universität zu klein wurden. Dies deutet darauf hin, dass er ein ausgezeichneter Redner war und das Publikum nach Neuigkeiten aus anderen Ländern und der Wissenschaft hungerte. Gemeinsam mit seinem Botanikerkollegen Joseph Gerhard Zuccarini (1797–1848) rief er das sogenannte Linnaeus-Fest ins Leben, das er mit seinen Kollegen und Schülern jeweils im Umfeld des Geburtstags von Carl von Linné (23. Mai), dem Begründer der modernen Systematik der Organismen, in Ebenhausen bei München feierte. Martius verehrte Linné ganz besonders, denn nur durch die Konzepte, die Linné zur Ordnung des Organismenreichs entwickelt hatte, war es möglich geworden, Werke vom Umfang und von der Komplexität seiner «Flora brasiliensis» zu realisieren. Den Charakter des Festes beschrieb Carl Friedrich Meissner so: «*[…] zog die heitere Schaar von München aus botanisierend an der Isar aufwärts nach dem 2 ½ Meilen entfernten Ebenhausen, wo in reizender ländlicher Umgebung, im Angesichte des Hochgebirges, unter oft zahlreicher Theilnahme anderweitiger Freunde und auch Freundinnen Flora's bei der Linnaeus-Eiche ein einfaches Mahl gehalten wurde, begleitet von Reden, sinnigen Trinksprüchen, poëtischen Ergüssen und Gesang und Scherz. So wusste Martius seine Jünger nicht nur als ihr ernster Lehrer, sondern als wohlwollender, väterlicher Freund und im*

Schoose der Natur selbst für die Wissenschaft zu begeistern und die Strenge der Schule mit den erwärmenden Strahlen der Poësie zu durchdringen, zu beleben und zu befruchten.»[25]

Auch das Privatleben dieses so überaus produktiven Wissenschaftlers ist bemerkenswert und überaus charakteristisch für ihn und seine Interessen. Er war seit 1823 mit Franziska Freiin von Stengel (1806–1882) aus einer angesehenen pfälzisch-bayerischen Beamtenfamilie verheiratet und hatte mit ihr vier Töchter und einen Sohn. Ihr gemeinsames Hauswesen wurde bald zu einem Mittelpunkt des Münchner gesellschaftlichen Lebens. Wer in München auf den Gebieten der Wissenschaft, der Literatur, der bildenden Kunst oder Politik Rang und Namen hatte, verkehrte im Hause Martius. Auch viele bedeutende Personen, die in München auf der Durchreise waren, statteten Martius einen Besuch ab. So manche Anlässe wie Namens- und Geburtstage, Fasching, der Weihnachtsabend oder Silvester wurden zu größeren Feiern genutzt; und schließlich wurde der Tag, an dem sich die glückliche Rückkehr von Martius und Spix aus Brasilien jährte, der 8. Dezember, im großen Kreise festlich begangen, indem auch *«gemusikt und getanzt»* wurde.[26] Diese und andere Details aus dem Leben von Martius und seiner Familie sind uns im Tagebuch des Sprachforschers und Akademiemitglieds Johann Andreas Schmeller überliefert, der schon vor der Brasilienreise mit Martius befreundet und zeitweise dessen Untermieter war.

Gegen Ende seiner Karriere musste Martius erkennen, dass sein wissenschaftlicher und politischer Einfluss allmählich zurückging. Ausgelöst wurde diese Krise durch die Berufung des berühmten Agrikulturchemikers Justus von Liebig (1803–1873) nach München, der nun das Ohr des zu diesem Zeitpunkt regierenden Königs Maximilian II. (reg. 1848–1864) hatte. Der König plante für das Jahr 1854 eine große Industrieausstellung in München. Da hierfür keine geeigneten Räumlichkeiten zur Verfügung standen, sollte ein eigenes Gebäude, ein Glaspalast wie der Londoner Crystal Palace, errichtet werden. Die Frage, wo dieser Palast gebaut werden sollte, wurde in einer königlichen Kommission behandelt, in der Liebig, nicht aber Martius Mitglied war. Man beschloss, das Gebäude auf dem Grund des damaligen (heute des «Alten») Botanischen Gartens am Karlsplatz zu errichten. Von alledem erfuhr Martius, der

Direktor dieses Gartens, erst im Nachhinein. Durch diesen Affront und den damit verbundenen massiven Eingriff in die Anlage sah sich Martius persönlich gekränkt und den Botanischen Garten in seiner Bedeutung für die Wissenschaften vernichtet. Er protestierte heftig gegen die Pläne, hatte aber damit keinen Erfolg. Der in diesem Zusammenhang von höchster Stelle beschlossenen Versetzung in den Ruhestand kam er durch einen eigenen Antrag auf Pensionierung im Jahr 1854 zuvor.

Carl Friedrich Philipp von Martius, dem bedeutenden Forschungsreisenden, Wissenschaftler und Wissenschaftsmanager, der am 13. Dezember 1868 in München starb, sind seither viele Denkmäler gesetzt worden – solche aus Stein wie z. B. eine Büste im Botanischen Garten, aber auch literarische in der Form von Nachrufen und Biographien. Zum 50-jährigen Doktorjubiläum hatte die Akademie eine Gedenkmünze prägen lassen mit der Umschrift «Viro in Botanica principi, studio, fide, consilio sibi probatissimo, Academia R. Boica d. lub. Merito» («Einem in der Botanik herausragenden Mann, durch Gelehrsamkeit, Glauben und Vernunft von ihr äußerst geschätzt, hat die königliche bayerische Akademie [diese Münze] verliehen aus freien Stücken und mit Recht»). Außerdem wurden seither mehr als 400 Pflanzenarten nach ihm benannt. Das herzlichste Denkmal hat ihm aber Franz Graf von Pocci (1807–1876), der Schöpfer der Kasperlfigur, gesetzt. Er verewigte ihn in einem Personenalphabet unter dem Buchstaben M und fügte als Gedicht hinzu:

«Martius reiste in Brasilien
Suchte Kräuter, Petersilien.
Gottlob, dass ihn nicht verschlang,
Irgend eine Riesenschlang.»

Justus von Liebig (1803–1873)

Weltberühmter Chemiker und Vorstand der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Heinrich Nöth

In der Hauptstadt Hessen-Darmstadts, seit 1806 Großherzogtum, erblickte Justus Liebig am 12. Mai 1803 das Licht der Welt. Sein Vater stellte Farben, Lacke und Firnisse sowie chemische Scherzartikel für Jahrmärkte her, und Justus Liebig begeisterte sich seit seiner frühen Jugend für chemische Versuche. Schon als 6-Jähriger interessierte er sich für die Chemie der Zubereitung von Speisen, Braten oder Kuchen, aber auch für die Ernährung der Tiere und das Wachstum von Pflanzen.

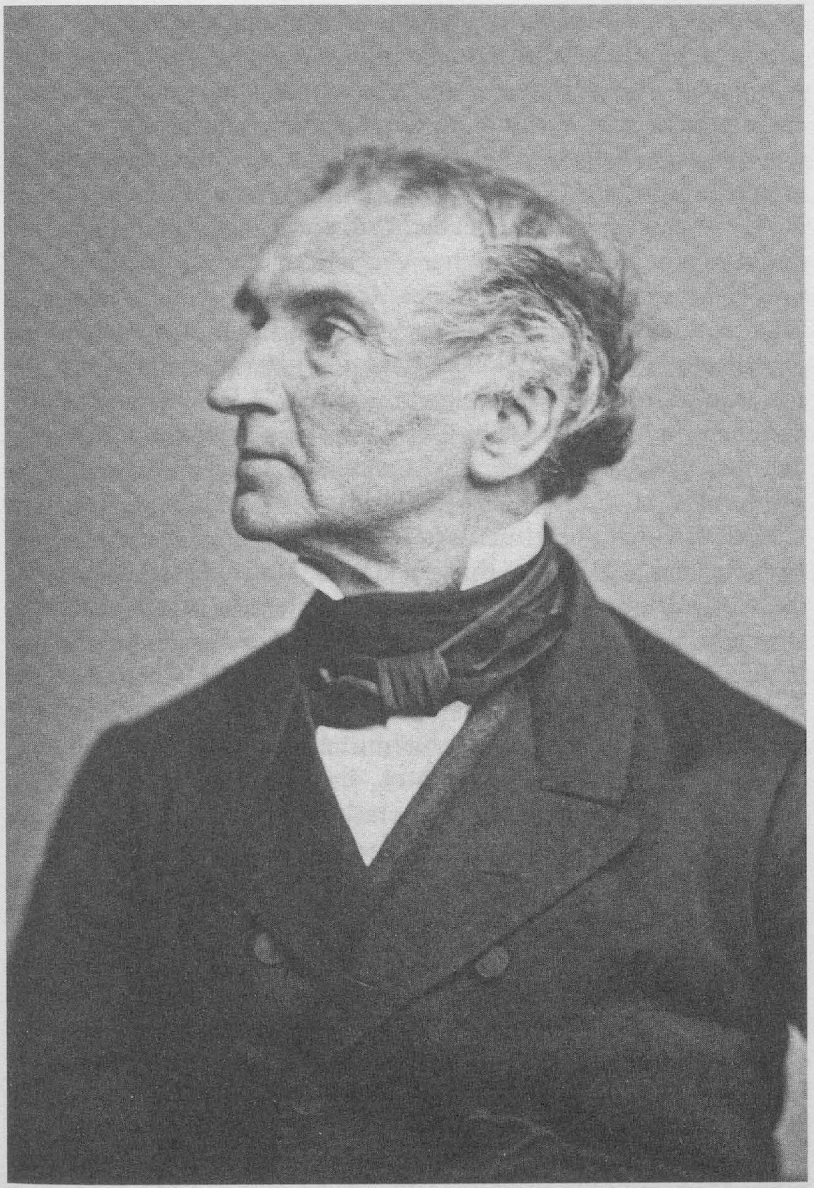
Liebig in Hessen – der jüngste Chemieprofessor

Im Alter von acht Jahren ging er in das Gymnasium. Das Erlernen von Sprachen war nicht seine Stärke, und seine schulischen Leistungen waren dementsprechend. Er verließ die Schule als 14-Jähriger und versuchte sich dann in Heppenheim an einer Ausbildung zum Apotheker. Diese Lehre brach er nach kurzer Zeit ab und arbeitete im Geschäft seines Vaters mit, wo er Chemiebücher las und experimentierte. Hier lernte er den Chemieprofessor Karl Wilhelm Gottlob Kastner (1783–1857) kennen, der ihm ein Chemiestudium an der Universität Bonn ermöglichte. Als Kastner einen Ruf an die Universität Erlangen erhielt, nahm er Liebig als Assistenten mit – dies zu einer Zeit, als es nach den Karlsbader Beschlüssen zu Studentenunruhen kam. Der junge Liebig randalierte und beteiligte sich in Erlangen an Demonstrationen. Einer möglichen Verhaftung entzog er sich 1819 durch Flucht in sein Elternhaus, wurde aber auch in Darmstadt mit Stadtarrest belegt. Zu dieser Zeit hatte Kastner den Großherzog von Hessen um ein Reisestipendium für Liebig gebeten, damit er sich im Zentrum der chemischen und physi-

kalischen Wissenschaften, in Paris, weiter fortbilden könne. Das Stipendium wurde gewährt. Liebig lernte nicht nur Französisch, er hörte auch Vorlesungen über Mathematik, Physik und Chemie bei Joseph Louis Gay-Lussac (1778–1850), Louis Jacques Thenard (1777–1857) und Pierre Dulong (1785–1838). Vor allem im Labor von Gay-Lussac erhielt er eine gründliche Ausbildung im Experimentieren. Er hatte schon in Darmstadt explosives Quecksilberfulminat hergestellt und untersuchte nun zusammen mit Gay-Lussac diese Verbindung. Über die Ergebnisse berichtete Gay-Lussac in der Académie française. Hierbei lernte Liebig Alexander von Humboldt (1769–1859) kennen, der das Genie Liebigs erkannte und ihn dem Großherzog von Hessen für eine Chemieprofessur vorschlug. Kurz zuvor hatte Kastner veranlasst, dass Liebig *in absentia* an der Universität Erlangen promoviert wurde. Der Großherzog folgte Humboldts Empfehlung und ernannte den 21-Jährigen zum außerordentlichen Professor für Chemie an der Universität Gießen, ohne die Fakultät vorher zu fragen. Dies brachte dem wohl jüngsten Chemieprofessor, den Deutschland jemals hatte, keine Freunde ein, zumal es in Gießen mit W. H. Zimmermann bereits einen Lehrstuhlinhaber für Chemie gab. Zimmermann gelang es nun nicht mehr, die Chemie- bzw. Pharmaziestudenten für seine Vorlesung zu gewinnen, da diese die Vorlesungen Liebigs bevorzugten. Dies mag einer der Gründe gewesen sein, weshalb Zimmermann 1825 den Freitod in der Lahn suchte. Liebig wurde sein Nachfolger und konnte nun, dank des höheren Gehaltes, 1826 Henriette Moldenhauer (1807–1881) heiraten.

Dennoch hatte Liebig in Gießen erheblich um finanzielle Mittel zu kämpfen, die ihm die Einrichtung eines zeitgemäßen Laboratoriums ermöglichen sollten, und er hat so manche Apparatur aus der eigenen Schatulle bezahlt. Er führte einen modernen Studiengang der Chemie ein, in dem die Schulung der Beobachtungsgabe eine zentrale Stellung einnahm – die praktische Ausbildung hatte nämlich einen sehr hohen Stellenwert.

Zu Beginn seiner Tätigkeit in Gießen widmete sich Liebig der Analyse von mineralhaltigen Quellen. Dabei entdeckte er u. a. auch eine rotbraun gefärbte, stark ätzend riechende Flüssigkeit, die er als Jodchlorid ansah. Tatsächlich war es aber Brom, das damals noch nicht als Element bekannt war und nur wenig später (1826) von



Antoine-Jérôme Balard (1802–1876) entdeckt wurde. Danach konzentrierte Liebig sich auf die Verbesserung der Elementaranalyse organischer Verbindungen durch Verbrennung. Mithilfe der berühmten Fünfkugelapparatur konnten an einem Tag die Bestimmung von *drei* verschiedenen bzw. die dreimalige Bestimmung *einer* organischen Verbindung durchgeführt werden. Damit wurden genauere Angaben über ihre prozentuale Zusammensetzung möglich; auf diese Weise konnte man das Verhältnis der Atome C : H : N exakt ermitteln. Bei den Untersuchungen stellte sich heraus, dass eine Reihe organischer Verbindungen stets das gleiche C- und H-Massenverhältnis aufwies, das bei chemischen Reaktionen erhalten blieb. Daraus schlossen Liebig und sein Chemikerfreund Friedrich Wöhler (1800–1882), dass diese Verbindungen eine gemeinsame Grundstruktur zeigen müssten, die bei chemischen Reaktionen unverändert bleibt. Für diese Grundstruktur führten sie den Begriff «Radikale» ein. So konnten, ausgehend von dem Säurechlorid C_6H_5COCl (Benzoylchlorid), zahlreiche neue Derivate C_6H_5COX durch Substitution hergestellt werden, die alle das Benzoyl-Radikal C_6H_5CO enthielten. Die Anordnung der Atome in diesen Molekülen konnte man damals allerdings noch nicht bestimmen. Erwähnt seien noch Liebigs Studien zur Theorie mehrbasiger organischer Säuren. Von den präparativen Arbeiten sei die Synthese des Chloralhydrats aus reinem Alkohol und Chlor genannt, das sich als ein gutes Schlafmittel erwies.

Die Zahl der Chemiestudenten, insbesondere auch aus dem Ausland, hatte im Laufe der Zeit stark zugenommen. Deshalb gelang es Liebig 1833, einen Erweiterungsbau für das Laboratorium zu bekommen. Sechs Jahre später wurden ein weiterer Anbau sowie ein Hörsaal errichtet; in den neuen Bauten erhielt Liebig ein eigenes Laboratorium. In der Zwischenzeit hatte er sich auf die Ernährung von Pflanzen, insbesondere von Getreide, und auf die Entwicklung von Mineraldünger konzentriert. Er widerlegte dabei die bis dahin gängige Meinung, dass man nur mit Humus oder Stallmist düngen müsse, um ein gutes Wachstum von Pflanzen zu erzielen. Nachfolgend ist in jeweils drei Punkten zusammengefasst, wodurch sich die Liebig'schen Ergebnisse (B) von der damals gängigen Meinung (A) unterschieden.

A1) Die Pflanzen bilden ihre gesamten Körper aus organischen Substanzen, sie entnehmen Stickstoff und Kohlenstoff dem Humus.
A2) Die Mineralstoffe in den Pflanzen sind überflüssige, zufällige, ja eher schädliche Bestandteile und spielen bei der Ernährung der Pflanze keine Rolle.
A3) Die Fruchtbarkeit eines Feldes beruht daher auf seinem Gehalt an organischen Substanzen, welche den Pflanzen den nötigen Kohlenstoff liefern.

Nach Liebig gilt hingegen:
B1) Die Pflanzen beziehen ihre Bestandteile ausschließlich aus der anorganischen Welt; den Kohlenstoff liefert die mittels der grünen Blätter absorbierte Kohlensäure der Luft, den Stickstoff das Ammoniak und die Nitrate des Bodens.
B2) Die Mineralstoffe in den Pflanzen sind notwendige und wesentliche Bestandteile der Pflanzen und spielen bei deren Ernährung die ausschlaggebende Rolle.
B3) Die Fruchtbarkeit eines Feldes beruht lediglich auf dem Gehalt an anorganischen Substanzen; der Humus, die Zufuhr von Mist, hat nur die Funktion, durch seine Zersetzung anorganische Stoffe bereitzustellen.

Die Erkenntnis Liebigs lautete somit: Gebt dem Boden an Mineralstoffen wieder, was ihm durch die Ernte entzogen wurde. Von entscheidender Bedeutung hierfür waren auch Phosphate, die Alexander von Humboldt 1840 erstmals in Form von Guano aus Peru mitgebracht hatte und der in großen Mengen von England als Dünger importiert wurde. Bei Liebigs erstem Aufenthalt in England (1840) gab ihm die British Association for the Advancement of Science den Auftrag, seine Ergebnisse und Folgerungen in einem Buch über «Die organische Chemie und ihre Anwendung auf Agricultur und Physiologie» zusammenfassend zu publizieren. Dieses Buch hatte sehr großen Erfolg: Es wurde in mehrere Sprachen übersetzt und erreichte acht Auflagen. Liebigs zweiter Besuch in England führte zu Huldigungen, wo immer er hinkam.

Der von Liebig entwickelte Mineraldünger hielt jedoch nicht, was er versprach. Grund dafür war, dass er keine Ammoniumsalze

enthielt, weil bei der Veraschung von Getreidepflanzen kein Stickstoff in der Asche nachzuweisen war. Nach dem auch von Liebig formulierten Gesetz vom Minimum, wonach der in geringster Menge vorhandene Düngerbestandteil die Düngewirkung bestimmt, konnte der Liebig'sche Mineraldünger keine effektive Wirkung entfalten, da die Ammoniumsalze fehlten. Ferner wurde Liebigs Mineraldünger zu hoch erhitzt, weshalb seine Bestandteile entweder nicht oder nur sehr langsam vom Regenwasser ausgelaugt werden konnten. Tatsächlich muss das Düngemittel aber so gestaltet sein, dass seine Bestandteile eine lösliche, von der Pflanze aufnehmbare Form haben. Es dauerte viele Jahre, bis diese Fehler behoben waren.

Liebigs Reise nach England im Jahr 1844 glich einem Triumphzug. Er berichtete sowohl seiner Frau als auch dem Kanzler der Universität Gießen über die große Begeisterung, mit der er in allen Städten und Universitäten aufgenommen wurde; bei seiner Rückkehr nach Gießen ehrte man ihn auch hier mit einem großen Empfang. Dass Liebig ein eitler Mann war bzw. durch diese Ehren wurde, geht aus einem Brief hervor, den er dem Kanzler der Universität Gießen, Justin von Linde (1797–1870), schickte: «*Man hat Thenard in Paris zum Baron, Gay-Lussac ebenfalls sowie Humphry David in London zum Baron, Berzelius in Stockholm zum Baron gemacht, lauter Chemiker, und ich würde diese Auszeichnung als die größte und würdigste Anerkennung ansehen, aber mein Theuerster, der einfache Adel genügt mir nicht, wenn es nicht möglich ist, den Freiherrn durchzusetzen, da lassen Sie die Angelegenheit fallen.*»[1]

Zum Jahresende 1845, am 29. Dezember, wurde Liebig vom hessischen Großherzog in den erblichen Adelsstand erhoben. Er durfte sich nun Justus Freiherr von Liebig nennen. Nach dem Wechsel nach München wurde sein Adelstitel am 18. Dezember 1852 für Bayern bestätigt. Für seine Leistungen in der Chemie erhielt er auch zahlreiche Ehrungen im In- und Ausland. Hier sei nur die Ernennung zum Ritter des Ordens Pour le mérite genannt, die auf einen Vorschlag Alexander von Humboldts im Jahr 1851 zurückgeht. Die Königlich Bayerische Akademie der Wissenschaften wählte ihn 1838 zum korrespondierenden und 1845 zum auswärtigen Mitglied.

Lehre und Forschung in München

Die Zeit vor Liebigs Wechsel von Gießen nach München war nicht ohne Unruhen, auch wenn die Bilder, die Carl Spitzweg (1808–1885) zu jener Zeit malte, eine sehr beschauliche, ja romantische Epoche zeigen. Dem war aber nicht so. So brachte etwa die Beziehung König Ludwigs I. (reg. 1825–1848) zur jungen Tänzerin Lola Montez (1818/23–1861) Studenten, Münchner Bürger und den Klerus in Rage. Obwohl der König, politisch unter Druck gesetzt, volle Pressefreiheit, Verbesserung der Ständewahlordnung und anderes in Aussicht stellte, kam es am 3. März 1848 zu einer Revolte. Die Münchner Bürger stürmten das Zeughaus und zogen bewaffnet zur Residenz. Am Promenadeplatz angekommen, gelang es Prinz Karl von Bayern (1795–1875), dem Bruder des Königs, die aufgebrachte Menge zu beruhigen. Wenige Tage später dankte Ludwig I. ab, sein Sohn Maximilian II. (reg. 1848–1864) bestieg den Thron. Den Volkszorn löste auch eine Erhöhung des Bierpreises durch die Pschorr-Brauerei am 11. Oktober 1848 aus. Das Pschorr-Bräuhaus wurde erstürmt und das Mobiliar demoliert. Andererseits florierten in diesen Jahren die Künste, gefördert von Ludwig I.

Liebigs Ruhm als Chemiker war um 1845 auf einem Höhepunkt angekommen. Er galt als ideenreicher, scharfsinniger, aber auch sehr streitbarer Wissenschaftler, der Ergebnisse seiner Kollegen, wenn sie ihm nicht stichhaltig erschienen, schonungslos kritisierte, wobei er sich nicht scheute, verbal zu attackieren. Aus diesem Grunde kam es auch zu einem Zerwürfnis mit dem bekannten schwedischen Chemiker Jöns Jakob Berzelius (1797–1848).

Da Bayern ein Agrarland war, hoffte Max II., dass Liebig als Experte für Mineraldüngung die Landwirtschaft des Landes verbessern könnte. Er beauftragte deshalb den königlichen Staatsrat Pfistermeier, über Max Pettenkofer (1818–1901), der einige Zeit im Liebig'schen Laboratorium gearbeitet hatte und in einem freundschaftlichen Verhältnis zu ihm stand, Kontakt mit Liebig aufzunehmen. Das Billet, das der Staatsrat dem Hofapotheker und Professor Pettenkofer überreichte, lautete: «*Se. Majestät der König haben mich soeben beauftragt, Sie nochmals darauf aufmerksam zu machen, dass die Gewinnung Liebigs ganz besonders in aller-*

höchst seinen Wünschen gelegen sei, weshalb Sie alles Mögliche aufbieten sollten, um die Acquirierung durchzusetzen.»[2]

Pettenkofer war in der Tat ein guter Vermittler, wobei ihm zugute kam, dass Liebig zu dieser Zeit verärgert darüber war, dass Zusagen für eine Etaterhöhung an der Universität in Gießen nicht eingehalten wurden; außerdem fühlte er sich durch den Unterricht in den chemischen Praktika überlastet. Pettenkofer besuchte Liebig und veranlasste ihn, zu einer Unterredung mit Max II. nach München zu kommen. König und Königin empfingen Liebig im Schloss Starnberg. Beide waren von dem Chemiker sehr angetan. Liebig konnte seine Wünsche und Bedingungen für den Wechsel auf eine Chemieprofessur an der Universität München und als Leiter des Chemischen Laboratoriums der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften vortragen, und praktisch alle seine Forderungen wurden erfüllt. Insbesondere wurde er von den Belastungen des praktischen Unterrichts freigestellt. Auch die finanzielle Seite des Ortswechsels war attraktiv. So schrieb Liebig im Juli 1851 an August Hofmann (1818–1892) nach London: «*Ich bin gestern aus München zurückgekehrt und habe mich fest und unwiderruflich gebunden. Im November 1852 fange ich meine Vorlesungen an und verlasse Gießen im September. Ich hoffe diesen Entschluss niemals zu bereuen. Was mich hier drückt und meine Kräfte aufzehrt, das ist der praktische Kursus; ich bin nächstes Jahr 50 Jahre alt und muß, wenn ich in der Wissenschaft noch etwas tun will, meine Tätigkeit beschränken. München bietet mir einen neuen Wirkungskreis und ich habe mich verpflichtet im Wintersemester Experimentalchemie in 6 Stunden zu lesen, sonst nichts, keine Praktikanten [...] Ich bekomme Thaler 30 000 zu einem ganz neuen Laboratorium und Zubehör, Thaler 10 000 für Assistenten, Thaler 5000 für Besoldung, Thaler 2500 jährlich für Instandsetzung des Inventars und keine Praktikanten! Kann man so etwas von sich weisen? Unmöglich!*»[3]

König Max II. hatte in Berlin, Göttingen und München studiert und wollte eigentlich Professor werden. Um Bayern gegenüber Österreich und Preußen konkurrenzfähig zu erhalten, setzte er auf die Förderung der Wissenschaften. Hierzu berief er hervorragende Wissenschaftler und Gelehrte, meist Protestanten, nach München, die von vielen ortsansässigen Professoren als arrogant angesehen

und um ihre engen Beziehungen zum Hofe beneidet wurden. Dies trug ihnen den Namen «Nordlichter» ein; einige von ihnen wurden sogar physisch bedroht. Nach München kamen so u. a. der Physiker Philipp von Jolly (1809–1884), der Historiker Heinrich von Sybel (1817–1895), der Rechtsgelehrte Johann Caspar Bluntschli (1808–1881) sowie die Dichter Emanuel von Geibel (1815–1884) und Paul Heyse (1830–1914); auch Justus von Liebig zählte zu diesem Kreis. Die neu berufenen Professoren verpflichtete Max II., an den von ihm eingerichteten Symposien teilzunehmen, die regelmäßig im Rokoko-Zimmer der Residenz oder in der Amalienburg stattfanden. Bei Bier und Wein diskutierte man über Themen, die der König vorgab. Dennoch fanden sich die «Nordlichter» in einer misslichen Lage, da sie gesellschaftlich nur bedingt akzeptiert und, abgesehen von den Symposien, bei Hofe nicht entsprechend gewürdigt wurden. Um sie wenigstens mit der gewöhnlichen Hofaristokratie gleichzustellen, stiftete Max II. am 28. November 1853 den Bayerischen Maximiliansorden für herausragende Leistungen in Wissenschaft und Kunst. Er setzte nach der Wahl der ersten Mitglieder, darunter Justus von Liebig, ein aus zwölf Mitgliedern bestehendes Ordenskapitel ein, das neue Mitglieder beurteilte und ihm zur Wahl vorschlug, und bestellte Liebig zu dessen Vorsitzendem – wie konnte es anders sein.

Mit dem Bau des neuen Chemischen Laboratoriums der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften wurde Oberbaurat August von Voit (1801–1870) beauftragt. Der Neubau erfolgte westlich des alten Laboratoriums an der Sophienstraße, wobei besonderer Wert auf gute Ventilation der Laboratorien und des Hörsaals gelegt wurde. Letzteren eröffnete Liebig bereits am 23. November 1852 mit einer Vorlesung «Über das Studium der Naturwissenschaften». Der fast quadratische Hörsaal beanspruchte etwa die Hälfte der Fläche des Neubaus und bot 300 Hörern Platz. Bemerkenswert war eine achteckige bewegliche Glasglocke, unter der man Experimente durchführen konnte, die mit Geruchsbelästigung verbunden waren. Um den Hörsaal gruppierten sich Laboratorien, ein Wägeraum, ein Vorbereitungsraum für die Experimentalvorlesungen sowie ein Raum für gasanalytische Arbeiten.

Die Akustik im Hörsaal war hervorragend. Der Experimentiertisch war in der Regel dicht mit Apparaten aller Art besetzt. Die

Assistenten schossen herum, um noch das eine oder andere zu richten. Dann – so schreibt Wilhelm Prandtl in seiner Geschichte des Chemischen Laboratoriums der Bayerischen Akademie der Wissenschaften[4] – trat wie auf ein gegebenes Zeichen hin lautlose Stille ein. Die Tür, welche aus dem Laboratorium in den Hörsaal führte, ging auf. Liebig erschien, wurde auf der Schwelle ehrfurchtsvoll von seinen Assistenten begrüßt. Obwohl unmittelbar aus seinem Arbeitszimmer kommend, kam er nie ohne Hut, Stock und Handschuhe, die er sich bei seinem Eintritt von Gehilfen abnehmen ließ. Mit leichtem Nicken des Kopfes gegen die Zuhörer schritt er zum Experimentiertisch und leitete seinen Vortrag mit einem leise gesprochenen «Meine Herren» ein.

In der Tat hatte Liebig bereits in Gießen neue Maßstäbe für chemische Experimentalvorlesungen gesetzt. Diese entwickelte er in München noch weiter, mit zahlreichen neuen Versuchen und Demonstrationspräparaten, die im Auditorium herumgereicht wurden. Liebig kam es darauf an, dass seine Hörer dem Vortrag mit größter Aufmerksamkeit folgten und sich nur wenige Notizen machten. Sie sollten dann zu Hause das Gehörte und Gesehene verarbeiten.

Da Liebig in seinen Chemischen Briefen[5] der Öffentlichkeit schon sehr früh den Nutzen der Naturwissenschaften im Allgemeinen und der Chemie im Besonderen nahebrachte – wir würden heute vielleicht sogar von einer Bildungsoffensive sprechen –, richtete er mit gleicher Zielsetzung nach englischem Vorbild seine berühmt gewordenen Abendvorlesungen ein. Diese wurden fast für ein Jahrzehnt ein Hauptanziehungspunkt für das gebildete Münchner Publikum. Um sich einen großen Hörerkreis zu erschließen, bewegte er zunächst die Königin, die ihm sehr gewogen war, daran teilzunehmen. Dieser Schachzug hatte den geplanten Erfolg: Nicht nur der königliche Hof, sondern vor allem auch die Damen der Gesellschaft nahmen an den Vorlesungen teil. In den Fliegenden Blättern wurde ihr Zulauf zu den Vorlesungen kolportiert: Selbst die «Bavaria» wollte an den Vorlesungen teilnehmen. An den Abendvorträgen beteiligten sich auch andere Gelehrte, allerdings reservierte Liebig für sich selbst wesentlich mehr Vorträge, worüber sich Paul Heyse sehr beklagte.

In einer von Liebigs Abendvorlesungen gab es eine furchtbare Explosion. Er wurde durch einige Glassplitter verletzt, hatte jedoch

das Glück, dass ein größerer Splitter in seiner goldenen Schnupftabakdose stecken blieb. An seinen Freund Wöhler schrieb er: «*Als ich mich nach der furchtbaren Explosion in dem Raum, wo die Zuhörer saßen, umschaute und das Blut von dem Angesichte der Königin Therese und des Prinzen Luitpold rinnen sah, da war mein Entsetzen unbeschreiblich; ich war fast tot. Der Unfall hatte zum Glück keine weiteren unangenehmen Folgen. Die Herrschaften benahmen sich edel und hochsinnig, alle ihre Sorgen schienen sich nur um mich zu concentrieren.*»[6]

Liebig beteiligte sich auch regelmäßig an den wöchentlichen Symposien des Königs. Er brachte, wann immer er konnte, neue Präparate mit, z. B. ein Stückchen metallisches Lithium, damals eine Kostbarkeit. Aber nicht alle Teilnehmer waren davon begeistert, wohl auch deshalb, weil Liebig stets neben dem König saß und im Laufe der Zeit zu einem seiner engsten Berater zählte. So soll er im Frühjahr 1853 auf den König eingewirkt haben, ein Ausstellungsgebäude für deutsche Industrie- und Gewerbeerzeugnisse zu bauen, den sog. Glaspalast. Dieser wurde in äußerst kurzer Zeit auf dem Platz des damaligen Botanischen Gartens gegenüber dem «Staatslabor» errichtet, sehr zum Missfallen des Akademiemitglieds und Konservators des Botanischen Gartens, Carl Friedrich Philipp von Martius (1794–1868). Das 230 m lange, 17 m breite und 15 m hohe Gebäude aus Stahl und Glas wurde am 15. Juli 1854 mit einer Ausstellung eingeweiht, zu der zahlreiche Besucher kamen. Darunter waren auch viele Wissenschaftler, die Liebig zu Abendempfängen mit Musik und Tanz in sein nahe gelegenes Haus einlud, denn die Familie Liebig entfaltete ein reges gesellschaftliches Leben, wobei sich der Kreis, außer bei großen Empfängen, vor allem auf die «Nordlichter» beschränkte, mit denen der Chemiker Karten spielte und diskutierte.

In München griff Liebig seine Forschungsarbeiten über Pflanzenernährung wieder auf. Die neuen Erkenntnisse brachte er in die Neuauflage seines Buches über Agrikulturchemie ein. Generell gilt, dass Liebig sich fortan in zunehmendem Maße den Neuauflagen seiner Bücher widmete. Die Neuauflage der Chemischen Briefe erschien zunächst in Aufsätzen, die in der Augsburger Allgemeinen Zeitung publiziert wurden und auf diese Weise einen sehr großen Leserkreis erreichten. Das Buch wurde in zahlreiche Sprachen

übersetzt. Fast alle seine Aufsätze, wissenschaftlichen Publikationen, Bücher und Reden erschienen meist unter dem gleichen Titel an verschiedenen Stellen. Großen Anklang fand auch sein Buch «Die organische Chemie und ihre Anwendung auf Physiologie und Pathologie».[7]

Liebigs Studien in organischer Chemie hatten während seiner Münchner Zeit bei weitem nicht mehr denselben wissenschaftlichen Stellenwert wie in Gießen. Jedoch entwickelten seine zahlreichen Schüler, von denen viele hervorragende Chemiker wurden, die organische Chemie weiter. Die letzte organisch-chemische Arbeit Liebigs galt der Kynurensäure (4-Hydroxo-chinolin-2-carbonsäure) und ihrem Bariumsalz.

Die gute Freundschaft zu dem Physiker Carl August Steinheil (1801–1870) regte Liebig dazu an, die Herstellung von Teleskopspiegeln zu verbessern. Dazu erfand er ein neues Verfahren, welches den Zinnamalgam-Prozess ersetzte. Er konnte zeigen, dass sich perfekte Silberspiegel bei Raumtemperatur durch Reduktion von wässrigen Silbersalzlösungen mit Aldehyden oder Zuckern herstellen lassen. Die technische Umsetzung, die anfangs mit Rückschlägen insbesondere bei großflächigen Spiegeln verbunden war, ließ sich durch geringe Mengen an Zusatzstoffen optimieren, sodass das (gesundheitsschädliche) Amalgamverfahren abgelöst werden konnte.

Als Liebigs Schwager Friedrich Knapp (1814–1904) technischer Leiter der Porzellanmanufaktur Nymphenburg wurde, half Liebig mit, die Qualität von technischem Porzellan zu optimieren. Dies war erforderlich, um eine optimale Massenproduktion zu gewährleisten, z. B. von Porzellanglocken für Telegraphenleitungen. Ebenso trug er dazu bei, bessere Porzellanfarben zu entwickeln, die auch heute noch nach seinen Verfahren hergestellt werden.

Aus verschiedenen Gründen begann Liebig, sich auch wieder mehr und mehr Untersuchungen zu widmen, die wir heute dem Bereich der Lebensmittelchemie zuordnen. Dazu zählte die Entwicklung eines Backpulvers für die Brotzubereitung. Üblicherweise wurden dem Brotteig Hefe oder Sauerteig als Treibmittel und zur Abstumpfung der Säure Kupfersulfat oder Alaun zugesetzt. Liebig schlug vor, diese gesundheitsschädlichen Metallsalze gegen Kalkwasser auszutauschen. Da beim Backprozess nach seinen Untersu-

chungen Kaliumverbindungen verloren gehen, empfahl er, Kaliumchlorid anstelle von Kochsalz einzusetzen und als Treibmittel Kaliumbicarbonat. In den 1860er Jahren beschäftigte er sich auch mit der Entwicklung eines Ersatzes für Muttermilch. Deren Zusammensetzung war damals noch nicht mit Sicherheit bekannt, man wusste aber, dass sie Ähnlichkeit mit Kuhmilch hatte. Liebig entwickelte ein Rezept für den Muttermilchersatz, indem er Kuhmilch mit Weizen- und Malzmehlpulver sowie Kaliumbicarbonat versetzte. Diese «Suppe für Säuglinge» war verträglicher als reine Kuhmilch.

Wie Pettenkofer, so war Liebig bereits während seiner Gießener Zeit mit der Zusammensetzung von Fleisch befasst. 1847 publizierte er eine Arbeit «Über die Bestandteile der Flüssigkeiten des Fleisches». Er ermittelte, dass die löslichen Anteile neben Kalium und Calciumhydrogenphosphat vor allem aus Kreatin, Kreatinin und Inosinsäure bestehen, und stellte fest, dass der wesentliche Nährwert in den löslichen und nicht in den festen Bestandteilen des Fleisches besteht: Der nahrhafte Teil ist daher in der Bratensoße zu finden. In diesem Zusammenhang ist ein Vorfall aus den Jahren 1853/54 zu erwähnen, als die Tochter des englischen Unternehmers James Muspratt (1793–1876), Emma, bei Liebigs wohnte, um die deutsche Sprache zu erlernen. Sie erkrankte während ihres Aufenthalts schwer, die Krankheit wurde als Scharlach diagnostiziert. Emma konnte praktisch nichts mehr essen, sodass Liebig versuchte, ihr mit einer Infusion zu helfen, nämlich einem kalten, wässrigen Auszug von gehacktem Hühnerfleisch, dem er zur Simulation der Magensäure etwas Salzsäure hinzufügte. Die Zufuhr dieser Infusionsflüssigkeit war genau das Richtige, denn Emma war nicht an Scharlach, sondern an Typhus erkrankt, und erholte sich nun rasch.

Schon in Gießen hatte die Untersuchung von Fleischbestandteilen Liebig dazu angeregt, die Fleischbrühe als Lebensmittel zu nutzen. Für die Bereitung einer guten Fleischbrühe war es nach Liebigs Erfahrung notwendig, das klein geschnittene Fleisch mit kaltem Wasser anzusetzen und die Mischung dann auf 70 bis 80° C zu erhitzen. Beim Abkühlen trennt sich geronnenes Eiweiß ab, das ebenso wie die ausgeschiedene Gallerte entfernt wird, um das verbleibende Extrakt eindampfen zu können. An diesen Untersuchun-

gen war auch Pettenkofer beteiligt, der den Fleischextrakt in seiner Münchner Apotheke herstellte und als Anregungs- und Stärkungsmittel empfahl.

Liebig publizierte die erarbeiteten Rezepte und Ergebnisse auch in den Chemischen Briefen, die der aus Hamburg stammende, in Uruguay lebende Eisenbahningenieur Georg Christian Giebert las. Er schlug Liebig vor, die Produktion des Fleischextrakts in Uruguay industriell aufzunehmen. Dort wurden nämlich von den geschlachteten Kühen nur Fell und Fett verarbeitet, Fleisch und Knochen jedoch weggeworfen. Da es damals noch keine Kühlschiffe gab, mit denen man das frische Fleisch hätte transportieren können, bot sich die industrielle Produktion von Fleischextrakt dazu an, das südamerikanische Rindfleisch zu verwerten. In der Tat wurde «Liebigs Fleischextrakt» mit seiner typischen Verpackung und Liebigs Schriftzug (zu Beginn auch noch mit dem von Pettenkofer) zu einem weltbekannten Produkt. Die 1862 gegründete «Liebigs Extract of Meat Company» produzierte in den ersten beiden Jahren 50 000 Pfund Fleischextrakt. Zwischen 1865 und 1906 wurde die Produktion um 800 % gesteigert. Die Zusammenarbeit mit Giebert war für Liebig auch ein finanzieller Erfolg.

Liebig und Pettenkofer hatten sich bei der Zusammenarbeit mit der genannten Firma ausbedungen, die Qualität des Produktes analytisch zu kontrollieren. Es ist ein Treppenwitz der Geschichte, dass bei den genauen Analysen des Fleischextrakts wegen fehlender Eiweißstoffe nur ein geringer Nährwert nachweisbar war. Er wurde deshalb fortan nicht mehr als Nahrungs-, sondern als Genussmittel gekennzeichnet und verkauft.

In München nahm Liebig die Untersuchungen über die Zusammensetzung seines Mineraldüngers wieder auf. Durch Kooperation mit der Chemischen Produktenfabrik in Heufeld bei Rosenheim, der heutigen Süd-Chemie, stieg er auch in das Düngemittelgeschäft ein und wurde Aktionär und Berater dieser Firma. Allerdings erfüllten sich die Absatzerwartungen nicht. Man musste die Bauern zunächst von der Nützlichkeit des Mineraldüngers überzeugen. Eine Form der Werbung war, dass man den Mineraldünger auf heruntergekommenen Feldern in Form des Firmenzeichens oder von Werbesprüchen eintrug und damit das ungleich bessere Pflanzenwachstum der gedüngten Stellen demonstrierte.

Da Liebig seit 1845 auswärtiges Mitglied der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften war, wurde er nach seiner Übersiedelung nach München automatisch ordentliches Mitglied. Er war nun verpflichtet, an den regelmäßigen Sitzungen der Mathematisch-physikalischen Klasse teilzunehmen und dort über seine Forschungsergebnisse zu berichten. Dieser Aufgabe kam er regelmäßig nach. Bereits am 13. November 1852, also noch einige Tage vor Beginn seiner Vorlesungstätigkeit, legte er eine Abhandlung «Über den Harnstoff und eine neue Methode zur sicheren Auffindung desselben» vor. Im März 1853 berichtete er über ein neues Mineral. Der Akademievorstand Friedrich Wilhelm von Thiersch (1784–1860) hatte ein Bruchstück einer Säule des Pantheons mitgebracht, auf dessen Oberfläche sich ein Material befand, das sich in Farbe und Struktur von Marmor unterschied. Liebigs Analyse ergab, dass es sich um Calciumoxalat handelte. Er gab diesem Mineral den Namen Thierschit, zu Ehren des um die Archäologie hochverdienten Vorstands. Später berichtete er unter anderem über Ergebnisse einer im Auftrag des Innenministeriums durchgeführten Untersuchung, nämlich «Über Mittel, durch welche die Entbindung schädlicher Dünste und Gase aus den Grüften der bestatteten Leichen verhindert werden könne». Er schlug vor, in die Grüfte Chlorkalk zu schütten. Es folgten noch zahlreiche weitere Berichte, beispielsweise zu Untersuchungen über den Klärschlamm, zur Abwasserbehandlung, zur Verwertung von Abwässern und zu vielem mehr.

Vorstand der Akademie und Generalkonservator der wissenschaftlichen Sammlungen

Ende 1859 entband König Max II. den erkrankten Vorstand[8] der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Friedrich Wilhelm von Thiersch, auf dessen Wunsch von seinen Pflichten. Am 15. Dezember 1859 gab er folgende Anweisung: «*Maximilian II., von Gottes Gnaden Koenig von Bayern, Pfalzgraf bey Rhein, Herzog von Bayern, Franken und Schwaben etc. Wir haben beschlossen, was folgt: [...] 2. Die Funktionen eines Vorstandes Unserer Akademie der Wissenschaften und eines Generalkonservators übertragen Wir mit den diesen Funktionen anklebenden*

Jahresbezügen von 500 fl (Fünfhundert Gulden) und 400 fl (vierhundert Gulden) auf die Dauer von drei Jahren dem ordentlichen Professor Dr. Justus von Liebig, 3. Die Quiescierung des Dr. von Thiersch und die Funktionsenthebung desselben sowie die Uebernahme der soeben bezeichneten Funktionen von Seite des Dr. Freiherrn von Liebig haben mit dem 1. Januar 1860 zu beginnen, Hiernach habt ihr das weiter Geeignete zu verfügen. München, den 15. Dezember 1859.»[9]

Diese Ernennung Liebigs zum Vorstand der Akademie und zum Generalkonservator wurde in Abständen von drei Jahren bis zu seinem Tod 1873 verlängert. Er übte die Ämter also 14 Jahre lang aus. Wegen seines schlechten Gesundheitszustandes bat er – erfolglos – ab 1870 mehrmals um Entbindung von seinen Pflichten. Eine seiner ersten Aufgaben als Vorstand der Akademie war es, die noch aus dem Jahr 1829 stammende Geschäftsordnung der Akademie zu modernisieren. Die Neufassung war unter seinem Vorgänger 1854 beim zuständigen Ministerium eingereicht worden, blieb dort aber zehn Jahre liegen und wurde dann mit der Bitte um Revision an die Akademie zurückgegeben. Eine nur unwesentlich veränderte Fassung wurde am 5. September 1866 gebilligt.

Liebig kümmerte sich vor allem um den Ausbau und die Modernisierung der naturwissenschaftlichen Sammlungen. Erwähnt sei hier der Bericht über die Mineraliensammlung in der öffentlichen Sitzung zum 113. Stiftungsfest.[10] Während seiner Amtszeit wurden außerdem zwei neue Kommissionen gegründet. So bemühte sich die Akademie um die Beteiligung an der mitteleuropäischen Gradmessung, die das Akademiemitglied Johann von Lamont (1805–1879), Vorstand der Sternwarte der Akademie in Bogenhausen, für nicht unbedingt erforderlich hielt, da die bayerische Erdvermessung bereits dem internationalen Standard entspräche. Die Mathematisch-physikalische Klasse votierte aber für die Beteiligung. Dies führte letztlich zu einer Aufspaltung der bayerischen Erdvermessung in eine astronomische und eine geodätische Kommission. Letztere wurde am 19. Januar 1868 gegründet und stand unter Liebigs Leitung. Weitere Mitglieder waren Lamont, Steinheil, Carl Maximilian von Bauernfeind (1818–1894) und Philipp von Seidel (1821–1896). Die beiden Letztgenannten nahmen 1868 an einer Konferenz in Berlin teil und waren anschließend feder-

führend an der Ergänzung und Verbesserung der bayerischen Triangulation, der wichtigsten geodätischen Messmethode, beteiligt. Auf Anregung von Forstwissenschaftlern aus Aschaffenburg, vornehmlich von Ernst Ebermayer (1829–1908), griff Liebig auch die Idee eines magnetisch-meteorologischen Instituts auf. Zur Gründung dieser meteorologischen Zentralstation kam es allerdings erst 1878, nach seinem Tod.

In den Klassensitzungen berichteten die Mitglieder der drei Klassen über ihre Forschungsergebnisse. Auf Liebig geht die Einführung der Sitzungsberichte zurück, die 1860 die «Gelehrten Anzeigen» ersetzten. Diese erschienen bis 1870 für alle drei Klassen in einem Jahresband, ab 1871 in zwei Reihen für die Philosophisch-philologische und historische Klasse sowie für die Mathematisch-physikalische Klasse.

Auch die Reden, die bei Stiftungsfesten oder öffentlichen Veranstaltungen der Akademie gehalten wurden, sind dokumentiert. Als Vorstand der Akademie musste Liebig jedes Jahr zwei öffentliche Vorträge halten. Seine erste Rede am 28. März 1860 behandelte das Thema «Die Ökonomie der menschlichen Kraft» und begann, in Anspielung auf seinen Amtsvorgänger Thiersch, mit den Sätzen «*Ich betrete mit Befangenheit den Platz, den vor mir ein Mann, mit der glänzenden Gabe der Rede ausgestattet, so viele Jahre lang auf das Würdigste ausgefüllt hat, und wenn ich glaube, das hohe Ziel und den Geist der gelehrten Körperschaft zu erkennen, an deren Spitze mich der Allerhöchste Wille Seiner Majestät gestellt hat, so bin ich doch mit Besorgnis erfüllt, ob meine Kräfte der mir zugefallenen Aufgabe entsprechen.*»[11]

Die zweite Rede hielt er am 28. November des gleichen Jahres. Er sprach über «Wissenschaft und Leben». Im Folgejahr hielt er zwei Vorträge zum Thema «Wissenschaft und Landwirtschaft». Zu einer besonders lebhaften und kontroversen Diskussion, auch außerhalb der Akademie, kam es, als Liebig in seinem Vortrag «Francis Bacon von Verulam und die Geschichte der Naturwissenschaften» dessen naturphilosophische Ansichten aufs schärfste, auch polemisch, kritisierte.

Mit zunehmendem Alter wandte sich Liebig immer mehr ganzheitlichen Betrachtungen über die Naturwissenschaften zu, etwa in dem Vortrag «Die Entwicklung der Ideen der Naturwissenschaf-

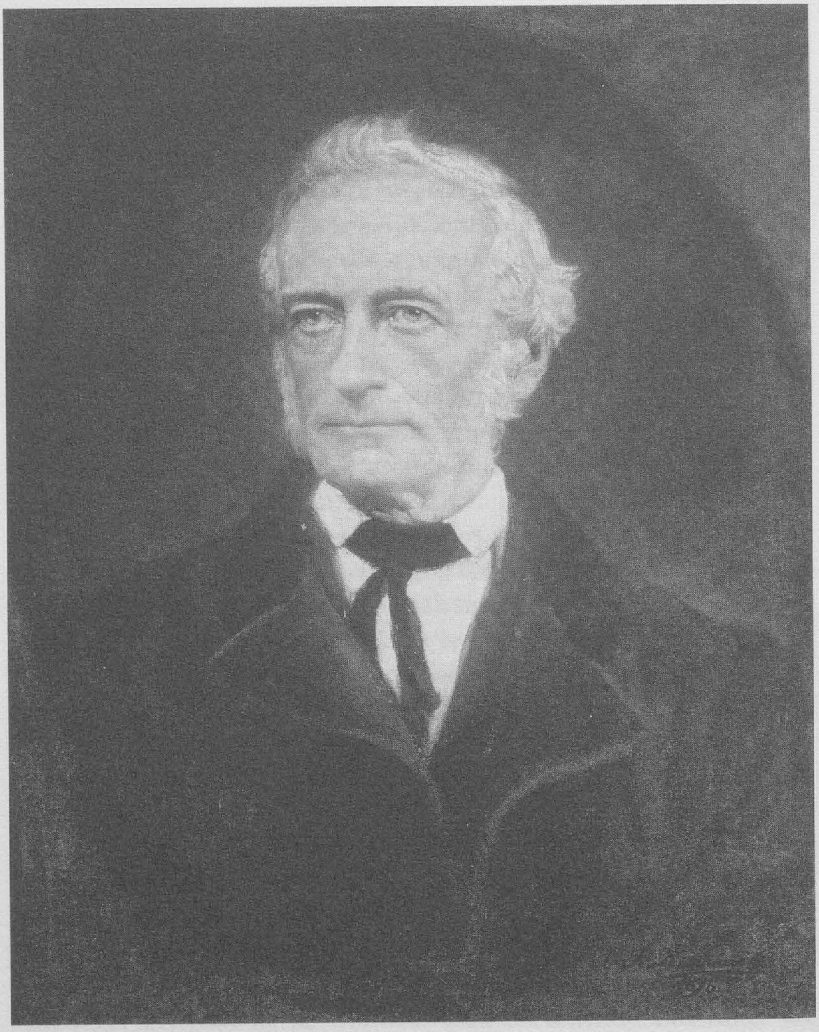
ten», den er mit einem Referat über «Induktion und Deduktion» fortsetzte. Darin weist Liebig auf die grundsätzlichen wissenschaftlichen Erkenntnisse hin, die zum Fortschritt der Menschheit geführt haben und weiter führen werden. 1871, nach dem Ende des Deutsch-Französischen Krieges, sprach er über die «Möglichkeit wissenschaftlicher Zusammenarbeit mit Frankreich nach dem Friedensschluß».

Nach dem Tod Maximilians II. im Jahr 1864 ging der Einfluss Liebigs auf das Königshaus deutlich zurück, obgleich Ludwig II. (reg. 1864–1886) seine Vorstandschaft der Akademie weiterhin verlängerte. Die Interessen des neuen Königs lagen jedoch auf anderen Gebieten und nicht so sehr in der Wissenschaft. Auch der Kreis der Symposianten löste sich auf. Liebigs Gesundheit war schon nach seiner Übersiedlung von Gießen nach München zeitweise nicht die beste gewesen. Als er bei einer Reise in Passau stürzte und sich einen Kniebruch zuzog, musste er sich nach der Genesung eines Gehstocks bedienen und hatte von da an Schwierigkeiten bei längerem Stehen.

Obschon er im Laufe seines Lebens zahlreiche Orden und andere Auszeichnungen erhalten hatte, freute ihn ein Ehrengeschenk von Landwirten zu seinem herannahenden 70. Geburtstag (12. Mai 1873) außerordentlich; er verfügte noch vor seinem Tod, dass der Betrag von 15 200 Gulden in eine Stiftung bei der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften eingebracht werden solle. Ihr Zweck solle es sein, hervorragende Leistungen im Bereich der Landwirtschaft auszuzeichnen. König Ludwig II. genehmigte die Liebig-Stiftung am 9. August 1873. Sie war die erste von weiteren Stiftungen an die Bayerische Akademie der Wissenschaften, die allerdings durch die Inflation von 1923/24 nahezu wertlos wurden.

Justus Freiherr von Liebig starb am 18. April 1873 an einer Lungenentzündung. Sein Grab befindet sich auf dem Alten Südlichen Friedhof in München. Die Stadt, die Liebig am 5. Juli 1870 zum Ehrenbürger ernannt hatte, widmete dem berühmten Chemiker die Liebigstraße sowie das vom Bildhauer Michael Wagmüller (1839–1881) geschaffene, nach dessen Tod 1883 vollendete Liebig-Denkmal, auf dem er nachdenklich auf den Maximiliansplatz schaut. Am 9. Juni 1925 wurde seine Büste in der Walhalla aufgestellt. Sie alle erinnern an den ideenreichen Chemiker, der Bahnbrechendes so-

wohl für die Grundlagen und den Siegeszug der Chemie in Europa als auch für deren Anwendung, insbesondere in der Landwirtschaft, geleistet hat. Die von der Gesellschaft Deutscher Chemiker gestiftete Liebig-Medaille ist eine der besonders begehrten Auszeichnungen, die diese Gesellschaft zu vergeben hat. So hat Liebig Spuren hinterlassen, die auch heute noch deutlich erkennbar sind.



Johann von Lamont (1805–1879)

Erforschung des Himmels und der Erde

Heinrich Soffel und Reinhold Häfner

Johann (John) Lamont wurde am 13. Dezember 1805 in Corriemulzie in der Nähe von Braemar im schottischen Hochland geboren. Die Familie entstammte einem sehr alten, ursprünglich in Irland ansässigen Clan, dem unter den schottischen Königen die Gerichtsbarkeit übertragen wurde (aus Law Man wurde im Laufe der Zeit Lamont). Johns Vater, Robert Lamont, war als Forstverwalter bei James, dem 2. Earl of Fife, für die Aufforstung und das Eintreiben von Pachtzins und Steuern im Tal des Dee verantwortlich. John besuchte die etwa zwei Meilen von seinem Elternhaus entfernte Dorfschule in Inverey und fiel seinem Lehrer durch seine außergewöhnlichen Begabungen auf. Als Johns Vater im Jahre 1816 durch einen Unfall ums Leben kam, bestanden allerdings zunächst wenig Hoffnungen auf eine weitere Ausbildung des aufgeweckten und vielseitig interessierten Knaben.

Im Sommer 1817 kam der Benediktinerpater Gallus Robertson (1758–1820) vom Schottenstift St. Jakob in Regensburg in die Gegend von Braemar, um Erkundigungen über Kinder katholischer Eltern einzuholen, die als Zöglinge für das Regensburger Schottenseminar geeignet erschienen. Der 12-jährige Lamont erwies sich als würdiger Kandidat und folgte Robertson bereitwillig nach Regensburg. Das Schottenstift diente damals nicht nur der theologischen Ausbildung, sondern war auch ein Hort der Wissenschaften, denn mehrere Mönche aus St. Jakob machten in dieser Zeit als Professoren z. B. für Physik und Mathematik an Universitäten auch eine «weltliche» Karriere und/oder waren Mitglieder gelehrter Gesellschaften. So war etwa der ebenfalls aus Schottland stammende Pater Ildefons Kennedy (1720–1804), ein Experimentalphysiker und Paläontologe, 1759 Gründungsmitglied der Bayerischen Aka-

demie der Wissenschaften in München und ab 1761 für fast 40 Jahre deren ständiger Sekretär.

Nachdem John Lamont im Seminar des Schottenklosters die deutsche Sprache erlernt (aus John wurde nun allmählich Johann) und Grundkenntnisse in Latein und Griechisch erworben hatte, besuchte er bis 1823 das Gymnasium, durchlief dann bis 1826 am Lyceum die philosophischen Kurse und nahm anschließend das Studium der Theologie auf. Nebenbei erlernte er fast alle lebenden Sprachen, die eine naturwissenschaftliche Literatur aufzuweisen hatten, und widmete sich vor allem dem Studium der Mathematik. Unterstützt wurde er dabei vom Prior des Klosters, Benedikt Deasson (1774–1855), der selbst ein ausgezeichneter Mathematiker war. So konnte Lamont schon als Gymnasiast schwierige Probleme der Physik und Astronomie in Angriff nehmen. Seinen Neigungen kam auch entgegen, dass er sich in der klostereigenen Werkstätte praktische Kenntnisse und Handfertigkeiten in der Mechanik aneignen und zusammen mit Deasson astronomische Beobachtungen anstellen konnte. Als Deasson feststellen musste, dass ihn Lamont mit seinen Kenntnissen allmählich übertraf, kam er bei der Suche nach einer besseren Ausbildungsstätte auf die Sternwarte Bogenhausen. Diese war in den Jahren 1816 bis 1818 als Nachfolgeeinrichtung einer seit 1805 auf dem Gelände des heutigen Ostbahnhofs bestehenden und 1807 zum «Attribut» der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewordenen provisorischen Sternwarte auf einem kleinen Hügel in der Nähe des Dorfes Bogenhausen bei München gebaut und eingerichtet worden, und zwar mit den besten Instrumenten, die damals erhältlich waren. Die größeren Geräte, drei Passageinstrumente, ein Heliometer und ein Äquatorial, stammten alle aus den berühmten Werkstätten von Utzschneider & Fraunhofer sowie Reichenbach & Ertel in Benediktbeuern und München. Im Laufe des Jahres 1819 war die Sternwarte in Betrieb gegangen. Ihr Gründungsdirektor Johann Georg von Soldner (1776–1833), der sich schon einen Namen als Vater der bayerischen Landesvermessung gemacht hatte, sah seine Hauptaufgabe darin, durch zahlreiche Beobachtungen der Positionen von Sonne, Mond, Planeten und Fundamentalsternen zur Sicherung der Grundlagen der Astronomie beizutragen.

Der Weg zum Sternwartdirektor

Wegen der guten Verbindungen zwischen dem Schottenkloster und der Akademie in München kam der Kontakt mit Soldner problemlos zustande, und der angehende Theologe Lamont konnte seine Sommerferien 1827 an der Sternwarte Bogenhausen verbringen, aber nicht zur Erholung, sondern zur weiteren astronomischen Ausbildung. Soldner war überrascht von der Persönlichkeit, den Kenntnissen und der raschen Auffassungsgabe des 21-jährigen Lamont. Da er schon seit einiger Zeit gesundheitlich etwas angeschlagen war, setzte er alle Hebel in Bewegung, um Lamont als Assistenten zu gewinnen. Der Akademiepräsident Friedrich Wilhelm von Schelling (1775–1854) stand dem Gesuch Soldners wohlwollend gegenüber. Nachdem er sich persönlich von den Fähigkeiten Lamonts überzeugt hatte, erfolgte dessen Ernennung zum Assistenten am 15. Februar 1828. Drei Jahre später wurde er zum Adjunkt befördert. In dieser Zeit hatte sich Soldner wegen seiner angegriffenen Gesundheit von der aktiven Beobachtertätigkeit zurückgezogen, beschränkte sich auf die Leitung der Sternwarte und übertrug Lamont die astronomischen Aktivitäten. Dabei konnte dieser durchaus auch schon eigene Vorstellungen verwirklichen. So stellte er das Beobachtungsprogramm mit dem Hauptinstrument der Sternwarte, dem Reichenbach'schen Meridiankreis, um und konzentrierte sich nur noch auf die Ortsbestimmung teleskopischer Sterne (d. h. solcher Sterne, die nur mit einem Teleskop erkennbar sind). Dieser Meridiankreis war seinerzeit einer der besten der Welt, da seine Kreisteilung mit der berühmten Kreisteilmaschine vorgenommen worden war, die Georg von Reichenbach (1772–1826) erfunden hatte und die eine Verbesserung der Deklinationsbestimmung von Sternen um einen Faktor 10 brachte. Daneben führte er die umfangreichen Reduktionsarbeiten der Soldner'schen Meridiankreismessungen durch und bereitete sie zur Publikation durch die Akademie vor – eine Tätigkeit, die den größten Teil seiner Zeit in Anspruch nahm. Zusätzlich arbeitete er noch an seiner Promotion, die im März 1830 erfolgte.

Als Soldner im Jahre 1833 starb, wurde Lamont von der Akademie mit der kommissarischen Leitung der Sternwarte betraut, und er bewarb sich um die Nachfolge Soldners im Amt des Sternwart-

direktors. Dabei hatte er zwei prominente Rivalen, nämlich den Physiker und Astronomen Carl August von Steinheil (1810–1870) und Franz von Paula Gruithuisen (1774–1852), den Inhaber des Lehrstuhls für Astronomie an der einige Jahre zuvor von Landshut nach München übersiedelten Universität. In der entscheidenden Sitzung am 9. April 1834 ergriff Schelling Partei für Lamont, würdigte sein seit Jahren erfolgreiches Wirken an der Sternwarte und gab durch sein Votum schließlich den Ausschlag. So ernannte König Ludwig I. (reg. 1825–1848) dann am 13. Juli 1835 den erst 29-jährigen königlichen Adjunkt Lamont zum Conservator (Direktor) der Sternwarte Bogenhausen. Noch im gleichen Jahr wurde er zum außerordentlichen und 1837, mit 32 Jahren, zum ordentlichen Mitglied der Akademie ernannt.

Der Astronom

Schelling hatte bei der Besetzung des Direktorpostens den richtigen Mann favorisiert, denn Lamont entwickelte sich in der Folgezeit zu einem der vielseitigsten Naturwissenschaftler seiner Zeit und war in der Lage, auch mit im Vergleich zu anderen Sternwarten viel geringeren Mitteln Hervorragendes zu leisten. Im Jahr seines Amtsantritts wurde zwar nochmals ein prächtiges Instrument angeliefert, ein Refraktor aus der ehemaligen Fraunhofer'schen Werkstätte, aber ansonsten musste Lamont sich bis an sein Lebensende mit der vorhandenen Ausstattung an großen Geräten begnügen. Der Refraktor war schon 1825 bei Joseph von Fraunhofer (1787–1826) in Auftrag gegeben worden, und dieser hatte noch vor seinem Tod die Montierung des Teleskops konzipiert und den Glasblock geschmolzen, aus dem sein Nachfolger Georg Merz (1793–1870) das Objektiv mit einem Durchmesser von 28,5 cm schliff. Der Refraktor war für die kommenden vier Jahre das beste Teleskop der Welt. Er wurde in einem eigens auf dem Gelände der Sternwarte errichteten separaten Gebäude aufgestellt, wo er sich auch heute noch befindet. Neben Positionsbestimmungen von Sternen in Sternhaufen, Untersuchungen von Nebelflecken und der Vermessung von Doppelsternen verdienen drei Beobachtungsprojekte Lamonts mit diesem Teleskop besonders hervorgehoben zu werden: Von Januar bis Mai 1836 machte er relative Ortsbestimmun-

gen des alle 75 Jahre wiederkehrenden Kometen Halley und lieferte damit die einzig brauchbare Messreihe nach dessen damaligem Periheldurchgang. Diese Messungen erwiesen sich 150 Jahre später als wertvoll für die Kursbestimmung der 1986 durchgeführten Raumflugmission GIOTTO, die u. a. zum Ziel hatte, während eines möglichst nahen Vorbeifluges den Kern des Kometen Halley zu photographieren und damit erstmals überhaupt einen Kometenkern sichtbar zu machen, was bekanntlich auch gelang. Das «Riesenfernrohr» ermöglichte Lamont auch die Bestimmung der Bahndaten der beiden hellsten Monde des Planeten Uranus, Oberon und Titania. Mit diesen Daten gelang ihm erstmals der Nachweis, dass die Masse des Uranus geringer sein musste, als bisher durch die Analyse der Bahnstörungen des Planeten Saturn errechnet worden war. Schließlich nutzte Lamont sein neues Fernrohr im Sommer 1836 nach dem Einbau eines Prismas hinter dem Okular auch zur Spektroskopie von Sternen. Angeregt wurden diese Untersuchungen durch entsprechende Experimente von Fraunhofer, die dieser mit Soldner 1820 an der Sternwarte mit einem kleinen Spezialteleskop durchgeführt hatte. Lamont inspizierte visuell die Spektren von 28 unterschiedlichen Sternen, machte sich Notizen zu ihrem Aussehen, vermaß teilweise die Positionen starker Linien und hinterließ der Nachwelt die ersten bildlichen Darstellungen von Sternspektren. Leider erkannte er dabei nicht das Potenzial der Sternspektroskopie und erahnte nicht die immensen physikalischen Informationen, die in den Linien verborgen sind. Erst ab ca. 1860 wurden dann spektroskopische Untersuchungsmethoden ein hochaktuelles Forschungsmittel sowohl in der Astronomie als auch in der Physik und Chemie und sind es bis heute geblieben. Nach etwa vier Jahren erlahmte Lamonts Interesse am systematischen Arbeiten mit seinem Refraktor, der dann jahrzehntelang praktisch nicht mehr genutzt wurde.

In der Meridiankreis-Astronomie versprach sich Lamont den größten Erfolg durch die Vermessung der schon erwähnten teleskopischen Sterne, da einerseits nur wenige Astronomen diesem Gebiet bisher größere Aufmerksamkeit geschenkt hatten und andererseits die Entdeckung etwa noch vorhandener Planeten, veränderlicher Sterne und Sterne mit großen Eigenbewegungen sozusagen als Abfallprodukt zu erwarten war. Von 1840 bis 1872 wurden

so mit dem Reichenbach'schen Meridiankreis die Positionen von mehr als 37 500 Sternen vermessen und später von Lamonts Nachfolger Hugo von Seeliger (1849–1924) in zwei Katalogen zusammenfassend publiziert. Dieser Meridiankreis wurde auch zur Bestimmung der exakten Zeit eingesetzt, die ab 1852 jeden Mittag an die zentrale Telegraphenstation in München übermittelt wurde. Diese meldete die Daten zur Regulierung der Uhren an alle Bahnhöfe und Telegraphenstationen in Bayern weiter: Die Uhren in ganz Bayern hatten sich nach der in Bogenhausen bestimmten Zeit zu richten.

Der Geophysiker, Meteorologe und Geodät

Unter dem Eindruck, dass Sternwarten in Großbritannien, Frankreich und Russland immer mehr Meteorologie sowie erdmagnetische und andere verwandte physikalische Untersuchungen betrieben, definierte Lamont um 1840 auch den Aufgabenbereich der Bogenhausener Sternwarte neu. Neben astronomischen Routinemessungen widmete er sich nun intensiver meteorologischen und geophysikalischen Fragestellungen.

Sein Hauptinteresse hatte Lamont schon ab Mitte der 1830er Jahre allmählich dem Problem des Erdmagnetismus zugewandt, und er konnte die Sternwarte auf diesem Gebiet durch seine praktischen und theoretischen Arbeiten zu Weltruhm führen. Alexander von Humboldt (1769–1859) und Carl Friedrich Gauß (1777–1855) hatten im Jahre 1834 den «Göttinger Magnetischen Verein» gegründet, dessen Ziel es war, ein weltumspannendes Netzwerk von geomagnetischen Observatorien mit standardisierten Geräten für die Beobachtung der zeitlichen Variationen der Deklination (D), der Inklination (I) und der Horizontalintensität (H) des Erdmagnetfeldes zu schaffen. Zahlreiche Wissenschaftler aus Großbritannien, Russland und anderen europäischen Ländern wurden Mitglied. So entstanden in der Mitte des 19. Jahrhunderts auf allen Kontinenten innerhalb weniger Jahre viele geomagnetische Observatorien. Unsere Kenntnisse über das Erdmagnetfeld und seine zeitlichen Veränderungen in den letzten knapp 180 Jahren beruhen zu einem großen Teil auf den seit damals kontinuierlich gewonnenen Messdaten.

Lamont trat im Jahre 1836 dem Göttinger Magnetischen Verein bei und gilt damit als einer der Pioniere bei der Erforschung des Erdmagnetfeldes. Schon im gleichen Jahr führte er auf Veranlassung von Gauß magnetische Messungen aus und wirkte an Vergleichsmessungen zwischen Göttingen, Leipzig und München mit. Die Mittel für den Bau des geomagnetischen Observatoriums auf dem Gelände der Sternwarte in Bogenhausen und für die von Gauß und Moritz Meyerstein (1808–1882) in Göttingen gebauten Instrumente stellte der damalige Kronprinz und spätere König Maximilian II. (reg. 1848–1864) am 17. Januar 1840 aus seinem Privatvermögen zur Verfügung. Zunächst wurde eine dreijährige Beobachtungsperiode vereinbart und mit einer Summe von 400 Gulden unterstützt. Am 1. August 1840 um 6 Uhr morgens begann das Observatorium mit seinen ersten kontinuierlichen Messungen. Anfangs wurden die Messgeräte tagsüber stündlich, während der Nacht alle zwei Stunden abgelesen. Einmal im Monat, an Tagen, die zuvor der Göttinger Magnetische Verein festgelegt hatte, erfolgten die Messungen in noch kürzeren Zeitabständen.

Noch im gleichen Jahr informierte Lamont die Akademie ausführlich in einem detaillierten Bericht über das neue Observatorium. Die 1840 von Gauß erworbenen Geräte mit ihren großen, 11,7 kg schweren Magneten und die gesamte von Gauß eingeführte Messmethodik waren nach Lamonts Ansicht verbesserungsbedürftig, insbesondere deshalb, weil sie nicht für Messungen außerhalb fester Observatorien geeignet waren. Im Mai 1841 ersetzte Lamont daher die Gauß'schen Geräte durch eigene transportable Konstruktionen mit wesentlich kleineren Magneten. Störeffekte wie z. B. den Einfluss von Luftströmungen auf die an dünnen Fäden aufgehängten Magnete konnte er durch den Einsatz luftdichter enger Gehäuse verringern. Dies war eine entscheidende Maßnahme für exakte Magnetfeldmessungen auch unter freiem Himmel, auf Stationen im Gelände und bei Expeditionen. Seine im Schottenkloster in Regensburg erworbenen Kenntnisse in der Feinmechanik kamen ihm bei diesen Umbauten und Neukonstruktionen zugute. Auf der Grundlage seiner Erfahrungen beim Bau kleiner und leichter Magnetometer konnte Lamont seine Geräte für den Observatoriumsbetrieb entscheidend verbessern. Auf diesem Konstruktionsprinzip beruht auch der berühmte, von ihm entwickelte Reisetheodolit,

von dem in der 1835 gegründeten Werkstätte der Sternwarte im Lauf der Jahre ca. 45 Exemplare gebaut und an Wissenschaftler in aller Welt verkauft wurden. Sie waren Mitte des 19. Jahrhunderts Standardmessgeräte für den Observatoriumsbetrieb und für Expeditionen.

Die positive Aufnahme seines Berichts an die Akademie aus dem Jahre 1841 und die Fortschritte bei der Entwicklung eines neuen transportablen Theodoliten ermutigten Lamont zu weiteren Aktivitäten auf dem Gebiet des Erdmagnetismus. Er wollte auch erreichen, dass seine geomagnetischen Messungen nicht, wie ursprünglich vorgesehen, nur drei Jahre lang währen, sondern sich zu einer Daueraufgabe der Sternwarte wandeln sollten. Hierfür erhielt er die Unterstützung der Akademien in Großbritannien und Russland, und auch die Akademie in München entsprach seinem Wunsch.

Ausgestattet mit seinem neuen Reisetheodoliten, begann Lamont schon 1842 damit, Vergleichsmessungen an zahlreichen Stationen in München und Umgebung durchzuführen, um die Zuverlässigkeit seiner Geräte zu überprüfen. Nach diesen Probemessungen ging es ihm auch darum, das Observatorium in Bogenhausen mit anderen Messpunkten und Observatorien in Europa zu verbinden, um Stationsdifferenzen zu ermitteln und um seine Instrumente auch bei ausgedehnten Reisen zu testen. Die positiven Erfahrungen, die er dabei machte, weckten auch sein Interesse an der systematischen erdmagnetischen Vermessung großer Gebiete, womit er wissenschaftliches Neuland betrat. Zur Finanzierung der erdmagnetischen Vermessung im Königreich Bayern beantragte und erhielt Lamont einen jährlichen Zuschuss von 300 Gulden. Er war prinzipiell immer bereit, alle Zwecke mit möglichst geringen Mitteln zu erreichen. Nur durch «*strenge Beschränkung gelehrter Verschwendungssucht hielt Lamont es für möglich, dass der Staat die nöthigen Mittel stets zur Verfügung habe, um die Bestrebungen seiner Angehörigen auf dem fast unübersehbaren Felde wissenschaftlicher Forschungen zweckmäßig und gedeihlich zu unterstützen*», wie sein Schüler Orff in einem Nachruf formulierte. Die sprichwörtliche Sparsamkeit der Schotten fand auch in dieser Auffassung Lamonts ihren Ausdruck.

Mit seinem Reisetheodoliten begann Lamont im Jahre 1849 mit der erdmagnetischen Landesvermessung im Königreich Bayern

und auch in anderen Territorien Süddeutschlands (Württemberg, Baden, Hessen). Mit zwei 1854 durchgeführten längeren Reisen zu weiter entfernten Orten (Berlin, Leipzig, Prag, Wien und Paris) schloss er dann dieses Messprogramm ab.

Zur Herstellung der erdmagnetischen Karten für das Königreich Bayern, die er 1854 publizierte, standen ihm in Süddeutschland 124 Messpunkte zur Verfügung.[1] Am 1. Januar 1850 wurde für München der Wert D = 15° 53,9′ W bestimmt. Die zurzeit in München gemessene Deklination beträgt ca. 2° Ost. In den letzten etwa 160 Jahren hat sich also die Orientierung der Kompassnadel um etwa 18° geändert. Für das Erdmagnetfeld in Mitteleuropa veröffentlichte Lamont an gleicher Stelle entsprechende Karten. Dafür hatte er alle erdmagnetischen Messdaten von insgesamt 433 Stationen zusammengetragen, die zwischen 1830 und 1854 vor allem in Österreich und anderen mitteleuropäischen Ländern mehr oder weniger unsystematisch und mit zum Teil reduzierter Messgenauigkeit bestimmt worden waren.

Im Frühjahr 1856 eröffnete eine besondere Initiative des bayerischen Königshauses Lamont die Möglichkeit, seine präzisen und systematisch angelegten erdmagnetischen Messungen auch auf andere Regionen Europas auszudehnen. Für seine Pläne, auch Frankreich, Spanien und Portugal, die Niederlande, Belgien und Preußen erdmagnetisch zu vermessen, erhielt er eine Summe von 3000 Gulden. Die in den Jahren 1856 bis 1858 durchgeführten Messungen wurden 1859 veröffentlicht.[2] Die darin enthaltenen Karten waren die ersten präzisen flächenhaften erdmagnetischen Regionalvermessungen nicht nur Süddeutschlands und Mitteleuropas, sondern auch für die anderen genannten europäischen Länder.[3]

Seinerzeit war die Entstehung des Erdmagnetfeldes noch ein ungelöstes Rätsel. Lamont bemühte sich aber wie viele andere Wissenschaftler auch, aufgrund des Beobachtungsmaterials einige empirische Gesetze zu finden. Als solche müssen wir auch die von ihm entdeckte, etwa zehnjährige Periode der Amplitude der jährlichen Mittelwerte der täglichen Schwankungen der Variationen von D und H verstehen. Diese Erscheinung mit den zeitgleich auftretenden und mit etwa gleicher Periode versehenen zeitlichen Variationen der Sonnenflecken-Relativzahlen zu korrelieren und damit

eine solar-terrestrische Beziehung zu entdecken, entging ihm aber. Dies blieb dem Schweizer Astronomen Rudolf Wolf (1816–1893) vorbehalten.

Die meteorologischen Beobachtungen an der Sternwarte Bogenhausen waren schon 1820 durch Soldner begonnen worden. Ab 1837 beschäftigte sich auch Lamont näher mit Meteorologie, insbesondere als nach einer Verwaltungsreform des Jahres 1838 die meteorologischen Stationen Hohenpeißenberg, Augsburg und Regensburg der Sternwarte zugeordnet wurden. In der Werkstätte des Observatoriums wurden daraufhin neue standardisierte Instrumente wie Thermometer, Hygrometer und Barometer gebaut, z.T. mit Registriergeräten für kontinuierliche Messungen bei Tag und Nacht. In Anlehnung an die guten Erfahrungen mit dem Göttinger Magnetischen Verein bemühte sich Lamont auch darum, eine ähnliche Organisation für die Meteorologie zu gründen. Hierfür war aber die Zeit noch nicht reif, denn ein solcher weltweiter Verbund der meteorologischen Stationen kam erst eine Generation später zustande. Dennoch setzte sich Lamont, neben seinem Engagement für den Erdmagnetismus, auch für die Auswertung und die Publikation meteorologischer Daten ein. Vor allem seine Veröffentlichung der langen Hohenpeißenberger Beobachtungsreihe (1792–1850, 1851–1864), die mit die älteste in Deutschland ist, hat ihm viel Anerkennung eingetragen.

Einige Jahrzehnte nach seiner Amtsübernahme musste sich Lamont auch mit astronomisch-geodätischen Messungen befassen, die im Zusammenhang mit dem Unternehmen einer «Europäischen Gradmessung» erforderlich wurden. Die Initiative für diesen Plan, eine flächenhafte geodätische Gradmessung durchzuführen, ging von Johann Jakob Baeyer (1794–1885) aus, einem Mitglied des preußischen Generalstabs. Nach einigen Anlaufschwierigkeiten fand im Herbst 1864 die «Erste Allgemeine Konferenz der Bevollmächtigten zur mitteleuropäischen Gradmessung» in Berlin statt, Baeyer wurde zu ihrem Präsidenten gewählt. Während Lamont stets eine zögernde bzw. abwartende Haltung einnahm, erfolgte auf Betreiben der Akademiemitglieder Carl Maximilian von Bauernfeind (1818–1894), Carl August von Steinheil, Philipp Ludwig von Seidel (1821–1896) und Philipp von Jolly (1804–1884) im Jahre 1867 der formelle Beitritt des Königreichs Bayern. Durch den Bei-

tritt anderer Länder (Frankreich, die Niederlande, Belgien, England, Russland und Spanien) wurde aus der «Mitteleuropäischen» die «Europäische Gradmessung». Auf Antrag Bauernfeinds richtete die Akademie 1868 zur Unterstützung dieser Vorhaben die «Königlich Bayerische Kommission für die Europäische Erdmessung» (heute: Bayerische Kommission für die Internationale Erdmessung) ein. Lamont war hierbei auch Gründungsmitglied. Er machte für einige Hauptpunkte des bayerischen Dreiecksnetzes Breiten- und Azimutbestimmungen und überwachte die Messungen an anderen Orten. Auch wenn die Geodäsie nicht im Zentrum von Lamonts Interessen stand, so leistete er damit doch auch wichtige Beiträge zu den geodätischen Grundlagen Bayerns.

Ausklang

Lamont gab sein profundes Wissen und die Ergebnisse seiner Forschungsarbeiten gerne an Studenten, Kollegen und Forschungsreisende weiter. Seine Stellung als ordentliches Mitglied der Akademie verlieh ihm schon frühzeitig das Recht, öffentliche Vorträge an der Universität zu halten. Aber erst die Übernahme des vakant gewordenen Lehrstuhls für Astronomie an der Universität München im Jahre 1852 band ihn ganz in das akademische Leben ein. Damit war eine Personalunion zwischen dem Lehrstuhl und dem Amt des Sternwartdirektors geschaffen worden, die fast 150 Jahre Bestand haben sollte.

Lamont wurden bereits zu Lebzeiten Ehrungen in großer Zahl zuteil. Schon daran erkennt man die Wertschätzung, die ihm seine Zeitgenossen entgegenbrachten. Dass er 1837 im Alter von 32 Jahren zum ordentlichen Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ernannt wurde, ist wohl eher eine Ausnahmeerscheinung in der Geschichte dieses Hauses. Wenige Jahre später kamen Ehrungen durch zahlreiche Institutionen und Akademien des In- und Auslandes hinzu. 1867 verlieh ihm König Ludwig II. (reg. 1864–1886) den Verdienstorden der Bayerischen Krone und damit den persönlichen Adelstitel, 1878 erhielt er die Ehrenbürgerschaft der damals noch selbständigen Gemeinde Bogenhausen. Die Astronomen haben einen Krater auf dem Mond und einen auf dem Mars nach ihm benannt. Weiteres über Lamonts Lebensweg und seine

wissenschaftlichen Leistungen finden sich in der im Jahre 2006 publizierten Festschrift, die anlässlich der 200. Wiederkehr seines Geburtstages erschien.

Lamont starb am 6. August 1879 in seiner Wohnung in der Sternwarte und wurde auf dem Friedhof der Kirche St. Georg in Bogenhausen beigesetzt. Seine noch heute gepflegte Grabstätte trägt die Inschrift: *ET COELUM ET TERRAM EXPLORAVIT*. Im Jahre 1934 errichtete der Lamont-Clan ein Denkmal in der Nähe seines Geburtsortes. Der Gedenkstein trägt die Inschrift:

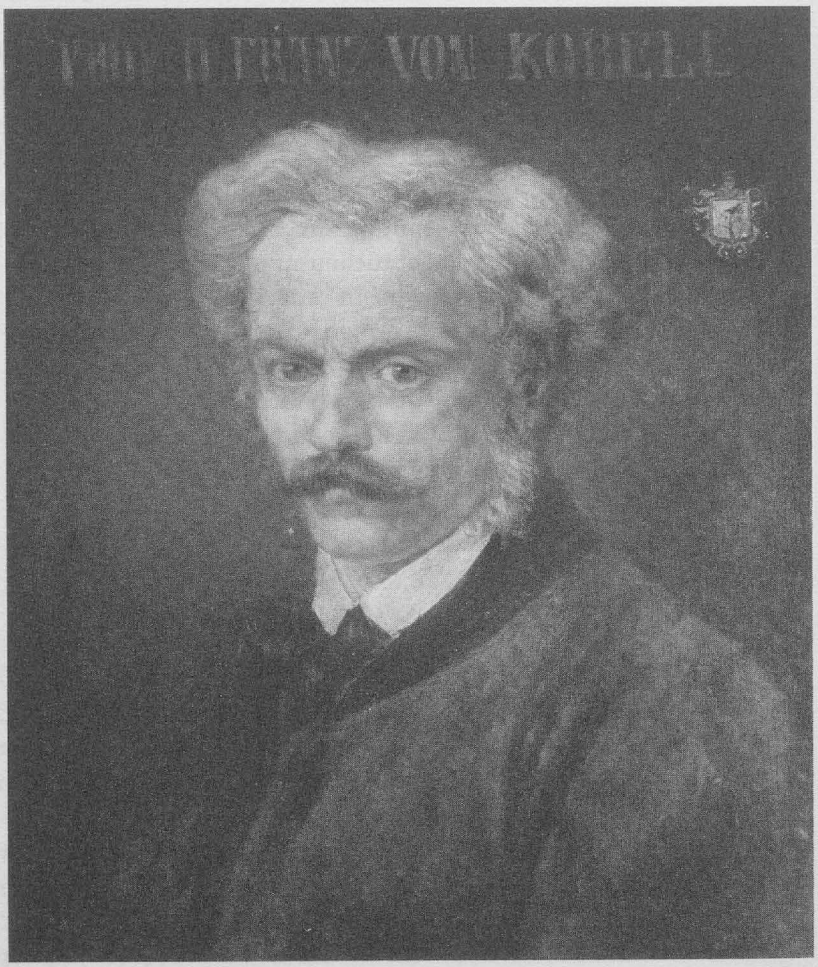
THIS STONE
COMMEMORATES
JOHN LAMONT
1805–1879
WHO WAS BORN AT
CORRIEMULZIE
HIS NAME IS WRITTEN
IN THE HISTORY OF SCIENCE
AS
JOHANN VON LAMONT
ASTRONOMER ROYAL
OF BAVARIA

Unter seinem Nachfolger Seeliger lag der Arbeitsschwerpunkt der Sternwarte in Bogenhausen wieder auf dem Gebiet der Astronomie, ohne allerdings die geophysikalischen Aktivitäten ganz aus den Augen zu verlieren, die 1922 sogar die offizielle Bezeichnung «Erdphysikalische Warte bei der Sternwarte» erhielten. Bereits 1905 war auch eine Erdbebenstation eingerichtet worden. Im Rahmen der Neuordnung der Wissenschaftlichen Sammlungen des Staates wurde die Sternwarte am 18. März 1938 (rückwirkend zum 1. April 1937) an die Naturwissenschaftliche Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München angegliedert und somit zur Universitäts-Sternwarte. Im Juli 1944 erlitt das Sternwartgebäude bei schweren Luftangriffen erhebliche Zerstörungen, der Wiederaufbau zog sich bis 1954 hin.

Schon 1949 waren alle geophysikalischen Einrichtungen von der Sternwarte abgezogen und zusammen mit der 1938 in Dienst gegangenen Außenstelle Fürstenfeldbruck dem 1948 an der Uni-

versität neu gegründeten Lehrstuhl für Angewandte Geophysik unterstellt worden. Heute ist das Geophysikalische Observatorium Fürstenfeldbruck eine Messstation des internationalen Netzwerkes für die Erfassung der regionalen und globalen Seismizität, Zentralstation des Bayerischen Erdbebendienstes sowie Mitglied des Beobachtungssystems *INTERMAGNET* zur Überwachung des Erdmagnetfeldes im Sekundentakt.

Da Anfang der 1960er Jahre das alte Sternwartgebäude von seiner Konzeption her nicht mehr den Anforderungen entsprach, die mit der damals erfolgten Hinwendung zur Astrophysik verbunden waren, wurde der Bau 1964 abgebrochen und ein neues Institutsgebäude an der historischen Stelle in Angriff genommen. Nach über zweijähriger Bauzeit konnte am 10. Oktober 1966 der Einzug erfolgen, eine neue astronomische Forschungsära in Bogenhausen begann. Die Bezeichnung Universitäts-Sternwarte ist heute nur noch der historische Name für ein blühendes Institut, das weltweit hoch angesehen ist und erfolgreich auf vielen Gebieten der modernen Astrophysik arbeitet.



Franz von Kobell
(1803–1882)

Brückenschlag von der Naturwissenschaft zu Geisteswissenschaft und Kunst

Dietrich Herm

Die Familie Kobell

Über ein Jahrhundert, zunächst in der Residenzstadt Mannheim und nach dem Umzug des Kurfürsten Carl Theodor in München, dienten Angehörige der Familie Kobell dem Staat, einerseits als Juristen auf höchster Ebene in der Verwaltung, im Finanzbereich oder auch im auswärtigen Dienst, anderseits als Künstler, Historienmaler oder Graphiker. Franz von Kobell durchbrach als Erster diese Tradition und brachte zusätzlich die Dichtkunst und naturwissenschaftliche Erkenntnisse in den Dienst am Staat ein.

Die Familie stammte aus Oberhessen. Balthasar Kobell war um 1720 nach Mannheim übersiedelt und als Finanzrat in die Dienste des Kurfürsten getreten. Aus dieser Linie sind zu erwähnen die Künstler Franz Innozenz Joseph Kobell (1749–1822), der als Zeichner von Landschaften zwischen Realismus und Idylle bekannt wurde, und sein Bruder Ferdinand Kobell (1740–1799), der, gefördert vom Kurfürsten, ein bedeutender Kabinettsmaler und Galeriedirektor wurde. Er folgte seinem Dienstherrn, dem Kurfürsten Carl Theodor (reg. 1777–1799), bedingt durch die bayerische Erbfolge 1778 nach München, nicht aus großer Leidenschaft, sondern aus Pflichtbewusstsein – ebenso wie sein Bruder Franz. Die nächste Generation brachte führende Juristen hervor, Aegid Kobell (1772–1847), der über den Staatsrat zum Mitglied des Regentschaftsrates unter König Otto I. in Griechenland wurde, sowie den Juristen Franz Kobell (1771–1859) im bayerischen Innenministerium, den Vater unseres Franz von Kobell. Die Familie wurde 1809 in den erblichen Adelsstand erhoben.

Einen großen Namen als Künstler hatte aus dieser Generation Wilhelm Kobell (1766–1853). Er wurde als Hofmaler besonders mit der Darstellung romantisch-klassizistischer Genremalerei bekannt, die die zeitgenössische Lebensauffassung sehr gut wiedergibt. Er war außerdem Akademieprofessor für Landschaftsmalerei.

Die Kobells waren in München eine große, einflussreiche Familie, die im gesellschaftlichen Leben eng zusammenhielt und das Wissenschafts- und Kunstleben konstruktiv-kritisch mitgestaltete beim Aufbruch in die moderne Zeit.

Die Aufarbeitung der umfangreichen Korrespondenz durch die Tochter Luise von Kobell (1884) und Günter Goepfert (1972) zeigt die Atmosphäre, in der Franz von Kobell aufwuchs. Er verbrachte seine Jugend in einem großen Bekanntenkreis, angeregt auch durch die Kunst seines Großonkels Franz oder beim Steinesammeln und Pflanzenbestimmen mit seinem Onkel Aegid im Ferienhaus am Tegernsee. Gefördert durch das Elternhaus, durfte er als Gymnasiast auf eine Reise mit dem Chemiker Heinrich von Vogel nach Paris gehen, die ihn in Hinblick auf seine Berufswahl stark prägte. Dennoch begann er, der Familientradition folgend, 1822 ein Jurastudium, noch in Landshut. An der Universität faszinierten ihn dann aber doch die Naturwissenschaftler, insbesondere der Chemiker und Mineraloge Johann Nepomuk Fuchs (1774–1856), der ihn auf seinem weiteren Berufsweg – nach dem Abbruch des Jurastudiums – begleitete. Es folgte eine Blitzkarriere. Als Adjunkt begleitete Kobell seinen Lehrer an die mineralogische Staatssammlung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München. 1824 erhielt er die Doktorwürde. Bei der Verlegung der Ludwig-Maximilians-Universität 1826 nach München wurden in den naturwissenschaftlichen Fächern Lehrer benötigt, sodass er schon 1825 zum außerordentlichen Professor im Fach Mineralogie ernannt wurde. Mit großem Elan engagierte er sich im wissenschaftlichen Leben der Akademie und in der Münchner Gesellschaft, wie aus seinen zahlreichen Tischreden, Gedichten und kleineren Komödien hervorgeht. Es blieb auch noch die Zeit zur Gründung einer Familie: 1826 heiratete er Caroline Kobell (1801–1883), seine Cousine; sein verehrter Onkel Aegid wurde nunmehr sein Schwiegervater.

Auf zwei Gebieten prägte Franz von Kobell als Wissenschaftler und Wissenschaftsorganisator das Fach Mineralogie in München:

einmal an der Mineraliensammlung der Akademie, zunächst als Adjunkt, seit 1827 als außerordentliches Mitglied und späterer Nachfolger von Johann Nepomuk Fuchs als Konservator der Sammlung; zum anderen an der Universität, wo er 1834 zum ordentlichen Professor für Mineralogie ernannt wurde. Hier förderte er die enge Verbindung zwischen Mineralogie und Chemie. Entscheidend war für das Fach die Kombination der chemischen Untersuchungen von weltweitem Sammlungsmaterial mit technischen Anwendungs- und Nutzungsmöglichkeiten. Die Präsentation der Ergebnisse im internationalen Kollegenkreis war sehr wichtig. Es wurden bei weitem nicht alle Forschungsresultate genutzt, viele dienten erst viel später der genetischen Einordnung der Mineralien. Zunächst galt es, die Sammlungen zu entwirren: Felsen, Petrefakten, Fossilien und Kuriositäten mussten von den Mineralien getrennt werden. Das Material stammte aus dem kurfürstlichen Naturalienkabinett Mannheim, aus Beständen von Klöstern, die im Rahmen der Säkularisierung übernommen worden waren, aber auch aus Ankäufen und Schenkungen – das meiste davon war bislang nicht naturwissenschaftlich eingeordnet worden. Auch eine Aufteilung der Sammlungen nach Fachgebieten erwies sich nun als notwendig. Als eigens ausgewiesene Sammlungen an der Akademie entstanden 1843 neben der Mineralogie auch die der Paläontologie unter Karl Franz Emil Schafhäutl (1803–1890) und die der Geologie unter Andreas Wagner (1797–1861), gleichzeitig mit der Etablierung dieser Disziplinen an der Universität. Die neue Ausrichtung nach modernen systematischen Prinzipien und die Einbindung in die universitäre Lehre waren ganz im Sinne Kobells.

Der Präsident der Akademie blieb von 1827 bis 1936 Generalkonservator der verschiedenen wissenschaftlichen Sammlungen.

Forschungsgebiete und Schwerpunkte

Die wissenschaftlichen Sammlungen waren als Forschungseinrichtungen zu verstehen, die der «nützlichen Wissenschaft» dienen sollten, wie es schon in den Gründungsstatuten der Akademie festgelegt worden war. Für die Mineralogie ergaben sich auf diese Weise enge Beziehungen zur Bergwerks- und Salinen-Administration. Franz von Kobell zeigte in zahlreichen Publikationen die An-

wendungsmöglichkeiten von Mineralien in unterschiedlichen chemischen Zusammensetzungen auf. Die Denkschriften der Akademie waren ein wichtiges Publikationsorgan für seine Analysen, denen so auch eine internationale Verbreitung garantiert war. Mit vielen Einzeluntersuchungen stieß Franz von Kobell in das weite Feld der Kupfersalze vor, in die Olivinit-Gruppe oder in die Hydrosilikate, und erforschte auch die grobe Mineralchemie. Seine wesentliche Neuerung bestand darin, nunmehr die chemische Zusammensetzung und das chemische Verhalten der Mineralien für die Entstehung und damit zur Einordnung zu benutzen.

1830 erscheint Kobells Lehrbuch «Charakteristik der Mineralien» in zwei Bänden, 1833 ergänzt durch «Tafeln zur Bestimmung der Mineralien mittels einfacher chemischer Versuche». Damit gelang ihm ein großer Wurf: In seinem neuen Zuordnungssystem wurde neben Farbe und optischen Eigenschaften der Mineralien auch die chemische Zusammensetzung erläutert. Das Werk erschien bis 1921 in 17 Auflagen und wurde in acht Sprachen übersetzt. Der große Erfolg beruhte auf dem sehr verständlichen Aufbau unter Einbeziehung der Kristallchemie. Das Lehrbuch ist den Studierenden der Mineralogie gewidmet, diente aber auch den Nachbardisziplinen, die sich zunehmend mit der Mineralogie beschäftigen mussten, wie Bodenkunde, Hüttenwesen oder auch Pharmazie.

Kobell hat selbst keine bahnbrechenden Erkenntnisse in der Kristallographie erbracht, er war zu stark auf die Theorien von Karl Friedrich Naumann (1797–1873) fixiert. Was die Kristallchemie angeht, sind seine Leistungen jedoch denen von Mineralogen wie Jöns Jakob Berzelius (1779–1848) oder Martin Heinrich Klapproth (1743–1817) ebenbürtig. So leistete er einen wesentlichen Beitrag zur Erklärung von Isomorphien, aber auch Dimorphismen und Heteromorphien.

Er hatte enge Beziehungen zur Physik, besonders mit seinem Kollegen Carl August von Steinheil (1801–1870) verbanden ihn gemeinsame, kontinuierliche Forschungen. Es ging darum, die vorhandenen Möglichkeiten der Vervielfältigung von Abbildungen – Holzschnitt, Kupferstich oder Lithographie – zu erweitern. Nach zahlreichen Versuchen gelang es, mit galvanischen Kupferniederschlägen auf polierten Platten mit einer versilberten Seite elektri-

sche Leitfähigkeiten von chemischen Präparaten wie Graphit oder Eisenoxyd zu erzeugen, die reproduziert wurden. Bildvorlagen – zunächst Tuschvorlagen oder optisch aufgenommene Bilder – konnten mit dem elektrochemischen Verfahren über eine Ablichtung reproduziert werden; 1839 waren bereits die ersten Aufnahmen vorhanden. Kobell kann daher als Erfinder der Galvanographie, einer frühen Form der Photographie, gelten. 1840 wurde das Verfahren erstmals publiziert, 1842 verbessert und 1846 als «Die Galvanographie» bei Cotta in München herausgebracht. Zeitgleich wurde die Daguerrotypie in Paris entwickelt. Wenn auch etwas später publiziert, so verdrängte sie doch die Galvanographie, da sie billiger und technisch einfacher zu realisieren war.

Ein weiteres gutes Beispiel für die Anwendung der Kobell'schen Erkenntnisse in der Mineral- und Gesteinsanalyse ist die Entwicklung des Stauroskops um 1855. Dieses Gerät hilft in der Polarisationsmikroskopie, die Winkelbestimmungen der optischen Achsen zu präzisieren. Durch den Einsatz von Kalzitplättchen gelang es, bessere optische Mineralanalysen zu erstellen. Das Verfahren wurde mehrmals verbessert und noch bis in das 20. Jahrhundert hinein angewandt.

Die Jahrzehnte von 1840 bis 1870 waren mit einer reichen Menge von Mineralanalysen erfüllt, allerdings zum Teil ohne weitere Auswertung. Langsam erst wuchsen die Erkenntnisse über die Entstehung der Minerallagerstätten. Erstaunlich ist, dass sich Franz von Kobell trotz seiner guten Kenntnisse über die chemische Zusammensetzung von Mineralien und damit über die Struktur der Kristalle nicht anfreunden konnte mit den schon in der Wissenschaft aufkommenden Vorstellungen von ihrem atomaren Aufbau. Ähnliches gilt für die rasante Entwicklung auf dem Gebiet der Kohlenstoffchemie, die in Richtung von Molekularvorstellungen ging. Er war vom Fortschritt überzeugt, konnte ihm aber nicht folgen, weil er die neuen Erkenntnisse nicht in seine eigenen Vorstellungen einordnen konnte.

Zu voreilig war Kobell – was für seine Begeisterung für die Mineralogie spricht – bei der Benennung eines neuen Elementes. Er nannte es Dianium (wohl aus Liebe zur Göttin der Jagd), gefunden in Mineralien aus Russland und Skandinavien. Seine Entdeckung erwies sich als Fehlinterpretation: Die Diansäuren ließen sich spä-

ter in das Normalverhalten von Reaktionen aus der Niob- und Tantalgruppe einordnen.

Als Mineraloge hatte er ein distanziertes Verhältnis zu den Erkenntnissen der allgemeinen Geologie, insbesondere zur Frage nach der Entstehung von Gesteinen. Seinem Lehrbuch zur Mineralogie war in einem leicht fassbaren Anhang das Kapitel «Geognosie» beigegeben (1849 bei Schrag Nürnberg erschienen). Die Dynamik der Erdgeschichte ignorierte er darin weitgehend und vertrat alte Lehrmeinungen über die Gesteinsentstehung.

Genaue Naturbeobachtung, eine Stärke Kobells, zeigte sich bereits 1835 in der Auftragsuntersuchung für die Bergwerks- und Salinen-Administration über das Erdölvorkommen vom Tegernsee. Obwohl sich Kobell in vielen Äußerungen als eindeutiger Anhänger des Neptunismus (weitgehende Entstehung der Erde aus dem Meer) und nicht des Plutonismus (weitgehende Entstehung aus den feuerspeienden Vulkanen) zu erkennen gibt, konnte er der Vorstellung von dynamischen Entwicklungsreihen in der organischen Natur nicht folgen. Seine Bedenken richteten sich gegen die Phänomene der «Lebenskraft» in der Variabilität der organischen Substanzen und gegen die vom Zufall diktierten Auslesekriterien. Die Ablehnung der sich rasch in den Geowissenschaften ausbreitenden Darwin'schen Evolutionstheorie ist aus seiner Verwurzelung im katholischen Glauben verständlich.

Dichterisches Lebensbild

Die Münchner Familie Kobell passte sich zielbewusst, aber kritisch den jeweiligen Geistesrichtungen an, versuchte aber auch, jeweils konstruktiv mitzubestimmen. Franz von Kobell war wohl am stärksten erfüllt von der Begeisterung, in dieser Zeit des Aufbruchs und des Fortschritts in München als heimatbewusster, aber aufgeschlossener Bayer das Leben mitgestalten zu können. Sein heiteres Wesen und seine dichterische Begabung ergänzten sich. Hinzu kam sein Verständnis für die Menschen, besonders im ländlichen Umkreis, wo Tradition und Volkstum noch lebendig waren. Er fixierte Geschichten, Glaube und Sagen in der Dichtung und rettete sie so über die Zeit des Umbruchs, der territorialen Neugestaltung und sozialen Veränderungen. Volksnahe Schilderungen, alltägliche Pro-

bleme und ihre geistige Bewältigung waren seine Themen. Schon als Schüler fiel Franz von Kobell durch seine geselligen Gedichte auf, die stets treffend und deshalb beliebt waren. Dies setzte sich in der Studentenzeit mit humorvoll-kritischen Tischreden, Stegreifkomödien und geistvollen Kommentaren zur Tagespolitik fort. Es folgte 1827 die Aufnahme in die heitere Gesellschaft «Altengland» und in die literarische Vereinigung der «Zwanglosen», in der sich die Elite der Münchner Dichter versammelte. Die regelmäßigen Tafelrunden im Hause des Herzogs Max in Bayern (1808–1888) mit zeitkritischen, aber auch heiteren Besprechungen machten ihn im Herrscherhaus beliebt. Er war sehr angesehen, da er gut informiert war über das aufstrebende geistige und kulturelle Leben in der Stadt und über Veränderungen auf dem Land; auch Fehlentwicklungen erkannte er frühzeitig. Diese Aktivität fiel zeitlich zusammen mit den vielen Neugründungen und Erweiterungen im universitären Bereich nach der Umsiedlung der Universität von Landshut nach München 1826. Viele bekannte Persönlichkeiten aus Geistes- und Naturwissenschaften, Kunst und Architektur, wie z. B. Franz Graf von Pocci (1807–1876), Moritz von Schwind (1804–1871), Friedrich von Gärtner (1791–1847) oder Philipp Foltz (1805–1877), der Physiker Carl August von Steinheil (1801–1870) oder der Botaniker Carl Friedrich Philipp von Martius (1794–1868), waren an den Veränderungen beteiligt. Franz von Kobell spielte hier eine bedeutende Vermittlerrolle. Er brachte, objektiv und aufgeschlossen für den technischen Fortschritt, sinnvolle Anregungen ein und stellte sie zur Diskussion. Die oft zeitkritischen Vorschläge präsentierte er in geselligen Zusammenkünften, eingepackt in seinen humorvollen, lustigen Stil. So entstand eine Freundschaft mit Herzog Max in Bayern, die bis zu seinem Tod bestand. Als einer der ältesten Mitarbeiter der «Fliegenden Blätter» stand ihm auch ein weitverbreitetes Forum zur Verfügung, um fortschrittliche Ideen in die Öffentlichkeit zu bringen.

Breite Anerkennung erfuhr seine schriftstellerische Tätigkeit, als er sich der Mundartdichtung zuwandte, besonders den gelungenen Stegreifliedern, den «Schnaderhüpfl». Die Treffsicherheit der Aussagen, das Erfassen der verbreiteten Volksmeinung und der humorvolle Ton machten seine Dichtungen salonfähig und glaubwürdig. Er hatte in dem volkstümlichen Herzog Max, der, wie auch

er, ein Zitherspieler war, einen hochherzigen Förderer des bayerischen Brauchtums gefunden. Es entstand eine Dialektdichtung, bei der literarisch-historische Aspekte mehr zählten als der poetische Wert. Bei vielen seiner Schöpfungen zeigte sich, wie sich die Dialekte in den verschiedenen Regionen, die nun im Königreich Bayern vereint waren, weiterentwickelten und wie in der Sprache die Veränderungen der Lebensweise und damit Bevölkerungswanderungen sichtbar wurden. Die Mundartdichtungen, die später auf Anweisung König Max' II. (reg. 1848–1864) in einer ausgewählten Sammlung auch für Schulen herausgegeben wurden, sollten angesichts der sich rasch wandelnden Lebensbedingungen durch Technisierung und Verstädterung das Ursprüngliche der bayerischen Mentalität bewahren. Die volksnahe Dichtung Kobells trug humorvoll zur Erhaltung von Traditionen bei.

Diese Bindung an das bayerische Volk und seine Lebensart, der er nachspürte und die ihn begeisterte, ließ keine Sehnsucht nach anderen Ländern aufkommen. Auch der Aufforderung seines Schwiegervaters Aegid von Kobell, mit ihm 1834 nach Griechenland zu reisen – Aegid war dort für den noch minderjährigen König Otto I. (reg. 1832–1862) im Regentschaftsrat tätig –, folgte er ohne Begeisterung. Franz von Kobell litt unter Heimweh, fühlte sich wie im Exil und kehrte nach vier Monaten wieder zurück nach Bayern.

Er stürzte sich auf die mineralogische Untersuchung von Meteoriten, die wissenschaftliche Sammlung bot hierfür ausreichend Material. Den erhofften Durchbruch brachten die Untersuchungen aber nicht. Zunehmend beschäftigten ihn daher mineralogisch-galvanische Probleme und die Rolle der Kupfersalze bei der optischen Wiedergabe und Reproduktion.

Politisch war Franz von Kobell konservativ auf die Stärkung der bestehenden Systeme ausgerichtet. Für sozialrevolutionäre Ideen fehlte ihm, wohl wegen des mangelnden Kontaktes zu den neu entstehenden Arbeiterkreisen, das Verständnis, sie fanden keinen Niederschlag in seiner Mundartdichtung.

Obwohl nicht dem Altbayerischen entsprossen, fühlte sich Kobell bewundernswert in den Lebenskreis und das Empfinden der Landbevölkerung ein, sowohl im pfälzischen als auch im oberbayerischen Raum mit ihrer historisch unterschiedlichen Entwicklung. Sein Empfinden für die Natur war von der Romantik geprägt. Die

naturwissenschaftlichen Erkenntnisse standen nicht im Gegensatz dazu, sondern er integrierte sie, wobei er jedoch die jeweils modernsten Theorien aussparte. Mit zunehmendem Alter beschäftigte ihn die im Volksglauben wurzelnde Symbolkraft von Pflanzen in der Heilkunde und in der Heiligenverehrung – Themen, die auch in seinen Dichtungen Niederschlag fanden.

Er begeisterte sich außerdem für die Jagd und ihre intensive Ausübung, die ihm aktives Naturerlebnis und Zeit der Ruhe, Erholung und Besinnung zugleich war. Das Erlebnis der Bergwelt und die Traditionen der Bevölkerung im Gebirge prägten sein Verständnis vom Leben auf dem Lande. Seine vielen Beobachtungen, Erfahrungen und Erlebnisse schrieb er im 1859 erschienenen Werk «Wildanger» nieder (bei Cotta, München). Die Geschichte der Jagd wird darin skizzenhaft dargestellt, auch Bezüge zu Ortsnamen werden erläutert. Die althergebrachte Auflehnung der Bevölkerung gegen das Vorrecht der Privilegierten auf die Jagd hat er in volksnaher Sprache ausgedrückt, ohne aber die soziale Problematik anzusprechen. Das Buch ist launig geschrieben und mit zahlreichen eigenen Erlebnissen angereichert. Es enthält auch eine Reihe geschichtlicher Details, z. B. über Jagdgeräte, und war über viele Jahrzehnte die Bibel der bayerischen Jäger, aber auch ein erfolgreiches Lehr- und Jugendbuch.

Angeregt durch Nachforschungen in der Volksdichtung im bayerischen Oberland und durch Diskussionen in der 1858 gegründeten Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie stellte Kobell Überlegungen über den Zusammenhang von Landschaften und Volkscharakter an. Die Frage war, ob sich eine bestimmte Region auch im Volkscharakter, im Dialekt, im Wort oder im Ausdruck bemerkbar mache. Kobells Vorlesung (1866) über die «Charakteristik oberbayerischer und verwandter Dialekt-Poesie» zielte darauf ab. Seine Liebe zur Schönheit der bayerischen Landschaft und das Vertrauen in der Bevölkerung lassen ihn positive Beziehungen zur «Geopsyche», wie er es nennt, aufzeigen und begründen. Er brachte den gesamten Lebensraum inklusive der Landschaft in Beziehung zur Volksseele einer Region. Diese prägte sich nach seiner Meinung in Wesen, Sprache, Folklore, Brauchtum, aber auch im Kunstschaffen, in der Malerei, Schnitzerei und Volksmusik aus. Seine Theorien wurden leider später als ideologische Muster in

stereotype Auffassungen gedrängt und missbraucht, ohne dass die Grundlagen von Kobell noch berücksichtigt wurden. Als Angehörigem des gehobenen Bürgertums fehlte Kobell der Blick für die Armut und die sozialen Auswirkungen der Industrialisierung.

Mit zunehmendem Alter konzentrierte er sich auf die Darstellung von naturwissenschaftlichen Erkenntnissen in größeren Zusammenhängen. Er wollte damit neben Studenten auch größere Kreise ansprechen und in verständlichen, möglichst einfachen Erklärungen die Zusammenhänge der Naturwissenschaften untereinander, so besonders von Chemie und Physik, in der Kristallographie und Mineralogie, aufzeigen. Von 1860 bis 1878 publizierte er zu derartigen Themen in «Westermanns Illustrierten Monatsheften».

1871, als Franz von Kobell 68 Jahre alt war, erschien in den «Fliegenden Blättern» seine Mundartnovelle «Die G'schicht' von' Brandner Kasper», illustriert von Graf von Pocci. Er stellte darin ein zentrales Thema des menschlichen Lebens, den Tod, auf humorvolle, volkstümliche Art und Weise dar; der Umgang mit dem Tod, dem Boandlkramer, war respektlos und durchtrieben. Das zeitlose Werk wurde immer wieder publiziert, abgewandelt und bis heute in vielen Bühnenfassungen sowie Verfilmungen gezeigt. Es war ein sehr großer Erfolg für den Autor und enthält viel von seinen religiösen Überzeugungen. Kobell war ein echter Altbayer, aber bei aller Derbheit von gewinnender Herzlichkeit und fröhlicher, positiver Sinnesart.

Von seiner Familie umsorgt, von Ehrungen überhäuft und von Anerkennungen begleitet, verbrachte er den Lebensabend in seiner ungetrübten optimistischen Lebensauffassung. Er zog sich an den geliebten Tegernsee zurück, wo er am 11. November 1882 verstarb.

Ignaz von Döllinger (1799–1890)

Ein exkommunizierter Theologe als Akademiepräsident

Horst Fuhrmann

Wer die Liste der Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften durchgeht, von 1759 bis heute, 36 Namen, findet Vertreter verschiedener Fakultäten und Profession, wobei die ersten Jahrzehnte freilich von der gelehrten bayerischen Adelswelt bestimmt waren, vom Grafen Sigmund von Haimhausen (amtierte 1759–1761) bis zum Grafen Clemens Anton von Törring-Seefeld (amtierte 1793–1807). Sie hatten durchaus ihre Themen – so prüfte die Bayerische Akademie die Qualität ihres heimischen Hopfens für das Bierbrauen –, doch mit dem Wandel zum Königreich 1806, dem reichen Erbe von Mannheim und Pfalz-Zweibrücken, war die Akademie zugleich zum Verwaltungsmittelpunkt der «wissenschaftlichen Sammlungen des Staates» geworden und blieb es bis 1936.

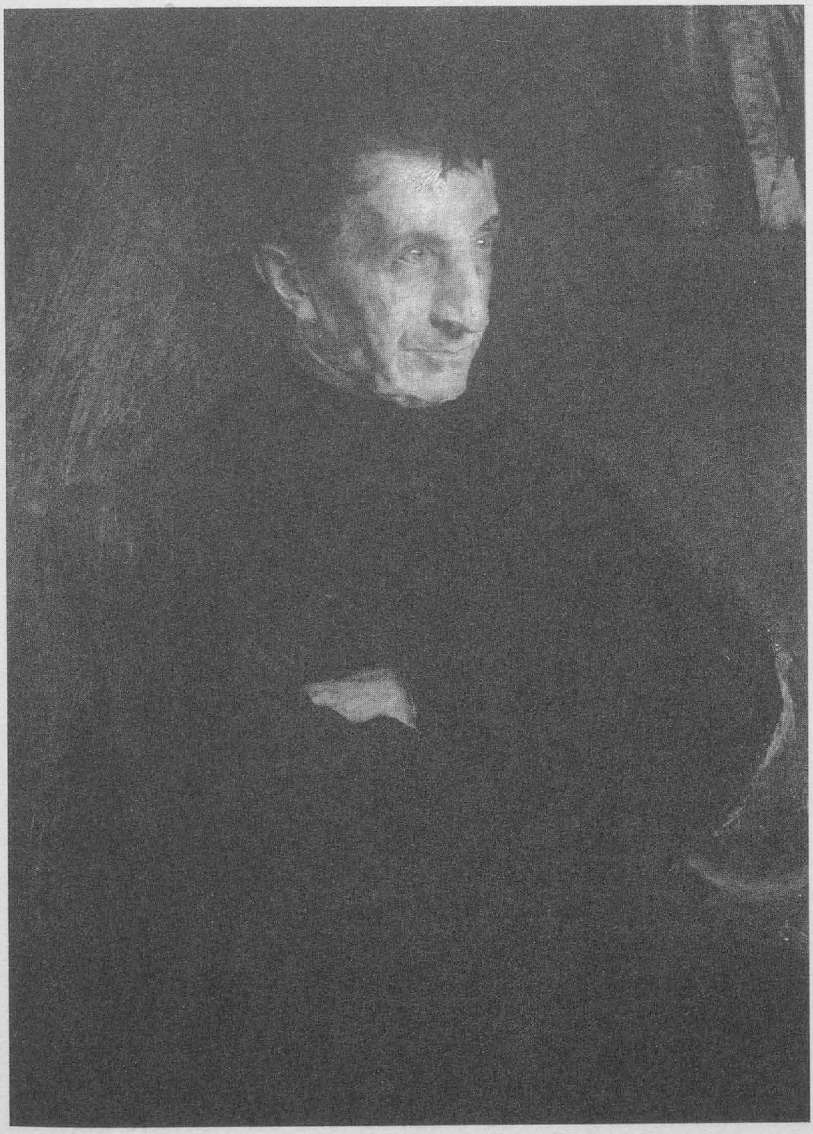
Aus einer clubähnlichen Versammlung wurde eine vom König beschickte Wissenschaftseinrichtung, an deren Spitze selbstverständlich ein Gelehrter stehen sollte, und als solcher wurde ein Theologe im 19. Jahrhundert nicht unbedingt angesehen. Ignaz von Döllingers Nachfolger im Amt des Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Karl von Zittel (1839–1904), ein Paläontologe, hob in seinem viel beachteten Festvortrag im Jahr 1900 hervor, dass die Akademie «*eine Stätte freier Forschung*» sei und sich aus «*dem Zank des Alltags*» heraushalte. «*Ein weiser Entschluß*» habe u. a. die Theologie «*dem Wirkungskreis*» der Akademie der Wissenschaften «*entrückt*». Diese «Entrückung» der Theologie haben auch andere Wissenschaftsakademien geübt, z. B. die angesehenste Akademie des Deutschen Reiches, die Preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin.

Döllinger ging in seiner ersten Rede als Akademiepräsident am 25. Juli 1873 in einem Überblick über die führenden Akademien Frankreichs und Deutschlands auf den Ausschluss mancher Fächer ein – der Theologie, der Jurisprudenz, der Medizin –, um ironisch fortzufahren: weil offenbar *«die Auslegung und Anwendung des Dogmas und der Gesetze, die Anweisung zu Verwaltung des priesterlichen und richterlichen Amtes, die Heilung der Krankheiten, die Chirurgie und Entbindungskunde [...] nicht in den Kreis einer Akademie gehören»* und *«sich den hier geltenden Gesetzen wissenschaftlicher Forschung»* entziehen. Auf den besonderen Status, den er, Döllinger, genoss, ging der Redner nicht ein, auch wenn ihm andernorts seine Ausnahmestellung als Theologe, den man offenbar stärker als Historiker wahrnahm, bestätigt wurde. König Max II. (reg. 1848–1864), der 1853, den Gedanken des preußischen Friedens-Pour le mérite aufnehmend, einen Orden «für hervorragende Leistungen im Gebiet der Wissenschaft und Kunst» stiftete (den nach ihm benannten Maximiliansorden), berief unter den Ersten sogleich Döllinger. Er war ein Sonderfall, und er blieb der einzige Theologe im Maximiliansorden, der mit dem Tod des letzten Ordensträgers 1968 einging. 1981 wurde der Maximiliansorden unserer Tage neu ins Leben gerufen.

Döllingers Weg vom orthodoxen zum liberalen Katholiken

Ignaz Döllinger war es von der Familientradition her nicht vorgegeben, sich in der Theologie zu bewähren. Das Geschlecht der Döllinger kommt aus dem Fürstentum Würzburg. Der Großvater erst übersiedelte als Stadtphysikus und Medizinprofessor nach Bamberg. Auch der Vater Ignaz Döllinger war Mediziner, Professor für Anatomie und Physiologie wiederum in Würzburg, wo Ignaz junior seine Jugendjahre verbrachte.

Der Vater ging davon aus, dass sein Sohn wie seine Vorfahren den medizinischen Berufsweg einschlagen würde, aber nach einem kurzen Hineinkosten in die Jurisprudenz ging er aus innerer Neigung zu Philosophie und Theologie über. 1822 zum Priester geweiht, war er bereits 1823, mit 24 Jahren, Professor des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte, zunächst am Lyzeum in Aschaffenburg, dann, seit 1826, an der im selben Jahr von Landshut nach



München umgesiedelten Universität. In dieser Stellung blieb er sein Leben lang. Mit seiner Dissertation über die frühkirchliche Eucharistie (1826) erschien er als Vertreter der um Johann Adam Möhler (1796–1838) gruppierten jungen Theologen, die den Katholizismus im Sinne der Romantik als organisches Lebensgefüge auffassten und sich auf den Geist der frühen Kirche beriefen. Er schloss sich dem Kreis um Joseph Görres (1776–1848) an und verurteilte im Sinne des von Görres vertretenen politischen Katholizismus die Reformation und ihre Folgen. Gegen Rankes großes Werk «Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation» (1839–1847) verfasste er zwischen 1846 und 1848 eine eigene aggressive Reformationsgeschichte. Zugleich betrat er den Boden der Politik; er wurde Mitglied des Bayerischen Landtags, zog 1848 in die Frankfurter Nationalversammlung ein und verlor, weil er sich in der Lola-Montez-Affäre gegen König Ludwig I. (reg. 1825–1848) gestellt hatte, seine Professur. Immerhin: Das Ansehen von Döllinger war so groß, dass Ludwig I. wenige Tage später ängstlich notierte: «*Welchen Eindruck machte Döllingers Quiescierung?*»

Unter Max II., dessen Wohlwollen er genoss, kehrte Döllinger 1850 auf seinen Lehrstuhl zurück, doch seine Einstellung zur Kirche und ihrer Geschichte hatte sich geändert. Die Kirche hatte sich mit ihrer Vergangenheit einem kritischen Urteil zu stellen, die katholische Kirche sollte sich der Gesellschaft eingliedern. Die Frage, was historisch überliefert und was als Glaubensgut anzunehmen sei, beschäftigte Döllinger immer stärker und entfernte ihn Schritt für Schritt von der hauptsächlich von Jesuiten getragenen und verteidigten amtskirchlichen Meinung.

Ärgerlich in deren Augen waren schon 1861 Döllingers Odeonsvorträge (benannt nach dem im Zweiten Weltkrieg zerstörten Vortrags- und Konzertsaal) über Kirche und Kirchenstaat, wo er die Möglichkeit einräumte, dass der Verlust der weltlichen Herrschaft durchaus hinnehmbar und im Sinne einer Befreiung von weltlichen Lasten vielleicht sogar günstig sei. Über vier Jahrhunderte früher, 1440, hatte ein kritischer, jedoch durchaus gläubiger Humanist, Lorenzo Valla († 1457), gefragt, wann der Papst zu seinen wahren Aufgaben zurückfände, und die Antwort gegeben: wenn er die weltlichen Geschäfte und den Kirchenstaat aufgäbe. Papst Pius IX. (1792–1878) jedoch begriff sich als Territorialfürst,

was ihn 1870 nach der Eroberung Roms durch die piemontesischen Truppen veranlasste, sich darzustellen als um den Kirchenstaat Beraubter. Er nannte sich selbst einen Gefangenen des Vatikans.

Als noch provokanter wurden Döllingers «Papst-Fabeln des Mittelalters» von 1863 empfunden: der Nachweis, welche Ammenmärchen im Kirchenleben kursierten. Dass der Papst Cyriakus der Ursula-Legende eine Erfindung sei, ließ sich leicht hinnehmen, wusste man doch, dass eine ganze Reihe von Papstnamen und das ihnen zugehörige Geschehen Fiktionen waren. Desgleichen wirkte die von Döllinger behandelte Mär von der Päpstin Johanna unanstößig, die Legende einer zum Papst erhobenen Frau, die auf dem Weg vom Vatikan zum Lateran niedergekommen und bei der Geburt des Kindes gestorben sei. Im Nachhinein war ihr in der Papstliste ein Platz in der Mitte des 9. Jahrhunderts nach Leo IV. († 855) zugewiesen worden, aufgekommen ist die Legende vier Jahrhunderte später, im 13. Jahrhundert. Döllinger – wie wir im Nachhinein sagen müssen – irrte sich leider, wenn er meinte, dass nach seinen Ausführungen «*nicht leicht jemand sich beigehen lassen [würde], die Existenz der Päpstin noch ernstlich zu behaupten*». Über die Päpstin Johanna ist ein eigener Buchmarkt entstanden, und der wird nicht nur von historischen Abhandlungen bestritten, zumal vornehmlich amerikanische Historikerinnen immer wieder die Geschichtlichkeit zu beweisen suchen.

Mehr als die Hälfte des Döllinger'schen Buches über die Papstfabeln nimmt allerdings die Untersuchung der Silvesterlegende und der auf ihr gründenden Konstantinischen Schenkung ein, jener Urkunde, die die weltliche Herrschaft des gesamten Abendlandes dem Papst übertrug. Hier lag für römische Kreise ein besonderer Stein des Anstoßes. Zwar hielt niemand mehr die Konstantinische Schenkung ernsthaft für echt, auch wenn immer wieder abseitige Verteidigungsversuche auftauchten, aber die These von Cesare Baronio (1538–1607) war noch lebendig, dass Griechen die Fälschung in ihrer Sprache abgefasst hätten; im Westen hingegen sei das Falsum gutgläubig hingenommen und übersetzt worden. Rom sei unschuldig an diesem den Kirchenstaat und die weltliche Oberherrschaft legitimierenden falschen Dokument, das den Kaiser Marschalldienste (also Knechtsdienste) verrichten ließ, was gern im Bild dargestellt wurde. Döllinger versuchte nachzuweisen, dass die

Urfassung lateinisch gewesen sein müsse, dass sie kaum woanders als in Rom entstanden sein könne und der Klerus der römischen Lateranbasilika, der *«Mutter aller Kirchen»*, durchaus als Täterkreis infrage käme. In der römischen Jesuitenzeitschrift «Civiltà cattolica» erschien prompt im folgenden Jahr 1864 ein Artikel, der *«eine so schwere und schimpfliche Anklage gegen die römische Kirche»* empört zurückwies; was Döllinger vorbringe, seien alles *«fein durchdachte Hypothesen»*. Die Konstantinische Schenkung sei im 9. Jahrhundert im Westfrankenreich, nicht in Rom entstanden. Das Papsttum sei an dem Betrug nicht beteiligt und unschuldig.

«Durch einen Betrug» eingeleitet: das Dogma des päpstlichen Universalepiskopats und der Unfehlbarkeit des Papstes

Im selben Jahr wie die «Papst-Fabeln», 1863, erschien die kritische Ausgabe der pseudoisidorischen Dekretalen, jener mit Fälschungen, hauptsächlich von Briefen früher Päpste, durchsetzten kirchenrechtlichen Sammlung, die um die Mitte des 9. Jahrhunderts im Westfrankenreich entstanden ist und nicht wenige die Primatialgewalt des Papstes stützende Sätze enthält; ein durchaus kenntnisreicher Historiker, Johannes Haller, hat sie *«die größte Fälschung der Weltgeschichte»* genannt. Döllinger war von dem Werk fasziniert und begann, zu dem Thema von Fälschungen, die den päpstlichen Jurisdiktionsprimat begünstigen, Belege zu sammeln. Er sah, wie sich die Zeichen mehrten, die auf eine Dogmatisierung des Universalepiskopats und der Unfehlbarkeit des Papstes hinausliefen, und sein Forschungseifer wuchs, den Ursprung dieser Ansprüche in Fälschungen, an der Spitze in den pseudoisidorischen Dekretalen, nachzuweisen. *«Die Forschungen [über die Fälschungen] wurden»*, so urteilte Lord Acton, sein Schüler, der im Hause Döllinger ein- und ausging, *«die Hauptbeschäftigung in seinem Leben.»*

In seinem «Janus» – unter diesem Pseudonym publizierte Döllinger die Artikel aus der «Augsburger Allgemeinen Zeitung» Ende August 1869 als erweiterte Buchausgabe, kurz vor Eröffnung des Ersten Vatikanischen Konzils (noch im selben Jahr kamen französische, englische, italienische und ungarische Übersetzungen heraus, manche in mehreren Auflagen) – ist kaum ein Gegenstand so ausführlich behandelt wie *«die großartige Erdichtung der Isidorischen*

Decretalen, deren Wirkung weit über die Absichten der Urheber hinausreichte, und, wenn auch langsam, allmählich eine Umwandlung der kirchlichen Verfassung herbeiführte. [...] Sie ist seit Jahrhunderten enthüllt, aber die Grundsätze, welche durch sie verbreitet und praktisch verwirklicht werden sollten, haben so tiefe Wurzeln in den Boden der Kirche getrieben und sind so verwachsen mit dem kirchlichen Leben, daß die Aufdeckung des Betrugs nicht einmal eine nachhaltige Erschütterung des herrschenden Systems zur Folge gehabt hat.»

Döllinger warnte: Wenn die römische Kurie allen Ernstes die Unfehlbarkeit und den Universalepiskopat des Papstes als Glaubenssätze verkünden wolle, dann werde eine Entwicklung zu Ende geführt, die durch einen Betrug eingeleitet sei, denn es sei «*nun einmal nicht zu läugnen, daß für jeden Kenner der Geschichte mit Pseudo-Isidor auch der ganze historische Boden des Papalsystems*» verschwinde.

Ihn drückte nicht nur die Sorge, dass Lehrsätze, die nicht aus der Geschichte begründbar seien, als festes Glaubensgut der katholischen Kirche verkündet würden; er sah in dem Dogmatisierungsvorgang eine Knebelung der Geistesfreiheit, die «*alle geistige Bewegung und wissenschaftliche Tätigkeit in der katholischen Kirche*» lahmlegen würde, und das zu einer Zeit, da der Fortschrittsglaube an der aufblühenden Wissenschaft hing: «*Der Wissenschaft ist diese Freiheit (der geistigen Entfaltung) so unentbehrlich als dem Körper die Luft zum Athmen, und wenn es Theologen gibt, welche ihren Fachgenossen diese Lebensluft unter dem Vorwand der Gefahr für das Dogma entziehen wollen, so ist dieß ein kurzsichtiges und selbstmörderisches Beginnen*», so hatte sich Döllinger schon 1863 vor der Versammlung katholischer Gelehrter vernehmen lassen. Dass die Sorge und die Warnung vor einer Verkümmerung des katholischen Geisteslebens nicht grundlos waren, zeigen die Angriffe protestantischer und besonders nationalliberaler Gelehrter. Kein Geringerer als Theodor Mommsen (1817–1903) – er möge als Kronzeuge genügen – rief mitten im Kulturkampf (1877) den in seinen Augen romhörigen und dogmatisch eingeschnürten Zentrumsabgeordneten im preußischen Abgeordnetenhaus zu: «*Sie, meine Herren, haben verschuldet [...], daß auf dem Boden des Ultramontanismus die höchsten geistigen*

Leistungen nur spärlich wachsen, daß in dem giftigen Schatten des Baumes die Talente ausgehen.»

Döllinger und eine Konzilsminorität hatten nicht verhindert, dass das Vatikanische Konzil am 18. Juli 1870 das Dogma der Infallibilität und des Universalepiskopats beschloss und Pius IX. es verkündete. Döllinger blieb bei seiner Ablehnung und sammelte weiter Material über den Fälschungszusammenhang der Lehrsätze. Speziell über Pseudoisidor und seine Wirkung auf die Herausbildung einer päpstlichen Weltherrschaftsidee hat er offenbar bis zur letzten Stunde Belege aufgehäuft, aber nichts mehr veröffentlicht. Für Döllinger beruhte das Dogma des Universalepiskopats und der Unfehlbarkeit auf Fälschungen, und er blieb, auch als der Lehrsatz im Juli 1870 verkündet war, bei seiner Ablehnung. Am 18. April 1871 wurde er durch den Erzbischof von München und Freising Gregor von Scherr (1804–1877), der selbst ein Gegner der Dogmatisierung war, sich jedoch unterworfen hatte, exkommuniziert.

Ein exkommunizierter katholischer Theologe als Jubiläumsrektor und Akademiepräsident

Die Münchner Ludwig-Maximilians-Universität hielt unbeirrt an ihrem Professor der Theologie fest, auch als Kandidaten der Theologie ihn nicht hören durften oder besser: sollten, aber ein Ende der Betätigung auf dem Felde der Universität war abzusehen. Die Universität huldigte ihm, dem Senior der Theologischen Fakultät, demonstrativ und wählte ihn mit überwältigender Mehrheit am 29. Juli 1871 zum Rektor. Von welchem Geist viele Wähler Döllingers getragen waren, zeigen die Bemerkungen, die mancher von ihnen auf seinen Stimmzettel geschrieben hat: *«Ich wähle keinen Unfehlbaren»*; *«Nur keinen Römling»*; *«Glauben kommt erst nach dem Wissen»*; *«Cum Jesu itis, non cum Jesuitis»*. Es war eine gegen den Ultramontanismus gerichtete Stimmung.

Der Wahl kam insofern besondere Bedeutung zu, als ein 1872 amtierender Rector magnificus die Universität bei deren 400-Jahr-Feier zu repräsentieren hatte; das Bekenntnis der Universität zu Döllinger war gleichzeitig der Beleg, dass man diese Aufgabe bei ihm in besten Händen wusste. Nach dem Rektorat 1872 bot Döllinger noch bis 1876 Publikumsvorlesungen für Hörer aller Fakultä-

ten über «Geschichte der neueren Zeit» an. Er blieb Mitglied der Theologischen Fakultät, die er im Senat vertrat, und nahm an Fakultätssitzungen teil bis zu seinem Ende 1890. Man ging mit Döllinger schonend um. Als er mit der Exkommunikation die Wahrnehmung priesterlicher Funktionen und das Amt des Stiftspropstes von St. Kajetan, das ihm 1847 übertragen worden war, aufgeben musste, ließ man ihm auf ausdrückliche Anordnung König Ludwigs II. (reg. 1864–1886) den Titel und die reiche Pfründe.

Am 18. April 1873 war der Präsident der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften, der ordentliche Professor der Chemie und königliche Geheime Rat Justus von Liebig (1803–1873), gestorben. Bei der Erörterung seiner Nachfolge war zwar der Name Döllingers in vieler Munde, aber es gab Vorbehalte. Ein Theologe an der Akademiespitze konnte unpassend wirken, denn der Präsident war zugleich in Realunion «Generalconservator der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates», ein weites Herrschaftsreich. Die Zuordnung, die man 1807 eingerichtet hatte, war 1827 durch Dekret neu geregelt worden und bestand bis in die Zeit des Nationalsozialismus, bis gegen den Willen der Akademie 1936 der getrennte Posten eines «Generaldirektors der Staatlichen Sammlungen des Landes Bayern» geschaffen wurde. Bis dahin zählten zwanzig Sammlungen zur Akademie, darunter so stattliche Einrichtungen wie das Museum für Völkerkunde, der Botanische Garten, die Paläontologische, die Zoologische und die Prähistorische Sammlung. Der Akademiepräsident war hier oberster Dienstherr, als welchen man sich einen Theologen unvoreingenommen schlecht vorstellen konnte.

Auf diese und ähnliche Einreden musste man bei einem Vorschlag Döllinger gefasst sein, und das Ministerium sah es genauso. Es musste für diesen Schritt den König gewinnen, denn seit November 1841 war ein Akademiestatut gültig, dass der «Vorstand», wie das Amtsdeutsch den Präsidenten betitelte, für die Dauer von drei Jahren vom König ernannt, nicht von den Akademiemitgliedern gewählt wird. Am 14. Mai 1873 war bereits ein ausführliches Memorandum entworfen, das Döllinger als den «einzigen Mann» unter allen Mitgliedern der Akademie herausstellte, «*welcher allen [...] Ansprüchen zu genügen vermag [...] und als ein würdiger Nachfolger des berühmten Dr. Freiherr von Liebig bezeichnet wer-*

den kann. Es ist dies der ordentliche Professor, Stiftspropst und Reichsrath Dr. Ignaz von Döllinger. [...] Er zählt zu den ersten Historikern Deutschlands und besitzt wie Dr. Freiherr von Liebig einen Namen, der die Grenzen Deutschlands, ja Europas weitaus überschritten hat. Er genießt die allgemeine Achtung und Verehrung aller Gebildeten, die nicht dem Ultramontanismus huldigen und hat im vorigen Jahre bei dem Stiftungsfeste der Hochschule München als Rector dieser Corporation in der überzeugendsten Weise nachgewiesen, daß ihm die Kunst der Repräsentation auch in den schwierigsten Fällen in seltenem Grade eigen sei.»

Wer ministerielle Routineeingaben kennt, muss erstaunt sein über den sichtlich mit innerer Anteilnahme verfassten Text. Das hat seinen guten Grund. Der exkommunizierte Döllinger, ausgestoßen zwar aus der Kirche, jedoch als Gelehrter und in der Bildungswelt von hohem Ansehen, kam dem Ministerium gerade recht. Ausdrücklich ist darauf hingewiesen, dass Döllinger «*die allgemeine Achtung und Verehrung aller Gebildeten*» genieße, «*die nicht dem Ultramontanismus huldigen*». Er wird als Historiker vorgestellt; dass er Theologe ist, wird mit keinem Wort erwähnt.

Bayern lehnte den Ultramontanismus und seine Romgebundenheit energisch ab. Es hatte den Beschlüssen des Ersten Vaticanum von 1870 das «Placetum regium» nicht erteilt, d. h. von seinem Recht Gebrauch gemacht, «*neuen kirchlichen Einrichtungen oder Veränderungen die Genehmigung zu verweigern*». Vertreten wurde diese Haltung von dem liberalen Staatsminister des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten Johann von Lutz (1826–1890), getragen jedoch von König Ludwig II., dem die romhörige Haltung des Münchner Erzbischofs Gregorius von Scherr (1804–1877) ohnehin nicht zusagte. Lutz war ein energischer Verfechter der Trennung von Kirche und Staat; auf ihn geht der sogenannte Kanzelparagraph des Strafgesetzbuches zurück. Er hatte veranlasst, dass in das soeben – am 1. Januar 1871 – in Kraft getretene Gesetzeswerk am 10. Dezember 1871 der Paragraph 130 a eingefügt wurde, der «*Geistliche und andere Religionsdiener*» unter Strafe stellt, die in Ausübung ihres Berufs «*Angelegenheiten des Staates in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstand einer Verkündigung machen*». Der Kanzelparagraph war (mit geringen Unterbrechungen) bis 1953 gültig, eine Erinnerung

gleichsam an das Ministerium, das Döllinger zum Präsidenten vorschlug. Fraglos wurde Döllinger als Gelehrter geschätzt. Zugleich aber diente er der Regierung als Galionsfigur der Unabhängigkeit von jeglicher kirchlichen Entscheidung. Die Absicht, Döllinger an die Spitze der Akademie zu stellen, hatte zu nicht geringem Teil politische Gründe.

Zu der politischen Konstellation, in die Döllinger eingeordnet war, trat die persönliche Wertschätzung König Ludwigs II. Der König gab Döllinger in der Auseinandersetzung um das Vaticanum Rückhalt; vor allem aber: Er nahm Anteil an Döllingers Vorträgen und Forschungen, ließ sich bald Manuskripte geben und behinderte sogar durch sein okkupierendes Interesse Döllingers Arbeitsstil. Am 14. Mai 1873 war der Vorschlag, Döllinger zum Präsidenten zu ernennen, entworfen, am 15. Mai setzte Ludwig II. darunter: «*Ist mir der hiemit gestellte Antrag genehm und gebe Ich das bezügliche Decret unterzeichnet zurück.*»

Das Abschlusswerk blieb aus – der nimmermüde Akademieredner fand keine Zeit

Vom 1. Juni 1873 bis zu seinem Tod im Januar 1890, fast 17 Jahre, war Döllinger Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften: Kein Präsident hat länger amtiert. Es wäre jetzt der Ort, Nachrichten aus den Akten der Akademie vorzutragen, und sicherlich waren sie reichlich vorhanden. Aber sie gingen alle 1944 zugrunde, als das Stammgebäude der Akademie, das alte Jesuitenkolleg, durch Bomben zerstört wurde. Man ist hauptsächlich auf das Publizierte angewiesen, auf den umfangreichen Nachlass, auf die überaus reiche Korrespondenz (allein drei Bände seines Briefwechsels mit Lord Acton). Es gibt das Leitseil der dreibändigen Biographie des altkatholischen Schülers und Nachlassverwalters Johannes Friedrich (1836–1917), dem allerdings historisch-kritischer Sinn abgesprochen wird.

Der intimste und vor allem urteilsfähigste Kenner von Döllingers Leben und Werk war der genannte Lord John Acton (1834–1902). Er schildert seine Begegnungen mit Döllinger, in dessen Haus er geradezu als Zögling einige Zeit gewohnt hatte, und zeichnet sensibel und kenntnisreich dessen Lebensweg nach. Die Frage,

was historisch überliefert und als Glaubensgut anzunehmen sei, so Lord Acton, habe Döllinger immer stärker beschäftigt und ihn Schritt für Schritt von der hauptsächlich von Jesuiten getragenen und verteidigten amtskirchlichen Meinung entfernt. Döllinger habe unentwegt Material über den Fälschungszusammenhang der Lehrsätze gesammelt, speziell über Pseudoisidor. Aber zu welchem Ende? Was er unter dem Pseudonym «Janus» zu dieser Frage 1869 andeutend veröffentlicht habe, sei bis zu seinem Tod die einzige zusammenhängende Darstellung geblieben. Für Acton war es lediglich «*das Fragment einer kirchlichen Leidensgeschichte*» (the fragment of an ecclesiastical pathology). Acton hatte bereits 1869 beim Erscheinen des «Janus» geschrieben: «*Ein zweiter Band, von gleichem Gewicht, würde den Gnadenstoß geben.*» Doch ein solcher Band blieb aus. Geradezu ungehalten über das vom verehrten Meister nicht Erbrachte heißt es im Nachruf 1890: «*Aber die Geschichte selbst, die das zentrale und charakteristische Schaffen seines Lebens bestimmte und die er bis zu seinem Lebensende verfolgte, wurde nie veröffentlicht oder abgeschlossen. Er starb ohne Kenntnis zu geben [...], die Grundideen, mit denen er so lange identifiziert wurde, wurden durch seine späteren Forschungen überdeckt, und was für ein breiter Graben hat sich aufgetan zwischen seinem früheren und seinem späteren Leben. Zwanzig Jahre seines historischen Schaffens gingen der Geschichtswissenschaft verloren*» (Twenty years of his historical work are lost for history).

Die Akademie war für Döllinger der Ort, durchaus auch Grundsatzthemen zu behandeln, und man kann den frischen Mut eines Gelehrten, der zwischen dem 75. und dem 90. Lebensjahr steht, nur bewundern: «Die Juden in Europa» (1881) war die souveräne Antwort auf den in Berlin ausgebrochenen Antisemitismusstreit, der mit dem Namen Heinrich von Treitschkes (1834–1896) und seinem bösen Wort «Die Juden sind unser Unglück» verbunden ist. Welche unbekümmerte Zuversicht, über den «Antheil Nordamerikas an der Literatur» zu sprechen (1888), eine Geistesgeschichte des Landes, wo dem Einfluss deutscher Geschichtsdarstellungen ebenso nachgegangen ist («*Ranke's Geschichte der Päpste ist in vier Ausgaben verbreitet; auch die ersten Theile seiner Weltgeschichte sind übersetzt*»), wo der «*Liebling der heutigen Lesewelt*», wie Döllin-

ger sagt, Mark Twain, vorgestellt wird, der aber «*in sprachlicher Meisterschaft*» den «*älteren Edgar Allan Poe nicht erreicht*». Aufsehen erregten seine Vorträge «Über Religionsstifter» (1883), über «Dante als Prophet» (1887) und sein Schwanengesang über den «Untergang des Tempelordens» (1889), wo er mit ergreifenden Worten gegen den Schuldspruch Rankes das an den Ordensrittern begangene Unrecht herausstellte; seiner Sicht sollte die Zukunft gehören. Döllingers unverblümte zupackende Art fesselte die Menschen. Als er von der Verflachung des Akademiebetriebs unter Kurfürst Karl Theodor (reg. 1777–1799) sprach, sagte er: «*Die historische Classe fuhr dabei am schlimmsten; sie glich dem Vogel unter der Glasglocke, dem man die Luft auspumpt. […] Herr von Eckartshausen hielt als Redner der historischen Classe einen Vortrag über die Liebe, welcher sich wie die prosaische Umschreibung einer Opernarie ausnahm.*»

Es ist eine Lust zuzuhören, und so wird es auch damals das Publikum empfunden haben, zumal das geschliffene Wort aus dem Munde eines wundersam jugendlich wirkenden Greises kam, dem allseits bewunderte körperliche Beweglichkeit eigen war. Von seinem Auftreten als Akademiepräsident haben wir mehrere Zeugenberichte. Als er seinen Eröffnungsvortrag am 25. Juli 1873 hielt, war der englische Neutestamentler Alfred Plummer (1841–1926) dabei, der seinen Eindruck sofort niederschrieb: «*Ungefähr die Hälfte des Saales [es war der Akademiesaal im alten, 1944 zerstörten Jesuitenkolleg in der Neuhauser Straße] war mit Mitgliedern der Akademie besetzt, viele von ihnen nahmen sich sehr großartig aus (very magnificent) in Uniform und anderen Auszeichnungen. Dr. Döllinger erschien wie die Würde selbst. Er war in schlichtem Schwarz gekleidet, trug aber etliche Orden; auf der linken Brustseite hing der Ordensstern, den er im letzten Jahr [1872] anläßlich des Universitätsjubiläums vom König erhalten hatte [es handelt sich um das Großkomturkreuz der Bayerischen Krone] und den er mir zeigte, als ich mich von ihm verabschiedete, wobei er sagte: Vanitas vanitatum, omnia vanitas. […] Ich war nur wenige Meter von ihm entfernt und konnte ihn klar und deutlich hören und hielt mich für sehr glücklich, bei einer solchen Gelegenheit dabei zu sein. Man kann mit Sicherheit vorhersagen, daß die Präsidentschaft Döllingers eine Epoche in der Geschichte der Bayerischen*

Akademie darstellen wird. [...] Er ist der einzige Mensch in Bayern, dessen Name der Nachwelt wahrscheinlich mehr bekannt sein wird als sogar der Schellings und der Liebigs.»

Bis in die letzten Wochen seines neunzigjährigen Lebens unterwarf sich Döllinger seiner sich selbst auferlegten Rednerpflicht. Wie von dem ersten Akademieauftritt 1873, so haben wir auch von seinem letzten im November 1889 eine Aufzeichnung, die von der Malergattin Rosalie Braun-Artaria (1840–1918) stammt, einer salonoffenen Dame, die in der Münchner Gesellschaft eine bestimmende Rolle spielte. Als Siebzigjährige schilderte Braun-Artaria 1918 den Eindruck, den Döllinger damals auf sie machte: «*Auf dem erhöhten Rednerpult des Festsaales der Akademie habe ich den Neunzigjährigen [...] zum letztenmal gesehen, wie er mit seiner schwarzen Kleidung, die goldene Kette um den Hals, gerade aufgerichtet und mit noch wesentlich braunen Haaren über die vielen vor ihm sitzenden Grau- und Kahlköpfe weg seine letzte Rede über den Templerorden hielt. Der Saal war, wie immer, wenn Döllinger sprach, gedrängt voll und alles lauschte gespannt auf seine nicht sehr starke Stimme, die doch in der tiefen Stille zu vernehmen war.*»

Trotz dieser Rednerpflichten hielt Döllinger bis zuletzt an der Absicht fest, das, was er im «Janus» mehr essayhaft entworfen hatte, in einem mächtigen Beweisband zu erhärten. Noch 1886 beteuerte er: «*[...] das Material ist gesammelt. [...] Als Titel denke ich mir ‹Die Vatikanischen Dekrete im Lichte der Geschichte›.*» Im Nachlass Döllingers finden sich keine Entwürfe einer solchen Darstellung, wohl aber Belege für einen intensiven und von vielfältigen Themen gesteuerten Sammeleifer. Die Hauptmasse seines wissenschaftlichen Nachlasses liegt unter Anlehnung an die alte Einteilung wohlgeordnet in der Bayerischen Staatsbibliothek, bis auf einen kleinen Rest, den 1941 die altkatholische Gemeinde Münchens übernahm. Döllingers riesige Privatbibliothek hat zum Glück – sie war bereits in einem gedruckten Katalog von fast 700 Seiten verzeichnet und zum Verkauf angeboten – die Ludwig-Maximilians-Universität 1895 erworben: 18 500 Titel mit sage und schreibe rund 30 000 Bänden, die fast 900 laufende Regalmeter füllen. Döllinger hatte sich zudem zahllose Exzerpte angelegt, die in über 150 gebundenen Heften gesammelt sind.

Bei allem Sammelwust fehlen fassbare Vorbereitungen zum großen Plädoyer – seine ausgreifende Rednerrolle als Präsident hinderte ihn daran. Freunde erinnerten ihn an seine, wie sie es fanden, historische Aufgabe, schließlich war er der Altmeister der altkatholischen Kirchengeschichtsforschung, auch wenn es ihm fernlag, zum Altkatholizismus überzutreten. Die meisten katholischen Geschichtsprofessoren an den deutschen Universitäten – etwa zwei Drittel – lehnten mit Döllinger das vatikanische Dogma ab, verließen die Amtskirche und schlossen sich im Gegensatz zu Döllinger den Altkatholiken an: «*a disaster for the Roman Catholic study of history*» – so kommentierte Owen Chadwick, der Nachfolger Lord Actons als Regius Professor for Modern History in Cambridge, in seiner 1998 erschienenen Papstgeschichte von 1830 bis 1914 den Vorgang. Diese altkatholischen Kollegen, die seines Geistes und nicht selten seine Schüler waren und ihr Leben umgestellt hatten, erwarteten von Döllinger den großen Beleg für die Richtigkeit ihrer Haltung, den er immer wieder in Aussicht gestellt hatte. Franz Heinrich Reusch (1825–1900) fuhr Döllinger in einem Brief grimmig an: «*Nun schreiben Sie, Sie hätten sich […] losreißen müssen, um sich zu einer anderen Arbeit zu wenden. Ich irre wohl nicht, wenn ich vermute, daß das die nächste Rede in der Akademie ist. […] Lassen Sie doch einen anderen eine Rede halten.*»

Aber das ließ Döllinger nicht zu; er eilte zur nächsten Rede. Von daher die harsche Kritik seines Lieblingsschülers Lord Acton. Er sah die Präsidentenjahre für vergeudet an: «*Zwanzig Jahre seines historischen Schaffens gingen der Geschichtswissenschaft verloren.*»

Von der verblassenden Aktualität Döllingers und seinem Aufleben als ökumenische Gestalt

Immerhin: Döllingers Reden fanden beim Münchner Publikum so viel Anklang, dass der Verleger der Akademieschriften Oscar Beck (1850–1924) den Autor drängte, sie, vermehrt mit weiteren Vorträgen, in Sammelbänden herauszubringen, und es erschienen in den Jahren 1888 bis 1891 drei Bände «Akademische Vorträge». Für manche waren die Bände das Zeichen des Ausbrechens aus dogmatischer Enge. Adolf Harnack (1851–1930), der protestantische Kir-

chenhistoriker etwa, schrieb eine emphatische Rezension: «*Wo gäbe es heutzutage einen zweiten Historiker, der mit diesem Fleiß, mit dieser Umsicht, mit dieser Fähigkeit, fremde Eigenart zu verstehen, sich in der Geschichtschreibung aller Zeit heimisch gemacht hat, wie Döllinger? Wie über die Universalgeschichte der Kirche, so vermag er Rechenschaft zu geben nicht nur über die politische und Kulturgeschichte Deutschlands, sondern ebenso über die Europas, ja bis nach Indien reicht sein Blick.*»

Aber Döllingers Botschaft trug nicht in die Zukunft – zunächst nicht. Der Verleger Beck gestand ein Vierteljahrhundert später: «*So interessant die Rückerinnerung an die Beziehungen zu Döllinger und seinem Kreise für den Verleger auch sind [...], so handelt es sich doch dabei, rein geschäftlich angesehen, um eine in der Hauptsache schon abgeschlossene Epoche. [...] Man sucht sie an den öffentlichen Bibliotheken, aber nur ausnahmsweise noch beim Verleger.*» Mit anderen Worten: Der Verleger ist auf den Exemplaren sitzen geblieben. Und auch Döllingers treuer Knappe Johann Friedrich schreibt 1901 melancholisch: «*Man hätte [...] erwarten können, daß die ‹Akademischen Vorträge› zu einem Hausbuch der deutschen Nation oder wenigstens zu einem Lesebuch der studierenden Jugend geworden wären. Aber um sich in solche Werke zu vertiefen, dafür gebricht [...] unserm Volk [...] heute die Zeit und wohl auch der Sinn.*»

Und Döllingers übernächster Nachfolger im Amt des Akademiepräsidenten, Karl von Zittel, konnte zehn Jahre später in öffentlicher Jubiläumsrede behaupten, ein «*weiser Beschluß*» habe die Theologen aus dem Wirkungskreis der Akademie «*entrückt*» (s.o.) – als hätte es Döllinger nicht gegeben. Döllingers Andenken wurde matter, eine unmittelbar nach seinem Tod 1891/92 in der Tengstraße angebrachte Gedenkplatte verschwand, in Nymphenburg gibt es eine Döllingerstraße, eingerichtet, weil deren vorhergehender Name (Paulstraße) in der Innenstadt schon existierte; sein Grab auf dem Alten Südfriedhof, wo er neben Eltern und Geschwistern ruht, blieb weitgehend unbeachtet. Der Name und die Leistung Döllingers traten zurück, als Papst Pius X. (1835–1914) den sogenannten Modernismus bekämpfte und den Antimodernisteneid einforderte, den letztlich erst das 2. Vatikanische Konzil obsolet machte. Im ökumenischen Gespräch wurde Döllinger wieder

aktuell, und es stellt ein Ereignis dar, dass die «amtskirchliche» katholische Fakultät der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität 1999 seinen 200. Geburtstag, fast 130 Jahre nach dem Kirchenausschluss, mit Billigung und sogar Zuspruch des Erzbischofs von München und Freising feierte. Zwar ist die Exkommunikation nicht aufgehoben, aber Ignaz Döllinger wurde heimgeholt.



Ferdinand Gregorovius (1821–1891)

Ewiges Rom: Stadtgeschichte als Weltgeschichte

Arnold Esch

Ferdinand Gregorovius ist der Geschichtsschreiber des mittelalterlichen Rom. Doch war dieser Weg nicht vorgezeichnet. Aus protestantischer Theologen- und Juristenfamilie 1821 im ostpreußischen Neidenburg (heute Nidzica) geboren, studierte er an der Universität Königsberg Theologie und Philosophie (1843 Dissertation über Plotins Ästhetik) und lebte dann über Jahre von Privatschulunterricht und journalistischer Tätigkeit für die demokratische «Königsberger Neue Zeitung». Aus seinen liberalen Neigungen und seiner Anteilnahme für den Freiheitskampf der Polen erwuchsen erste Gelegenheitsschriften. «Goethe's Wilhelm Meister in seinen socialistischen Elementen entwickelt» (1849) zeigt bereits seine Anlage zu origineller Fragestellung, das Studium Dantes führte ihn in die Welt Italiens, eine Schrift über Kaiser Hadrian (1851) erstmals in die Geschichte Roms.[1]

1852 wagt er, Versuch einer Selbstfindung aus der Resignation produktiver, aber planloser Jugendjahre, kühn und noch ziellos den Schritt nach Italien. Wanderungen durch Korsika, die er in der angesehenen «Augsburger Allgemeinen Zeitung» beschreibt, geben ihm unverhofft «*festen Boden unter die Füße*» und ersten publizistischen Erfolg. Im gleichen Jahr betritt er, noch ohne große Absichten, ein erstes Mal Rom. Hier fasst er, der sich mit Artikeln für verschiedene (auch englische) Blätter über Wasser hält, 1854 den verwegenen Plan, die Geschichte Roms im Mittelalter zu schreiben: ein Werk, das er, anfangs in dürftigen Verhältnissen lebend und immer wieder an seinen Kräften verzweifelnd («*die Geschichte der Stadt Rom steht in meinen Nächten über mir wie ein fernes Gestirn*»[2]), in unablässigem Ringen mit unendlichem Stoff nach 15 Jahren (1856–1871) in acht Bänden tatsächlich zu Ende bringt.[3]

Die Aufgabe war groß, denn eine Geschichte der Stadt Rom ist nicht Stadtgeschichte, sondern Weltgeschichte. Im Bewusstsein, dass Rom, im Unterschied zu anderen Städten, einen «*Weltbezug*» habe, ein «*Weltwesen*» sei, bezog Gregorovius neben den stadtrömischen Ereignissen und der Papstgeschichte immer auch große europäische Geschichte mit ein – und das hat ihn, in Proportionierung wie in Beherrschung des Stoffes, nicht selten überfordert. Grundidee war, in Fortsetzung von Edward Gibbons «History of the Decline and Fall of the Roman Empire» aus den Jahren 1772 bis 1788 darzustellen, wie Rom, nachdem es als Haupt eines Weltreichs gestürzt worden war, sich in völlig neuen Zusammenhängen abermals zum Haupt einer Welt erheben konnte: zum Haupt der Weltkirche. Aber die ihm eigene Weise, in der historischen Darstellung Anschauung und Reflexion miteinander zu verbinden, trug ihn weit über die Ereignisgeschichte hinaus: denn der Blick auf Rom mache einen «*mehr zum Philosophen als hundert Winterabende hinter dem Aristoteles*».[4]

Intensive Bibliotheks- und Archivrecherchen erschlossen ihm, neben den bekannten großen Quellenwerken, auch ungedruckte archivalische Quellen. Dabei kam seinem Werk zugute, dass er früh schon Umgang mit der hohen römischen Gesellschaft und somit Zutritt zu den Archiven von Colonna, Orsini, Caetani und anderen Adelsfamilien hatte. Verschlossen blieb ihm freilich, wie Leopold Ranke für seine Papstgeschichte, das erst 1880 geöffnete Vatikanische Archiv.

Aus all dem entstand ein reiches historisches Gemälde, in dem minutiöse Schilderung von Ereignisabläufen abwechselt mit großen impressionistisch wirkenden Zustandsbildern, die Gregorovius' unvergleichliche Kenntnis der römischen Topographie und seinen intuitiven Sinn für das atmosphärische Detail aufs schönste hervortreten lassen. Leser und Kritiker erkannten darin mehr die Darstellungskraft des Generalisten als die Forschungsleistung des Spezialisten, der Gregorovius jedenfalls auch war. Vor allem in den stadtrömischen Partien des Spätmittelalters erweist er sich als selbständiger, den Quellenbestand erweiternder und kritisch auswertender Historiker, darin besser als die meisten seiner Zeitgenossen und manche seiner Nachfolger. Zwar hat seine Erfassung historischer Wirklichkeit ihre Mängel (so fehlen die wirtschaftsgeschicht-

lichen Aspekte), geht in anderem aber weit über das damals Übliche hinaus: Da er «*das gesamthafte Leben der Stadt*» in den Blick nehmen wollte (bei Ranke fehle ihm das Volk, bemängelte er an dessen politischer Geschichtsschreibung), erfasste er ohne Aufhebens bereits vieles, was als «Alltagsgeschichte», «microhistory», «longue durée», «demography», «topographie réligieuse» später eine eigene methodische Etikettierung erhielt. Das war «Culturgeschichte» in seinem Sinne. Wie quellenkritische Arbeit und gestaltende Darstellung zueinander stehen, darüber hat er nicht weniger reflektiert als andere Historiker damals, aber die Prioritäten anders gesetzt: «*der wissenschaftliche Stoff hat für mich nur Bedeutung als Material für die gestaltende Idee*».[5]

Seine absichtsvolle Kunst der Darstellung, deren Suggestion auch Kritiker empfanden, hat verschiedene Ingredienzien: sein Gefühl für Auswahl und Arrangement der verfügbaren Quellen; seine Meisterschaft im Gruppieren der Stoffmassen um bestimmte Leitgedanken; der elegische Ton, der sich aus der (erlittenen und genossenen) Spannung zwischen erhabener Rom-Idee und schäbiger römischer Wirklichkeit ergab; seine Neigung, durch fortwährende Rück- und Vorschau – auch auf die eigene Gegenwart – alles zu großer historisch-philosophischer Einsicht zu verweben. Dabei werden ohne jede Urteilsscheu Bezüge und Analogien hergestellt, und gerade das mag ein auf Personalisierung historischer Probleme und auf leicht fassliche Sortierung der Stofffülle erpichtes breiteres Publikum angesprochen haben. Hier treten Züge hervor, die irritieren können: moralisierendes Raisonnement, das überall Unerhörtes sieht («*Nie ward frecher …*»; «*Nie zuvor …*»); der wissende Blick über alle Epochen hinweg, der in großer Geste Gestalten und Episoden zusammenrückt; das Platzanweisen und Zensurengeben, das in seiner Emphase manchmal schwer erträglich ist.

Der – damals wie heute – bisweilen geäußerten Meinung, die «Geschichte der Stadt Rom» sei voll dichterischer Freiheiten und nicht eben wissenschaftliche Geschichtsschreibung, der Autor eher ein Dilettant als ein Fachhistoriker, ist entgegenzuhalten, dass Gregorovius mit seinem Theologiestudium und seiner philosophischen Dissertation in einer Zeit, in der sich ein eigenes Fachstudium der Geschichte erst aussonderte, eine solide geisteswissenschaftliche Ausbildung besaß. Auch Ranke hatte nicht «Geschichte»

studiert. Nachteilig wirkte auch, dass er zunächst durch Zeitungsartikel hervorgetreten war, was den Eindruck erweckte, als schriebe ein Feuilletonist Geschichte, nicht ein Historiker auch Feuilletons. Dass der geradezu literarische Text der «Geschichte» auf dem massiven Sockel seriöser Recherchen aufruht, ist nicht immer zu erkennen, da Gregorovius bei weitem nicht alles belegt und vieles durch das – von ihm selbst gebilligte – Kürzen oder Weglassen der Anmerkungen in späteren Ausgaben unkenntlich geworden ist. Dass Episoden, die wie persönliche Ausmalung wirken (z. B. Ziegen grasend im Schutt der Engelsburg, Schweine verkauft auf dem Forum Romanum), in Wahrheit zeitgenössischen Texten entnommen sind, merkt nur, wer die Quellen der Zeit kennt.

Da ihm daran lag, nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Historiker zu gelten, registrierte Gregorovius durchaus, dass die Historikerzunft seinem Werk nicht alle Aufmerksamkeit schenkte. Aber es konnte ihm wenig anhaben, da die große, bald auch internationale Wirkung dem Privatgelehrten, der das Angebot einer Professur in München und in Leipzig ausgeschlagen hatte (*«Unabhängigkeit ist mein einziges Gut»*),[6] Anerkennung genug gab und hohe akademische Ehren hinzukamen: Lange vor Abschluss des Werkes schon ernannte ihn die Bayerische Akademie der Wissenschaften zu ihrem korrespondierenden Mitglied (1865, auswärtiges Mitglied 1871, ordentliches Mitglied 1875), der Vorschlag von Wilhelm Giesebrecht (1814–1889) – und der kam nun wirklich aus dem Innern der Zunft – wurde *«in der Classe einstimmig mit 10 weißen Kugeln»* angenommen.[7] Dann machte ihn die italienische Nationalakademie der «Lincei» zu ihrem socio corrispondente straniero (1876, straniero 1881). Bei der Abstimmung erhielt er mit 15 von 22 abgegebenen Stimmen die weitaus meisten Voten und wurde in der Kategorie «Filologia, Archeologia e Storia» als Einziger von 30 vorgeschlagenen Kandidaten (darunter Namen wie Ernst Curtius [1814–1896], Otto Benndorf [1838–1907], Alexander Conze [1831–1914] oder Alfred von Reumont [1808–1887]) gewählt. Er war in guter Gesellschaft: Damals wurden auch Ranke, Theodor Mommsen und Adolphe Thiers (als soci stranieri) aufgenommen.[8]

Andere Akademien folgten. Ernst Bernheims «Lehrbuch der historischen Methode» (1894) bezeichnete die «Geschichte» dann als *«ein Muster gelungener Vereinigung strengwissenschaftlich*

und ästhetisch anziehender Darstellung».[9] Doch ließ eine neue, vom Positivismus geprägte Historikergeneration, die ganz auf Faktenstudium und Urkundensammeln ausgerichtet war und an der Geschichte nicht mehr zum Philosophen oder zum Schriftsteller werden wollte, solch idealistisch auffassende, freskenhafte Darstellung bald nicht mehr gelten, wird sich an tausend Jahre römischer Geschichte aber auch nicht mehr wagen.

Dass er mit dem Abschluss seiner Geschichte Roms zugleich das Ende des päpstlichen Rom erlebte, versetzte ihn, in banger Anteilnahme an den damals sich dramatisch beschleunigenden Entwicklungen in seinem Vaterland und in seiner Wahlheimat Italien, in eine welthistorische Stimmung, die im Tagebuch geradezu zum Wettlauf zwischen Niederschreiben und Erfahren von Geschichte wird. Nicht immer gerecht gegenüber dem Papsttum seiner Zeit, nahm er es doch, aus tiefem Respekt vor seiner Geschichtsmächtigkeit, gegen unangemessene Kritik in Schutz («*Rom ist ein Weltknoten; es läßt sich durch protestantische Kritik nicht auffasern*») und empörte sich über das Voyeurtum von Touristen, «*welche aus den Fenstern ihres Hotels den Fall Trojas und des Priamus ansehen wollen*».[10]

Doch konnte er, der protestantische 1848er und leidenschaftliche Gegner der weltlichen Gewalt des Papsttums, unmöglich eine die kirchliche Seite befriedigende Darstellung bieten. So wurde die «Geschichte» bei Erscheinen der italienischen Fassung 1874 auf den Index gesetzt, da Gregorovius (wie das jetzt zugängliche Gutachten des Konsultors Giuseppe Maria Granniello ausführt)[11] das Papsttum als historische – nämlich menschliche statt von Gott eingesetzte – Institution verkenne und viele Papstgestalten falsch zeichne. Das liberale Italien hingegen, an dessen jüngsten Geschicken er freundschaftlicher Anteil genommen hatte als die meisten Deutschrömer («*Alle hiesigen Deutschen sind fanatisch für Österreichs Sache*», während er «*die Unabhängigkeit Italiens als ein heiliges Nationalrecht*» ansah), vergalt ihm die «Geschichte», deren Übersetzung von der Kommune Rom finanziert wurde, 1876 mit der römischen Ehrenbürgerwürde.[12] Dass er, bei aller Kritik, den Italienern gerecht zu werden versuche, wurde allgemein empfunden: «*con solidarietà e comprensione seppe rendere giustizia agli italiani della storia e del suo tempo*», wie es die Tafel an seiner

römischen Wohnung Via Gregoriana 13 sagt. Denn sein Italien war nicht ein ideales Italien, sondern das Italien der Italiener, und seine Italiener nie die Italiener nur der Geschichte, sondern die Italiener auch seiner Gegenwart.

Das andere Vorhaben, das ihn in seinen römischen Jahren begleitete, früher noch und länger als die Geschichte Roms (und zeitloser bleiben wird als jene), waren die – aus Artikelfolgen für die «Augsburger Allgemeine Zeitung» entstandenen (aber nicht bei Cotta, sondern bei Brockhaus verlegten) – «Wanderjahre in Italien»,[13] die das deutsche Italienbild nachhaltig prägen sollten wie nur Goethes «Italienische Reise». Gleich die ersten Stücke von 1853/54 gehören zu den schönsten und zeigen, wie tief schon der junge Gregorovius in italienisches Leben eintauchte. Stadtbilder, Monumente und Pflanzenwelt, aber vor allem Szenen menschlichen Verhaltens; Festzüge und Gewerbe auch kleiner Bergdörfer, Begegnungen mit Menschen, denen, auch den einfachen, anteilnehmend ein Gesicht gegeben wird (der kränkliche, in Altertümern dilettierende Apotheker hinter seinem süditalienischen Ladentisch; das Mädchen vom Liri, das ihm sein Gepäck trägt; die Juden im römischen Ghetto): All das wird in diesen Reiseskizzen zwischen Ravenna und Sizilien lebhaft und verständnisvoll dargestellt, das Erleben des Augenblicks verbunden mit dem Blick über das natürliche und historische Relief der Landschaft.

Dabei wird, anders als wenn wir heute beim Photographieren einer Landschaft Elektromasten möglichst nicht ins Bild bringen, das Moderne nicht zum Vorteil des Idyllischen unterdrückt: «*Idyllen vom lateinischen Ufer*» mit Dampfschiff, römischer Aquädukt mit Lokomotive. Das Dickicht des Buschwaldes von Astura, die grandiose Trümmerwelt von Selinunt (oder beides ineinander: die von Vegetation überzogenen Ruinen von Ninfa, dem «*Pompeji des Mittelalters*» – auch für die besondere Ruinenflora des Kolosseums oder der Akropolis muss man eben einen Blick haben) wird dem Leser vor Augen gestellt in Schilderungen, die literarisch sind, ohne dass man es merkt. Was historische Landschaft ist und was sich allein beim Verfolgen einer Straße historisch wahrnehmen lässt; dass man historische Erkenntnis mit den Augen schauen, dass man im Detail ein Ganzes sehen kann, wird dem Leser, ohne große methodische Reflexion, erzählend beigebracht. In der Trocken-

legung großer Seen (wie des Fuciner Sees in den Abruzzen) sah er, wie ein Grüner *avant la lettre*, die Zerstörung der Landschaft durch «*mörderische Kapitalisten und Austrocknungsmenschen*».[14] Der letzte Band («Apulische Landschaften», 1877) kam auf den Index wegen seiner Urteile über das Ende des Kirchenstaates («*secondo l'autore, la Santa Sede non dovrà giammai riacquistare i perduti dominî*»),[15] über Wallfahrten und Klerus, die den gläubigen Leser bisweilen tatsächlich verschrecken konnten. Zeitgeschehen, wie er es in vielen seiner Zeitungsartikel kommentierte, musste denn auch Eingang in die «Wanderjahre» finden.[16]

Unter den historischen Schriften hat, letztes der in Rom geschriebenen Werke, die 1874 erschienene Monographie über Lucrezia Borgia (1480–1519), die Tochter Papst Alexanders VI., einen besonderen Rang. Dass – bei solchem Gegenstand – dem Autor gleichwohl von allen Seiten seriöse Geschichtsschreibung attestiert wurde, ist bemerkenswert. Geschrieben aufgrund eingehender Recherchen in mehreren Archiven und unter Verwendung von bislang kaum genutzten Quellengattungen wie den römischen Notarsprotokollen, nahm die mit einem starken Dokumentenanhang versehene Darstellung dem Bild der Papsttochter endlich das anrüchig Romanhafte und wurde dem Menschen Lucrezia gerecht. «*Die Tatsache, daß Rodrigo Borgia Papst gewesen ist, […] kann niemals die Ehrwürdigkeit der Kirche selbst zerstören, der in langer Zeit erhabensten Production des Menschengeistes.*»[17] Auch das ist Gregorovius. Von den sechs ins Visier der Indexkongregation geratenen Werken ist dies das einzige, das schon in seiner deutschen Originalversion begutachtet, von einem deutschen Konsultor (Michael Haringer) beurteilt – und nicht verurteilt wurde.

Wichtigste Quelle für Leben und Werk sind, neben seinen zahlreichen Briefen[18] (deren Informationsgrad je nach Adressat recht unterschiedlich ist: am anspruchvollsten die Briefe an den Staatssekretär und Freund Hermann von Thile [1812–1889]), seine Tagebücher, von denen jetzt auch der nachrömische Teil vorliegt:[19] nüchterner als seine Schriften auch in der Beschreibung von Empfindungen, immer prägnant zu bestimmten Ereignissen und Personen, ohne Zwang der Vollständigkeit, gegebenenfalls mit hübschen Trivialitäten («*die Lokomotive trug den Namen ‹Lucrezia›*»). Selbst diese sachlichen Notizen enthalten Stellen von poetischer Stim-

mung, so beim nächtlichen Blick aus seinem Fenster in Monte Cassino: «*Die Mondnächte sind jetzt feenhaft schön – die Berge von Cervara und Rocca d'Evandro in silberne Lichtschleier gehüllt. Auf der Campagna brennen Feuer, Hunde schlagen in fernen Orten an. Dann und wann ein Nebelphantom, welches plötzlich wie ein Vorhang zehn Schritte an meinem Fenster vorüberzieht.*»[20]

1874 verließ Gregorovius Rom und zog, damals 53-jährig, zu seinen Geschwistern nach München. Die Stadt war ihm von früheren Aufenthalten vertraut, aus vorausgegangenen Begegnungen mit Ignaz Döllinger (1799–1890) (der über die Papstkirche kritischer denke als er in seiner «Geschichte Roms»), dem Maler Wilhelm Kaulbach (1805–1874), dem Kunstsammler Adolf Friedrich Schack (1815–1894), den Historikern (und Akademiemitgliedern) Georg Gottfried Gervinus (1805–1871), Wilhelm Giesebrecht und Wilhelm Wattenbach (1819–1897). Und mit Leopold Ranke 1871: «*bei 76 Jahren noch sehr frisch und munter, fast wie ein Lebemann. Ein geistreiches Lächeln belebt seine Züge. Er imponiert nicht, aber er interessiert sehr. Ranke ist einer der interessantesten Menschen die ich sah. So mag ungefähr Thiers aussehen, für dessen jüngeren Bruder ich ihn halten würde. Ich war bei Giesebrecht zu Tisch mit ihm, und da war auch Döllinger, stumm und in sich gekehrt, während Ranke von witziger Rede sprudelte.*»[21]

Freundliche Begegnungen von Niveau also, und er selbst bereits Mitglied der Akademie. Aber für ihn, der lange Jahre in italienischer Gesellschaft gelebt hatte, war das nicht alles: «*Es gibt hier viele bedeutende Menschen, aber die Gesellschaft ist zerstückt, ohne Stil, ohne Schwung und ohne Weltbezug.*»[22] Nun auf Dauer in München lebend, empfindet er den Grad der Entfremdung. Deutschland ist ihm immer Vaterland, gewiss, der Anblick eines deutschen Obstgartens oder ersten Schnees bezaubert ihn aufs Neue. Aber «*all dies nordische Wesen [...] war mir fremd geworden und dünkte mir barbarisch im Vergleich mit den Formen der lateinischen Welt*»: der Alltag ohne Glanz (in Italien «*geht doch immer eine Festtagsstimmung durch das Leben*»), der Himmel trübe («*alles grau und lumpig*»), der Monarch wenig eindrucksvoll (Ludwig II. «*ein Gemisch von Lohengrin und Caligula*»).[23]

Von Rom konnte er nicht lassen. Jahr um Jahr verbrachte er die Frühlingsmonate in der Ewigen Stadt, anfangs mit Sorge, wie sich

das gegenseitige Verhältnis nun gestalten werde. Er erkennt das Rom nicht wieder, das er eben noch beschrieben hatte, ist entsetzt über die rücksichtslose Umgestaltung zur Hauptstadt des neuen Italien, *«all diesem Herumzerren an Rom»*: die hastige Modernisierung mit ihrer gefühllosen Freilegung römischer Monumente aus ihrem nachantiken Kontext, der brutalen Tiberregulierung, dem Einfräsen breiter Straßenschneisen in die mittelalterliche Siedlungsdichte und anderen urbanistischen Eingriffen. Dabei kamen ihm tiefe Zweifel, ob Rom mit dieser neuen Rolle überhaupt auszufüllen und nicht auch künftig zu Größerem bestimmt sei: *«Bis es eines Tags, nach Jahrhunderten, wieder der Sitz der Völker sein wird, wenn das Papsttum nicht mehr besteht, sondern seine Stelle der Präsident der europäischen Staatenunion einnimmt»*, Rom *«Hauptstadt der Vereinigten Staaten Europas»* sein werde.[24]

Es sind die Menschen, die ihn Rom wiederfinden lassen, als sei er nie fortgewesen. Er nimmt den vertrauten Umgang sogleich wieder auf: mit den deutschen Freunden (besonders dem Maler Karl Lindemann Frommel [1819–1891], dem Botschaftsarzt Wolfgang Erhardt), den Gelehrten im Archäologischen Institut (er begegnete auch Mommsen, aber sie mochten einander nicht), Diplomaten und hohen Romtouristen; aber vor allem mit der italienischen Gesellschaft, zu der er früh Zugang gefunden hatte bis in die ältesten Adelshäuser. Fast täglich macht er Besuche, ist zu Gesellschaften und Diners geladen – um dann immer wieder in die Einsamkeit italienischer Landstädte zu fliehen, wie er sie in seinen «Wanderjahren» beschrieben hatte. Denn der Geschichtsschreiber Roms und Ehrenbürger der Stadt wird jetzt auch vom Bürgermeister aufs Kapitol, vom König in den Quirinal gebeten und neben Minister platziert.

Er arbeitete auch wieder in Archiven und Bibliotheken (die Aufhebung der Klöster nach Ende der päpstlichen Herrschaft erlaubte neue archivalische Ausbeute) und war erfreut, dass sich die alten Kustoden nicht durch die vatikanische Verdammung seiner «Geschichte» ihm gegenüber in Verlegenheit bringen ließen, denn *«von der Verpflichtung, […] der Gendarm einer Regierungsmaßregel zu sein, wissen [Italiener] nichts»*.[25] Gelegentliche Kritik von italienischer Seite registrierte er freilich doppelt empfindlich.

Dabei trat er, mehr als man das bei einem solchen Mann erwarten sollte, mit Appellen und konkreten Vorschlägen an die Öffentlichkeit. Seine Ideen zur Organisierung römischer historischer Forschung (Gründung einer «Commissione di storia patria», einer Zeitschrift «Archivio storico romano», einer Reihe «Scriptores Historiae Urbis Romae») waren nicht so originell, dass man sie als die seinen aufgegriffen hätte. Seine gute Kenntnis der Archive, deren entlegene und unzugängliche er sich durch kollegialen Umgang mit den Lokalhistorikern zu erschließen verstand, veranlasste das junge italienische Unterrichtsministerium, ihn um Vorschläge für die Neuordnung des Archivwesens anzugehen; über das neue römische Staatsarchiv schrieb er den ersten – und lange Zeit einzigen – Bericht. Die Zerstörung des mittelalterlichen Stadtbildes verurteilte er in einem offenen Brief und schlug vor, das Zerstörte wenigstens zu dokumentieren, angeregt durch die noch heute viel verkauften Aquarelle von Ettore Roesler Franz (1845–1907).[26]

Dass er 1878 im Abstand weniger Wochen den Tod des ersten italienischen Königs (auf die Nachricht brach er sogleich nach Rom auf) und den Tod des letzten «Papa Re», Pius' IX., erlebte und wie er den letzten Herrscher des Kirchenstaates nun vor Berninis Statue der Markgräfin Mathilde von Canossa aufgebahrt sah, versetzte ihn in eine jener welthistorischen Stimmungen, wie sie ihn oft überkamen und zu Prophezeiungen verführten. Darin erwies er sich nicht weitsichtiger als andere. Er, der Papsthistoriker, unterschätzte die anhaltende Lebenskraft der Papstkirche: «*Sie wird noch Jahrhunderte als eine starrende Ruine, ein moralisches Kolosseum, fortbestehen können, aber alle Lebenskraft und jeder zukunftzeugende Gedanke liegen jetzt weit außer der Kirche. Sie kann die Freiheit nicht in sich aufnehmen, ohne zu zerfallen*»[27] (ähnlich düster auch über den Protestantismus) und überschätzte die Behauptungsfähigkeit des Deutschen Reiches, dessen Entstehung aus dem Deutsch-Französischen Krieg ihn zeitweilig zu wilder Euphorie erregte: «*das Blut Konradins ist gerochen für alle Zeit*»,[28] und ähnliche Tiraden in seinen damaligen Zeitungsartikeln. Doch beruhigte er sich bald wieder, mit Franzosen hatte er eher gute Begegnungen, und jeder Militarismus lag ihm fern: Er setzte seine Hoffnung auf Friedrich III., der Preußen und Deutschland «*un indirizzo più civile*»[29] gegeben haben würde.

Das anfängliche Einverständnis zwischen den beiden jungen Nationalstaaten erfüllte ihn mit tiefer Befriedigung. Dass es sich bald eintrübte, lag nicht an seiner Generation. Dass große Teile des Kapitols im Besitz des Reiches waren, beobachtete er, wie Bismarcks Germanisierung des Archäologischen Instituts, mit gemischten Gefühlen. Auf dem deutsch-italienischen Verhältnis sah er den Schatten Frankreichs, und er gab sich nicht der Illusion hin, die Deutschen würden im Herzen der Italiener (*«sie achten uns jetzt, aber sie lieben uns nicht»*[30]; die bekannte Umkehrung *«und die Deutschen lieben die Italiener, aber sie achten sie nicht»* gibt es bei Gregorovius nicht) je den Platz der lateinischen Brüder, der Franzosen, einnehmen können. Er sprach das, mit eindringlichen Worten über die Wesensverschiedenheit, in einem Zeitungsartikel (dann «Andria» in den «Wanderjahren») so offen an, dass er den Artikel, da *«etwas scharf»*, lieber noch einmal zurückforderte, um die Stelle zu mildern. Bei allem augenblicklichen Einverständnis *«kann doch eine Zeit kommen, wo [Italien] ein viel wärmer und national empfundenes Bündnis mit Frankreich schließt»*.[31] Und so wird es kommen.

Die Leere, die er nach Abschluss der «Geschichte Roms» in sich spürte, versuchte er zunächst durch Studien zum Dreißigjährigen Krieg zu füllen. Sie erbrachten in langen Jahren die materialreiche Abhandlung «Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser» (1879), aber keine Befriedigung; er brach sie endlich ab, *«angewidert von [...] der Verwilderung der deutschen Sprache in jener Epoche»*.[32] Da führt ihn, angeregt durch die Studien Jakob Philipp Fallmerayers (1790–1861), die Wiederbegegnung mit den griechischen Autoren seiner Studienzeit und der Blick auf Griechenland in Erhabeneres zurück und aus Dantes Grube der Antriebslosen (*bolgia degli accidiosi*, Inf. 7, 123) endlich heraus. Eine seit 1877 geplante Reihe von «hellenischen Stücken» wächst ihm unter der Hand zur großen Geschichte Athens im Mittelalter, eine griechische Reise, 1880 von Rom nach Athen und über Korfu zurück, gibt ihm die lebendige Anschauung Griechenlands, ohne die Geschichtsschreibung für ihn nicht denkbar war.

Denn in Athen sah er das komplementäre Gegenbild zu Rom, als entsprächen sie einander wie Gedanke und Tat. Er sah diese Städte, diese «Weltwesen» (Rom, Athen, Jerusalem, auch Paris

nach dem Besuch 1878), unter ihrer «Idee». Nur dass er es bei den «Ideen» nicht beließ, sondern ihnen Gestalt gab, ihre historische Gestalt. So wurde seine «Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter» (1889) zu einem zweiten monumentalen – und anerkannten – Werk, in das mehrere in den Sitzungsberichten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften veröffentlichte Studien eingingen. Doch war das mittelalterliche Athen eine abgelegene, völlig passive, fremdbeherrschte Stadt, an der nichts Großes war: Sie zu beschreiben aber reizten schon die seltsame Szenerie (*«abendländisches Rittertum auf dem classischen Boden Griechenlands»*,[33] wie Faust bei Helena) und Gregorovius' Neigung zu elegischer Darstellung von Zerfall und Geschichtslosigkeit, worein er auch archäologische Literatur verständig verarbeitete. Was dabei herauskam, musste eher ein Kontrastbild als eine Entsprechung zu Rom sein. Da die Geschichte Athens im Spätmittelalter im Wesentlichen eine Geschichte der westlichen, «fränkischen» Herrschaft ist, konnte er die fehlende griechische Überlieferung durch archivalische Quellen in Venedig, Florenz, Neapel, Palermo ersetzen, erzählende Quellen in französischen, spanischen, italienischen Chroniken finden. 1882 brach er kühn in den Orient (Ägypten, Jerusalem, Syrien, Konstantinopel, Athen) zu neuen Ländern und neuen Themen auf. Sein Vorhaben, mit Jerusalem einen weiteren Weltplatz darzustellen, kam über Vorarbeiten nicht mehr hinaus.

An den Sitzungen der Akademie nahm er, 1875 nun auch zum ordentlichen Mitglied ernannt, mit eigenen Beiträgen teil:[34] über die historischen Studien im alten Kalabrien, über einen Augenzeugenbericht vom «Sacco di Roma», im Dezember 1878 über Urban VIII.: *«Daß er Eindruck machte, bewies die unerhörte Tatsache, daß weder der Präsident Döllinger noch irgendein andres Mitglied der Klasse schlief»*[35] – so hielt er diesen Vortrag fünf Monate später auch vor der Accademia dei Lincei in Rom. Weitere Beiträge folgten bis kurz vor seinem Tode. Von diesen Abhandlungen wird man auch aus heutiger Sicht sagen dürfen, dass sie, noch in ihren kleinen Ausschnitten, Wesentliches zum Thema machen und dazu Neues bringen: das (bis dahin kaum benutzte) Archiv der Kapitolinischen Notare; die «Mirabilien» (phantasievolle Benennungen antiker Baureste) von Athen[36] u. a. Das war es, was er der Akademie geben konnte – die ihm von der Historischen Kommission bei der Akade-

mie angetragene redaktionelle Leitung der «Allgemeinen Deutschen Biographie« (zu der er «Otto III.» beitrug) mochte er hingegen, im Blick auf seine zahlreichen Vorhaben, nicht übernehmen.

An den Sitzungen der Accademia dei Lincei nahm Gregorovius teil, sooft er in Rom war. Weitere Aufnahmen in italienische Akademien und gelehrte Gesellschaften folgten (Turin, Bergamo, Venedig, Modena). Denn seine Bekanntheit wuchs, selbst draußen in der Provinz war sein Name inzwischen bekannt, wie er bei mehreren Gelegenheiten erstaunt feststellte. Damals wurde *«die Verherrlichung deutscher Wissenschaft Mode»*,[37] und sein Name trug dazu bei – ja man wird sagen dürfen, dass Gregorovius heute, neben Mommsen, in Italien der bekannteste deutsche Historiker ist. Seine internationale Breitenwirkung, auch außerhalb Italiens, war enorm: Von seiner «Geschichte Roms» gab es einen russischen Raubdruck, sein «Korfu» wurde zur Prämie in dortigen Volksschulen. Mit seinen italienischen Bekannten hielt er auch von München aus Verbindung, verwies auf ihre Publikationen, schrieb ihnen Nachrufe, machte Vorschläge zur Aufnahme in die Akademie.[38]

Unter seinen zahlreichen weiteren Themen befriedigte ihn vor allem die Beschäftigung mit den Brüdern Humboldt, selten habe er bei einer Publikation *«eine so ganz reine, selbstlose Empfindung gehabt als bei dieser»*. In ihnen sah er die Einheit von Bildung, Wissenschaft, Leben verkörpert vor der dann *«notwendigen Arbeitsteilung»* in Spezialfächer und der unter den Deutschen – nicht den Italienern – verbreiteten Unart, in den humanistischen Studien *«nur Fächer stofflichen Wissens»* zu sehen.[39]

Viel Arbeitskraft verwendete er, in Hingabe an sein Werk, regelmäßig auf die Neuauflagen, die alle seine Arbeiten erlebten, teilweise in dichter Folge, und die im Tagebuch, wie die Übersetzungen, pünktlich notiert wurden. Bis zuletzt war er rastlos produktiv auch in seinen langen Sommeraufenthalten (meist Traunstein), noch 1889 machte er eine Reise nun auch in den Norden (Hansestädte, Kopenhagen, Berlin, Thüringen). Seine dichterischen Neigungen begleiteten ihn bis ins Alter (Gedichte, Dramen). Was sich davon erhalten hat, rechtfertigt seinen Entschluss, das meiste zu verbrennen.

Sein letzter Auftritt vor der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, der Festvortrag in der öffentlichen Sitzung am 15. No-

vember 1890 über das welthistorische Thema «Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte», schloss mit der Vision eines Deutschen Reiches, das nicht nach Hegemonie strebt (*«keine einzelne Nation kann mehr weder die politische Hegemonie, noch die Monarchie der Wissenschaft für sich allein beanspruchen»*) und nicht – wie Friedrich Nietzsche und Jacob Burckhardt nach 1871 fürchteten – über seiner neuen politischen Macht den idealen Geist vergesse, der, in den großen Gestalten der deutschen Klassik, in Zeiten politischer Ohnmacht die Deutschen getragen habe. Gegen die Ausartungen des Nationaltriebs wie Panslavismus und Pangermanismus setzte er, noch einmal seine kosmopolitischen Neigungen formulierend, den Weltzusammenhang der Menschheit: im 18. Jahrhundert nur gedacht, im 19. Jahrhundert endlich realisierbar – *«kein größeres Jahrhundert hat die Menschheit erlebt»*.[40] Gregorovius starb am 1. Mai 1891 in München.

Carl Maximilian von Bauernfeind (1818–1894)

Geodät und Gründungsdirektor der Technischen Hochschule München

Klaus Schnädelbach

Carl Maximilian von Bauernfeind, geboren am 28. November 1818 in Arzberg, entstammte einer weit verzweigten Familie in Franken. Einer seiner Vorfahren, Hans Pauernfeind, war im Erzbistum Salzburg ansässig, bekannte sich dort zum evangelischen Glauben und musste auswandern. Die Familie übte seit jeher das Schmiedehandwerk aus. So war auch Carls Großvater, Johann Andreas Bauernfeind (1734–1798), Huf- und Waffenschmied, und sein Vater, Johann Georg Bauernfeind (1773–1832), Schmiedemeister in Arzberg. Seine Mutter, Katharina Magdalena Lanzendörfer (1783–1840), kam aus Kulmbach. Bauernfeind hatte noch sechs Schwestern.

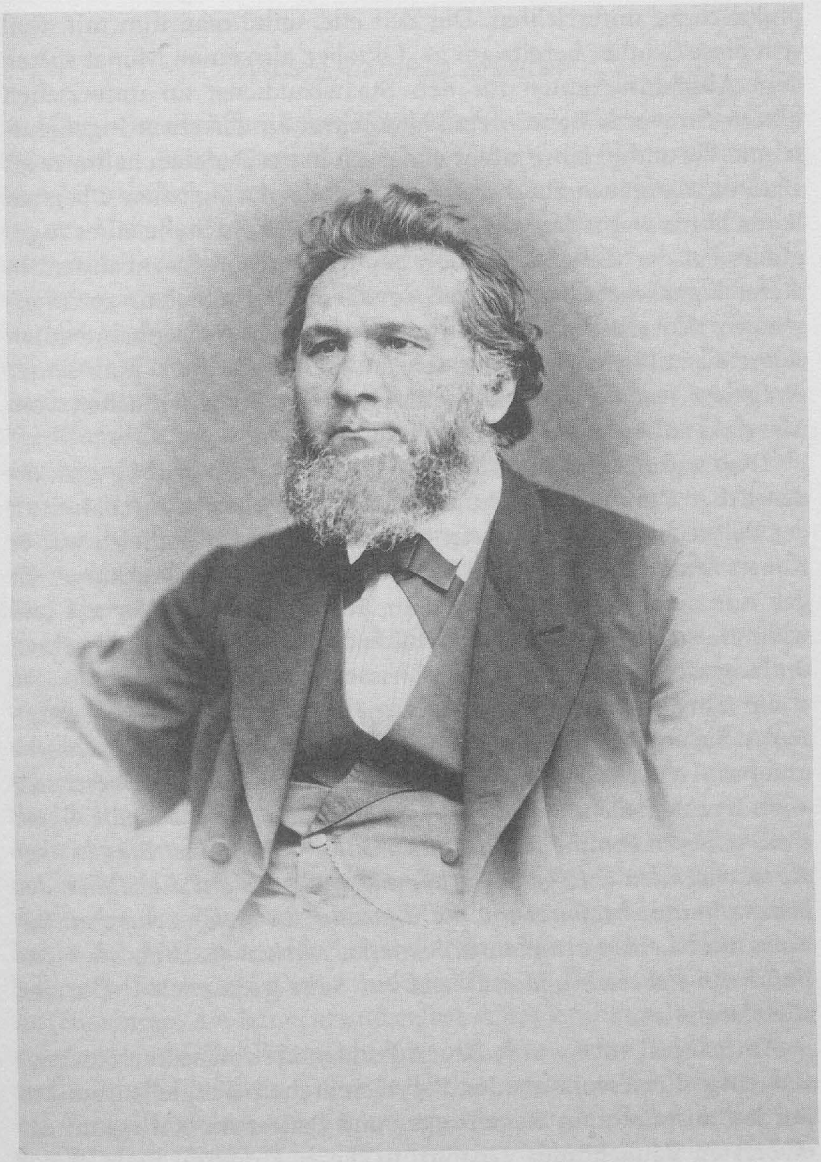
Schon während des Besuchs der Elementarschule in Arzberg erkannten die Lehrer seine große Begabung und legten den Eltern nahe, ihm eine humanistische Vorbildung geben zu lassen, die zu einem akademischen Studium berechtigte. Zunächst von Privatlehrern unterrichtet, wechselte er bald an die Landwirtschafts- und Gewerbeschule in Wunsiedel, die im November 1833 als Nachfolgerin einer «Technischen Unterrichtsanstalt» eingerichtet worden war. Das Schuljahr 1834/35 schloss er als Jahrgangsbester mit der Note «vorzüglich» in allen Fächern ab (Arithmetik, Geometrie, Technologie und Physik, Naturgeschichte und Zeichnen). Ausgestattet mit einem Stipendium von 20 Gulden der Königlichen Kreisregierung und des Landrats, mit dem erfolgreiche, bedürftige Schüler unterstützt wurden, besuchte er die Realschule in Nürnberg. Dort erwarb er die humanistische Vorbildung für das Studium. 1836 trat er an die Polytechnische Schule in Nürnberg über, um dort vor allem bei dem berühmten Physiker Georg Simon Ohm (1789–1854) Mathematik und Physik zu studieren.

Im Herbst 1838 wechselte Bauernfeind an die Universität München, um sich zum Lehrer in Mathematik und Physik ausbilden zu lassen. Von seinen Professoren nachdrücklich empfohlen, wurde er in München von Geheimrat Joseph von Utzschneider (1763–1840) unterstützt, der ihn veranlasste, sich dem technischen Beruf eines Bauingenieurs zu widmen, einem Fach, das in Bayern damals nur die Münchner Universität anbot. Seit 1833 verfügte sie über eine «Technische Hochschule», die freilich nur bis 1840 bestand. Bauernfeind widmete sich dort vor allem mathematischen, naturwissenschaftlichen und kameralistischen Studien und besuchte dann von 1840 bis 1841 den neu eingerichteten Ingenieurkurs an der «Polytechnischen Schule älterer Ordnung». Dort betrieb er das bautechnische Studium mit solchem Erfolg, dass er im Dezember 1841 bei der Obersten Baubehörde im Staatsministerium des Innern die Staatsprüfung für das Ingenieurfach mit Auszeichnung bestand.

Beruflicher Werdegang

Am 1. Januar 1842 begann Bauernfeind seine berufliche Tätigkeit bei der damaligen Königlichen Eisenbahnbaukommission in Nürnberg. Zunächst abwechselnd in den Büros der Direktoren Denis und Pauli beschäftigt, wurde er am 1. April 1842 zur Eisenbahnbausektion in Hof versetzt. Hier wurden ihm und seinem Freund Carl Culmann (1821–1881), der später Professor in Zürich wurde, die komplizierten Projektierungsarbeiten für die Ludwigs-Südnordbahn durch das Fichtelgebirge übertragen, die über die Strecke Neumarkt – Münchberg – Hof – Plauen führte. Zunächst war er hauptsächlich mit Vermessungsarbeiten beschäftigt und erstellte Karten und Pläne für die Gleisführung. Anschließend übernahm er die Bauleitung der Linie von Schwarzenbach an der Saale bis Hof. Im Mai 1845 publizierte er einen Bericht über die Staatseisenbahn von München nach Hof, deren Geschichte, Technik und Betrieb. Dieser enthält auch den Erfahrungsbericht einer Reise nach England und Frankreich, die er im Auftrag des Buchhändlers J. L. Schrag in Nürnberg unternommen hatte, um sich über den Eisenbahnbau in den beiden Ländern zu informieren.

Am 17. September 1844 war Bauernfeind nach München abberufen worden, um als Hilfslehrer an der Polytechnischen Schule



die Schüler des vierten Kurses in der Behandlung der Vermessungsinstrumente, im Nivellieren und im Auftragen von Plänen praktisch zu unterrichten. Die Zeit eile, teilte man ihm mit, weil sich diese Schüler bereits am 21. Oktober, also einen Monat später, dem Abschlussexamen für den Staatsbaudienst zu unterziehen hätten. So wurde Bauernfeind Hilfslehrer an derselben Ingenieurschule, die er drei Jahre zuvor verlassen hatte. Daneben nahm er bis 1846 die Aufgaben eines Ingenieurs an der Königlichen Obersten Baubehörde wahr; danach übertrug man ihm die Stelle eines Ingenieurs bei der Generaldirektion der Königlichen Eisenbahnen. In dieser Eigenschaft hatte er den dortigen Oberingenieur zu unterstützen, Vorarbeiten und Entwürfe für neue Eisenbahnbauten selbst auszuführen bzw. die von anderen zu prüfen. Eine seiner Aufgaben war es, den ersten Bahnhof der Stadt München vom Marsfeld näher an die Innenstadt zu verlegen.

1849 wurde er zum außerordentlichen Professor, 1851 zum ordentlichen Professor für Geodäsie und Ingenieurwissenschaften an der Polytechnischen Schule in München ernannt. Zugleich war er Konservator der technischen Sammlungen des Ingenieurkurses. Er gab nun seine Stelle als Ingenieur der Generaldirektion auf und widmete sich bis 1858 ausschließlich der Lehrtätigkeit und seinen umfangreichen literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten.

Im Jahre 1850 heiratete er die 23-jährige Pauline Merkel (1827–1911). Sie entstammte einem alten Nürnberger Patriziergeschlecht und hat – wie es Max Schmidt in Bauernfeinds Nachruf beschrieb – «*in treuer Liebe und innigem Verständnisse für das ideale Glück eines schönen Familienlebens ihren Gatten mit stolzer Freude über die wachsenden Erfolge des großen Mannes bis auf die Höhen des Lebens herauf begleitet und ist ihm auch in vielen schweren Lebens- und Leidensstunden bis zuletzt, starken Geistes, als treue Gefährtin liebreich und stützend zur Seite gestanden*».[1] Die Ehe blieb kinderlos.

Am 1. April 1858 wurde Bauernfeind, ohne von seinen Funktionen eines Professors an der Polytechnischen Schule entbunden worden zu sein, zum Regierungs- und Baurat im Kollegium der «Obersten Baubehörde» ernannt. In dieser Funktion hatte er vor allem Eisenbahn- und Brückenbauten zu prüfen und unternahm auch eine bauwissenschaftliche Reise nach Norddeutschland,

Schweden und Dänemark, um über den Zustand des dortigen Wasserbaus zu berichten.

Wissenschaftliche Arbeiten

In Nürnberg veröffentlichte Bauernfeind zwei Arbeiten über die bayerischen Staatseisenbahnen. Zuvor hatte er Untersuchungen über künstlichen hydraulischen Kalk aus Natur- und Kunstprodukten des Fichtelgebirges angestellt. Von ihm stammt auch ein rechnerisches Verfahren, mit dem die Kräfte und damit auch die Abmessungen einer eisernen Brücke ermittelt werden können. Das Verfahren wurde erfolgreich beim Bau der Großhesseloher Eisenbahnbrücke über die Isar bei München angewendet. Die von Bauernfeind hierzu verfasste Denkschrift ist allerdings nicht zur Veröffentlichung gelangt. Die Rechenmethoden machte vielmehr erst Heinrich Gottfried Gerber (1832–1912) im Jahr 1859 der Öffentlichkeit bekannt; sie sind auch heute noch mit seinem Namen verbunden. Immerhin trug Bauernfeinds Theorie der Brückengewölbe dazu bei, dass der österreichische Ingenieurverein ihn zu seinem Ehrenmitglied ernannte.

Hauptsächlich aber beschäftigte sich Bauernfeind mit Problemen des Vermessungswesens. Vor allem durch die rasante Entwicklung des Eisenbahnbaus gab es eine große Nachfrage nach neuen verbesserten Instrumenten und Messmethoden. Außerdem fehlte ein Lehrbuch der Vermessungskunde auf dem neuesten Stand der Technik. In den Jahren 1856 und 1858 erschienen Bauernfeinds zwei Bände über «Elemente der Vermessungskunde»,[2] ein mehr als 1000 Seiten umfassendes, reich bebildertes Standardwerk, das die Messinstrumente und ihren Gebrauch sowie die Lehre der Messmethoden behandelt und bis 1890 in sieben Auflagen erschienen ist. Darin finden sich auch Beschreibungen von Instrumenten, die Bauernfeind selbst erfunden hat, u. a. ein Winkelprisma und ein Prismenkreuz, mit dem rechte Winkel abgesteckt werden können – eine Methode, die bis in die jüngste Zeit bei Grundstücksmessungen angewendet wurde. Bauernfeind hat verschiedene Typen dieser Prismen entwickelt und bauen lassen. Mit einem dieser Prismen sind sogar Entfernungen zu unzugänglichen Punkten messbar.

Beschrieben sind in seinem Buch auch so genannte Planimeter, Instrumente, mit denen der Flächeninhalt einer Figur auf einer Karte mechanisch durch Umfahren der Begrenzungslinie bestimmt werden kann. Bauernfeind hatte die verschiedensten Versuche mit diesen Instrumenten angestellt und wurde mit den Ergebnissen und der zugrunde liegenden Theorie im Jahre 1853 an der Philosophischen Fakultät der Universität Erlangen zum Doktor der Philosophie promoviert.

Seine wissenschaftliche Tätigkeit berührte weiter das Gebiet der Höhenmessung, d.h. die Bestimmung von Höhenunterschieden zwischen zwei Punkten auf der Erdoberfläche. Hier ließ sich die Tatsache nutzen, dass sich der Luftdruck mit zunehmender Höhe verringert. Es war dadurch möglich, den Luftdruck an zwei Punkten mit Barometern zu messen und aus der Differenz den Höhenunterschied zwischen diesen beiden Punkten zu bestimmen. Anfang des 19. Jahrhunderts wurden dazu einfache Federbarometer konstruiert, die sehr leicht zu transportieren waren. Viele Einflüsse sind zu berücksichtigen, um die Abhängigkeit des Luftdrucks von der Höhe genau angeben zu können: Die Temperatur und die Feuchtigkeit der Luft, ihr Gehalt an Kohlensäure und der Einfluss der Schwerkraft spielen eine Rolle. Bauernfeind unternahm dazu im August 1857 umfangreiche Versuche. Mit zehn Studierenden führte er Dauermessungen auf dem Hohen Miesing in den bayerischen Alpen durch. Aus dem Vergleich mit besser bestimmten Höhenunterschieden leitete er Regeln für gute Barometermessungen und einfache mathematische Formeln zwischen Luftdruck und Höhe ab. Damit hatte er, wie sein Kollege Robert Helmert (1843–1917) schreibt, «*epochemachende Untersuchungen über das barometrische Höhenmeßverfahren*» ausgeführt.[3]

Der Höhenunterschied zwischen zwei Punkten lässt sich auch aus dem Neigungswinkel und der Länge der Verbindungslinie ermitteln. Die Neigung wird mithilfe eines Winkelmessgeräts gemessen. Leider darf nicht davon ausgegangen werden, dass der Zielstrahl geradlinig verläuft. Er verwandelt sich vielmehr durch die unterschiedliche Dichte der durchlaufenen Luftschichten in eine gegen die Erde konkave Kurve. Damit die Höhenübertragung richtig gelingt, muss der Winkel zwischen der Lichtkurve und der geradlinigen Verbindung zwischen den Punkten bekannt sein. Um

diesen Winkel zu finden, bedarf es einer Theorie über den Aufbau der Atmosphäre, die im Übrigen auch für die barometrische Höhenmessung angewendet werden kann. Dazu veranlasste Bauernfeind wiederum ausgedehnte Dauermessungen. Sie zogen sich im oberfränkischen Raum zwischen dem Kapellenberg und dem Döbenberg wochenlang hin. Aus den Ergebnissen konnte er schließlich einen geschlossenen analytischen Ausdruck für die Gleichung der Lichtkurve gewinnen. Ebenso ergaben sich wichtige Erkenntnisse über den Einfluss der Wärmestrahlung des Erdbodens auf die Größe der Strahlenbrechung sowie Hinweise auf Tageszeiten, zu denen diese Messungen am besten auszuführen sind. Im Übrigen ist diese Materie auch heute noch komplex und beschränkt das Höhenübertragungsverfahren auf kürzere Distanzen.

Wie Bauernfeind in seinem Lebenslauf ausführt, hat er «*außer diesen Druckschriften auch viele größere wissenschaftliche Berichte und technische Gutachten geliefert, welche nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren und deshalb in den Akten von Ministerien und Kreisregierungen, Gerichts- und Verwaltungsbehörden, Magistraten und Fabrikanten ruhen*».[4] Als ausgewiesener Fachmann auf dem Gebiet der Messtechnik und -instrumente war er 1880 auch Mitbegründer der «Zeitschrift für Instrumentenkunde» und bis 1893 Mitherausgeber dieses sehr angesehenen Fachblattes.

Technische Hochschule München

Seit 1857 war Bauernfeind zunehmend in die Reorganisation der technischen Ausbildung eingebunden. Es galt, Vorschläge und Pläne für eine Umgestaltung der seit 1833 bestehenden bayerischen technischen Lehranstalten auszuarbeiten, welche 30 Gewerbeschulen und die drei Polytechnischen Schulen in Augsburg, München und Nürnberg umfassten. Außerdem sollte eine einzige Technische Hochschule errichtet werden, gleichrangig mit den bestehenden Universitäten und wie diese in Fakultäten gegliedert. Bauernfeind war von 1857 bis 1867 Mitglied der verschiedensten Kommissionen, in denen meist, wie er selbst schreibt, die betreffenden Staatsminister bzw. die Ministerialdirektoren, also die Chefs der Ministerien, den Vorsitz führten. Die Geschichte dieser Kom-

missionen ist ein getreues Abbild der Schwierigkeiten, die zu überwinden waren. Schließlich konnte 1868 die Polytechnische Schule in München zu einer Technischen Hochschule umgestaltet werden. Bauernfeind wurde zum ordentlichen Professor für Geodäsie und Ingenieurwissenschaft berufen. Gleichzeitig übte er von 1868 bis 1874 und später noch einmal von 1880 bis 1889, also im Ganzen 15 Jahre, das Amt des Hochschuldirektors aus.

Die Technische Hochschule gliederte sich in fünf Abteilungen. Neben einer allgemeinen Abteilung, in der Mathematik und Physik gelehrt wurden, gab es eine Ingenieurabteilung für die Ausbildung der Bauingenieure, eine Hochbauabteilung für die Architekten, eine mechanisch-technische Abteilung für die Maschinenbauingenieure und eine chemisch-technische Abteilung. Später, 1872, kam noch eine Landwirtschaftliche Zentralversuchsanstalt dazu, die Urzelle des heutigen Wissenschaftszentrums für Ernährung, Landnutzung und Umwelt in Weihenstephan. Bauernfeind erhielt vom Staatsminister alle Vollmachten, die Organisationsplanung in die Wirklichkeit umzusetzen, insbesondere auch Vorschläge für die zu berufenden Professoren zu erstellen. Auf seine Bitte, «*diese für das Gedeihen der Anstalt entscheidenden und daher mit großer Verantwortlichkeit verbundenen Vorschläge einer mindestens aus drei Professoren gebildeten Kommission übertragen zu wollen*»,[5] ging der Minister nicht ein. Bauernfeind erhielt vielmehr den Auftrag und die Vollmacht, die für die Besetzung der Lehrstühle erforderlichen Verhandlungen selbst zu führen und, soweit es ihm hierzu nötig erschiene, die Universitäten und polytechnischen Schulen Deutschlands und der Schweiz zu besuchen. Viele der damals berufenen Professoren genießen auch heute noch ein hohes Ansehen in der Wissenschaft.

Bei der Wahl des Ortes für den Sitz der Hochschule entschied sich das Ministerium für München, obwohl im Landtag einige Abgeordnete auch für Nürnberg plädiert hatten. Ausschlaggebend für die Entscheidung war, dass sich in München die Universität sowie die größten Sammlungen und Bibliotheken des Landes befanden. Für den Neubau wurde ein Bauplatz an der Arcisstraße ausgewählt. Die Grundsteinlegung fand 1866 statt. Nach zwei Jahren war der Bau nach den Plänen von Gottfried Neureuther (1811–1887) so weit fertiggestellt, dass im November 1868 die ersten Vorlesungen

stattfinden konnten. Bauernfeind hielt zur Einweihung eine viel beachtete Rede «Über den Einfluß der exakten Wissenschaften auf die allgemeine Bildung und die technischen Fachstudien insbesondere». Die Hochschule erfreute sich steigender Beliebtheit, die Zahl der Studenten pendelte sich auf etwa 1000 ein, wobei, wie Bauernfeind schreibt, «*jedoch nicht verkannt werden darf, daß zu der ungewöhnlich und hoch angestiegenen Frequenz auch die nach dem Deutsch-Französischen Kriege unnatürlich gesteigerte materielle Produktion sehr viel beigetragen hat*».[6]

Während seiner zweiten Amtsperiode als Direktor der Technischen Hochschule musste Bauernfeind jedes Jahr eine Rede halten. «*In der Erwägung, daß die Behandlung eines in das Gebiet der Geodäsie oder des Ingenieurfachs fallenden Themas wegen der mangelnden Vorkenntnisse des bei weitem größten Teils des Auditoriums von geringem Nutzen sein würde*»,[7] wählte er als Thema für die Reden die Biographien großer Wissenschaftler, teilweise seiner Wohltäter. So sprach er über Joseph von Utzschneider, der ihn in München am Beginn seiner beruflichen Laufbahn unterstützt hatte, über seinen Freund Johannes Scharrer (1785–1844) in Nürnberg, den Gründer und ersten Leiter der Nürnberg-Fürther-Eisenbahn, über Georg Simon Ohm, seinen Physikprofessor in Nürnberg, über Georg von Reichenbach (1772–1826), Friedrich August von Pauli (1802–1883), Johann Georg von Soldner (1776–1833), auf den das System der Bayerischen Landesvermessung zurückgeht, über Joseph von Fraunhofer (1787–1826) und Benjamin Thompson Graf von Rumford (1753–1814). Da er mit den meisten von ihnen in persönlichen Beziehungen gestanden hatte, finden sich in diesen Reden, die auch gedruckt vorliegen, viele unmittelbar aufgenommene Eindrücke und biographische Einzelheiten.

Schließlich sei hier noch sein Gutachten für die zweckmäßigste Methode der Neuvermessung bayerischer Städte erwähnt. Bauernfeind propagierte darin die Abkehr von dem in Bayern damals ausschließlich verwendeten graphischen Verfahren mit dem Messtisch und empfahl dringend, eine reine Zahlenaufnahme einzuführen. Zugleich mit diesem Paradigmenwechsel erschien es ihm unumgänglich, dass die Aspiranten des staatlichen Geometerdienstes wissenschaftlich ausgebildet werden mussten, statt sich wie bisher einer mehrjährigen Vorbereitungspraxis zu unterziehen. Nach dem

Vorbild anderer deutscher Staaten richtete er dazu 1876 an der Technischen Hochschule einen besonderen Studiengang für Geometer ein und erreichte, dass das zuständige Ministerium ab 1883 das abgeschlossene Studium als Eingangsvoraussetzung verlangte.

1872 wurde für die «technische Oberleitung» der humanistischen und technischen Mittelschulen in Bayern ein «Oberster Schulrat» eingerichtet. Bauernfeind war von Beginn an bis 1891 Mitglied dieses Gremiums. Er wirkte hier mit an der Umgestaltung der Lehrpläne für die Gymnasien und Realschulen und als Prüfungskommissar bei Abschlussprüfungen der technischen Unterrichtsanstalten.

Bayerische Akademie der Wissenschaften

Im Jahr 1861 erhielt die bayerische Staatsregierung den Entwurf für eine «Mitteleuropäische Gradmessung», ausgearbeitet von dem in Berlin tätigen Johann Jakob Baeyer (1794–1885). Sie sollte die Vielzahl von geodätischen und astronomischen Messungen in Mitteleuropa zusammenfassen und für eine Bestimmung der wahren Erdgestalt in diesem Gebiet nutzen. Später wurde daraus, nach dem Beitritt Belgiens, Englands, Frankreichs, der Niederlande, Russlands und Spaniens, eine «Europäische Gradmessung» und nach dem Hinzutreten außereuropäischer Länder schließlich eine «Internationale Erdmessung». Die Bayerische Akademie der Wissenschaften erhielt den Auftrag, zu diesem Vorhaben Stellung zu nehmen. Sie sprach sich dafür aus, dass es im wissenschaftlichen Interesse liege, dass das Königreich Bayern als selbständiges Mitglied an der «Mitteleuropäischen Gradmessung» teilnehme.[8]

Im Hinblick auf dieses Vorhaben und wegen seiner grundlegenden Veröffentlichungen zu Höhenmessverfahren wurde Bauernfeind 1865 zum außerordentlichen und fünf Jahre später zum ordentlichen Mitglied der Akademie gewählt. An den Sitzungen der Mathematisch-physikalischen Klasse nahm er bis auf wenige Ausnahmen regelmäßig teil. Er berichtete oft über seine wissenschaftlichen Arbeiten. Die Klasse betraute ihn mit vielen gutachterlichen Stellungnahmen, z. B. «Zur Errichtung einer meteorologischen Centralstation in Bayern» (1875) oder «Die Errichtung Deutscher Seewarten betreffend» (1874). 1888 wurde er als Delegierter in

eine internationale Kommission für «Die Herstellung einer hydrographischen Bodenseekarte» entsandt.[9]

1866 erstellte Bauernfeind ein ausführliches Gutachten über die Mitwirkung Bayerns an der Mitteleuropäischen Gradmessung. Darin schlug er eine Trennung zwischen dem astronomischen und geodätischen Anteil der wissenschaftlichen Arbeiten vor, die jeweils einem hierzu geeigneten Fachmann übertragen werden sollten. Er selbst war bereit, die Verantwortung für die geodätischen Arbeiten zu übernehmen. Diese Vorschläge wurden umgesetzt. Die Akademie gründete dazu 1868 eine «Kgl. Bayerische Commission für die europäische Gradmessung», die heutige «Bayerische Kommission für die Internationale Erdmessung». Bauernfeind wurde zu ihrem ersten Ständigen Sekretär, d. h. zu ihrem stellvertretenden Vorsitzenden gewählt. Zugleich wurde er Vizepräsident der Permanenten Kommission der Europäischen Gradmessung, ihrem Leitungsgremium, nahm jedes Jahr an deren Beratungen teil und besuchte dadurch im Laufe der Jahre fast alle großen Städte Mitteleuropas.

Im Zusammenhang mit diesem Vorhaben widmete sich Bauernfeind zunächst der Überprüfung der bayerischen Landestriangulation – der ersten zusammenhängenden Vermessung eines Landes auf deutschem Gebiet mit rechtwinkligen Koordinaten –, mit dem Ziel, sie einer hochpräzisen Gradmessung gleichzusetzen. Die Durchsicht gab Anlass zu einer Reihe von Ergänzungsmessungen und Neuberechnungen. Nach deren Erledigung konnte die Triangulation in die Europäische Gradmessung eingefügt werden. Carl Orff (1828–1905) besorgte 1873 im Auftrag der zuständigen Steuerkataster-Kommission zusammen mit dem Topographischen Bureau die Veröffentlichung des Zahlenwerks.

Als weiteres großes Unternehmen organisierte Bauernfeind das «Bayerische Präzisions-Nivellement». Es sollte mithelfen, die Meeresspiegel an den Küsten Europas zu verbinden sowie in allen Ländern des Kontinents eine große Zahl dauerhafter, genau bestimmter Höhenmarken zu schaffen, auch als Grundlage für die Messung von langfristigen Hebungen und Senkungen des Bodens. 1868 begannen die Arbeiten, ausgeführt von den Assistenten der bayerischen Gradmessungskommission unter der Oberleitung von Bauernfeind. In acht Mitteilungen berichtete er der Akademie regel-

mäßig über den Fortgang, die Schlussergebnisse wurden 1893 veröffentlicht. Entlang von Eisenbahnlinien waren 3600 km doppelt nivelliert, im Durchschnitt alle 1500 m ein Höhenfestpunkt angelegt. Das Höhensystem hatte lange Bestand. Es wurde erst 1957 durch den bayerischen Anteil am neuen Deutschen Haupthöhennetz ersetzt.

Im Jahr 1886 wurde Bauernfeind vom preußischen Kultusminister von Gossler zu Verhandlungen über die Umgestaltung des Kgl. Preußischen Geodätischen Instituts zu Berlin eingeladen und aufgefordert, einen Entwurf für die Grundzüge zur Reorganisation des Instituts vorzulegen. Seine Thesen sind noch heute aktuell. Das Institut solle sich lediglich der geodätischen Forschung widmen, die Rivalität mit der Praxis, d. h. der Landesaufnahme, sei zu beenden. Die Praxis berücksichtige «tunlichst» die Bedürfnisse und Erkenntnisse der geodätischen Forschung und stelle dieser ihre Ergebnisse zur Verfügung. Der Direktor des Instituts solle zugleich Universitätsprofessor sein, um Forschung und Lehre eng zu verzahnen.

Würdigungen und Schluss

Ehrungen und Ehrenmitgliedschaften blieben nicht aus. Rufe auf Professuren an den Polytechnischen Hochschulen Karlsruhe (1851), Zürich (1855) und Stuttgart (1865) lehnte Bauernfeind ab. Er war ordentliches und Vorstandsmitglied der Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinisch Deutschen Akademie der Naturforscher in Halle, Mitglied der Kgl. Preußischen Akademie des Bauwesens in Berlin (1880), korrespondierendes Mitglied der Société nationale des Sciences naturelles et mathématiques zu Cherbourg (1884). Ihm wurden das Ritterkreuz (1873) und das Komturkreuz (1870) des Verdienstordens der Bayerischen Krone verliehen, was gleichbedeutend war mit dem persönlichen Adelstitel. Aus Schweden erhielt er Ritterkreuz (1871) und Kommandeurkreuz (1876) des Schwedischen Nordsternordens, aus Russland das Kommandeurkreuz des kaiserlich-russischen St.-Stanislaus-Ordens (1871), aus Bayern das Ritterkreuz (1869) und das Komturkreuz (1890) des Kgl. Verdienstordens vom Hl. Michael und schließlich 1885 Titel und Rang eines Kgl. Geheimen Raths.

Im Jahre 1889 trat Bauernfeind vom Amt des Direktors zurück. Im folgenden Jahr beantragte er auch seine Versetzung in den Ruhestand, die zum 1. Oktober 1890 vollzogen wurde. Im Ruhestand brachte er 1893 noch den oben zitierten Schlussbericht über das Bayerische Präzisions-Nivellement heraus, auch noch einige hydrotechnische Bemerkungen zur Schwemmkanalisation sowie einen Nachruf auf den Mathematiker Johann Nikolaus Bischoff (1827–1893).

Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich zusehends. Schon in den 1880er Jahren hatte Bauernfeind öfter mit Gichtanfällen zu tun. Er besuchte Bad Kissingen, Bad Wildbad im Schwarzwald oder auch Bad Ragaz, um in den Thermen Linderung zu finden. Nun verschlechterte sich auch sein Gehör, und es zeigten sich, wie sein Nachfolger Max Schmidt (1850–1936) schreibt, «*andere Altersbeschwerden und die Anfänge eines unheilbaren Leidens*».[10] Ende Mai 1894, nach einem schwer verbrachten Winter, zog der Kranke in das ihm heimisch gewordene Feldafing, wo er sich oft aufgehalten hatte, und erlebte dort noch einige schöne Wochen. Er merkte, dass er sterben würde, sah dem Tod aber mit Ruhe und Gleichmut entgegen, nahm Abschied von seinen näheren Freunden und Kollegen, die ihn am Krankenlager wiederholt besuchten, und gab noch wenige Tage vor seinem Tod in voller Klarheit seinen Nachlass betreffende Anordnungen. Am 3. August 1894 starb er. Zwei Tage später wurde er in München auf dem Alten Nördlichen Friedhof nicht weit von der Technischen Hochschule bestattet. Seine Frau Pauline zog nach Pöcking bei Starnberg in die Villa Anna, sie starb 1911 im Alter von 84 Jahren. Noch zu ihrem 80. Geburtstag gratulierte ihr der Rektor der Hochschule, Friedrich von Thiersch (1852–1921), im Namen des Kollegiums. In seinem Schreiben erwähnte er die Stipendienstiftung, die sie mit ihrem Gatten zugunsten der Studierenden der Bauingenieurabteilung eingerichtet hatte und die den Namen Bauernfeind «*mit der Geschichte der TH München aufs engste verknüpfte*».[11]

Max Schmidt, sein Nachfolger im Amt, beschreibt Bauernfeind als «*mathematisches Genie*», als «*Mann mit ausgeprägter Charakterfestigkeit*», was sicher auch als hartnäckig, durchsetzungsfähig zu deuten ist, von «*umsichtiger Klugheit*», «*mit rastloser Energie*» ausgestattet, der also viel gearbeitet hat.[12] Der spätere Rektor,

Egbert von Hoyer (1836–1920), rühmt sein *«planmäßiges Vorgehen, sein tiefgehendes Wissen und ausgedehnte Erfahrungen, seinen ruhigen und klaren Vortrag, der niemals seinen Eindruck verfehlte»*.[13]

Die ihm zuteil gewordenen Ehrungen und Anerkennungen genoss er, das kann man aus seinem eigenhändig verfassten Lebenslauf herauslesen, der leider nur bis 1880 reicht. Häufig finden sich in seinen Schriften Stellen, wo er um seine wissenschaftlichen Ersterkenntnisse streitet. Bauernfeind wusste also seine Stellung zu verteidigen.

An seiner Familie und an seiner Heimat hat er gehangen, das zeigen seine Taufpatenschaften, seine vielen Messkampagnen im Fichtelgebirge, seine Stiftungen für Arzberg (eine Kirchenuhr, 100 Mark jährlich für Lebensmittel an Bedürftige) und Wunsiedel (seine technisch-wissenschaftliche Bibliothek für die dortige neue Realschule).

Bauernfeind war ein großer Ingenieur und Wissenschaftler. Die Geodäsie, seine Wissenschaft, verdankt ihm viel. Seine Spuren finden sich noch heute in der geodätischen Literatur. Er hat dem Land Bayern große Dienste erwiesen bei der Neuorganisation des wissenschaftlichen und technischen Unterrichtswesens und bei der Einrichtung seiner noch heute einzigen Technischen Universität.

Konrad Maurer
(1823–1902)

Der Rechtshistoriker Islands und Norwegens

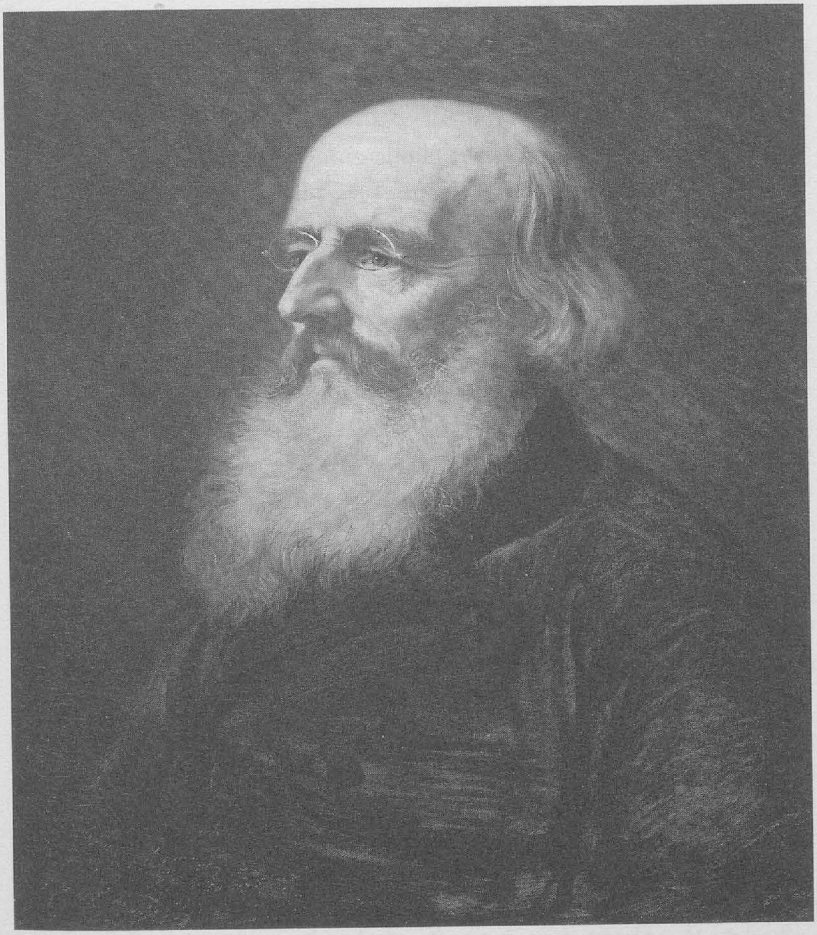
Peter Landau

Zu den international berühmtesten Gelehrten, die der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in den 250 Jahren ihres Bestehens angehört haben, zählt zweifellos der Rechtshistoriker Konrad Maurer, bis heute der bedeutendste Forscher auf dem Gebiet der Rechtsgeschichte Islands und Norwegens.

Der Vater Georg Ludwig von Maurer

Maurer war der Sohn eines anderen großen Rechtshistorikers, des aus der Pfalz stammenden Georg Ludwig von Maurer (1790–1872), der seinerseits von 1826 bis 1832 an der Universität München gewirkt hat und der Bayerischen Akademie der Wissenschaften seit 1824 als korrespondierendes, seit 1827 als außerordentliches, schließlich seit 1829 als ordentliches Mitglied angehörte. Als Rechtshistoriker entwickelte er vor allem die Lehre von einem ursprünglichen Gemeineigentum an Grund und Boden bei den germanischen Völkern auf der Grundlage von Markgenossenschaften freier Bauern (altfreie Markgenossenschaften).[1] Georg Ludwig von Maurers Hauptwerk «Geschichte der Markenverfassung in Deutschland» (1856) hat das Bild der deutschen Rechtshistoriker von der ursprünglichen Agrarverfassung der Germanen bis weit ins 20. Jahrhundert geprägt[2] und vor allem Karl Marx (1818–1883) und Friedrich Engels (1820–1895) bei ihren Vorstellungen von einem historisch nachweisbaren Urkommunismus in der Menschheitsgeschichte vor der Sklavenwirtschaft der Antike beeinflusst.[3] Georg Ludwig von Maurer gehört folglich in die Ahnenreihe der marxistischen Geschichtstheorie. Er hatte ein sehr bewegtes Leben, da er nicht nur zum Professor für französisches und deutsches

Recht an der Universität München aufstieg, sondern 1832 mit dem jungen König Otto (reg. 1832–1862) von dessen Vater Ludwig I. (reg. 1825–1848) als Mitglied des Regentschaftsrats nach Griechenland entsandt wurde, um im neu gegründeten griechischen Nationalstaat zu wirken.[4] Unter König Otto hatte Maurer bis 1834 großen Einfluss auf Griechenlands erste moderne Gesetzgebung.[5] Seine Tätigkeit in Griechenland umfasste nur 18 Monate; in dieser Zeit gelang es ihm jedoch, vier Gesetzbücher für das Strafrecht, das Zivil- und Strafprozessrecht, die Notariatsordnung und die Gerichtsverfassung auszuarbeiten, überzeugt davon, dass altgriechische und altgermanische Traditionen weitgehend übereinstimmten.[6] Seine rechtspolitisch bedeutendste Leistung dürfte die Einführung von Geschworenengerichten in Griechenland gewesen sein, die in seiner pfälzischen Heimat seit der napoleonischen Epoche bestanden, damals aber im rechtsrheinischen Bayern noch nicht existierten und von Bayerns Konservativen als revolutionäre Institution mit Misstrauen betrachtet wurden.[7] Er kehrte 1834 nach München zurück und war danach im Wesentlichen Privatgelehrter, zugleich aber als Mitglied des Bayerischen Staatsrats und des Reichsrats nicht ohne politischen Einfluss. Er kam in Bayern später erneut in eine politische Schlüsselstellung, als er von Ludwig I. 1847 zum bayerischen Ministerpräsidenten ernannt wurde, um den konservativen Vorgänger Karl von Abel (1788–1859) zu ersetzen, der mit der vom König verehrten Lola Montez (1818/23–1861) in Konflikt geraten war und deswegen entlassen wurde. Georg Ludwig von Maurer war etwa neun Monate, von Februar bis November 1847, amtierender bayerischer Justiz- und Außenminister (Ministerverweser) sowie Ministerpräsident. Wegen der gegenüber dem Vorgänger liberalen Ansätze seines Ministeriums wurde dieses im Volksmund als «Ministerium der Morgenröte» bezeichnet. Allerdings entließ ihn Ludwig I. bereits am 30. November 1847, da Maurer zwar von Anfang an die Verleihung der bayerischen Staatsangehörigkeit an Lola Montez (Indigenat) befürwortete und auch durchgesetzt hatte, jedoch eine Begegnung mit der Tänzerin zum Ärger des Königs vermied.[8] Nach seinem Ausscheiden aus der Politik waren ihm noch 24 Lebensjahre vergönnt, die er der rechtshistorischen Forschung widmen konnte. Seine Hauptwerke zur Markgenossenschaft, zur Entstehung der Dorf- und Stadtverfassung



sowie zu den Anfängen der Grundherrschaft und der Fronhöfe veröffentlichte er von 1854 bis 1871 in zwölf voluminösen Bänden; seine Thesen werden auch in der heutigen Forschung noch kritisch diskutiert.[9]

Konrad Maurers wissenschaftliche Anfänge

Der Sohn Konrad wahrte zeitlebens eine gewisse Distanz zur Welt des Hofes und des Adels; ein äußeres Anzeichen kann man darin sehen, dass er das ihm verliehene Adelsprädikat nicht führte.[10] Dem juristischen Studium hatte sich Konrad Maurer nur auf Wunsch seines Vaters zugewandt, obwohl er ursprünglich vor allem naturwissenschaftliche Interessen hatte; allerdings verband er von vornherein das Studium der Jurisprudenz mit dem der Geschichte. Er studierte zeitweilig in Berlin, wo ihn Jacob Grimm (1785–1863) als akademischer Lehrer beeinflusste. Als Rechtspraktikant veröffentlichte Konrad Maurer bereits 1846 mit 23 Jahren seine Doktordissertation mit dem Titel «Über das Wesen des ältesten Adels der deutschen Stämme, in seinem Verhältniß zur gemeinen Freiheit»,[11] in der er die Frage untersuchte, ob es bei den späteren deutschen Stämmen vor der Völkerwanderungszeit eine ständische oder eine im Wesentlichen egalitäre Gesellschaft von Freien gegeben habe. Das war eine vor 1848 auch wegen der historischen Legitimation von Vorrechten des zeitgenössischen Adels heiß umstrittene Frage, in der etwa Friedrich Carl von Savigny (1779–1861) die Existenz eines Adels bei den Germanen bejaht hatte.[12] Maurer kommt zu dem Ergebnis, dass die in der «Germania» des Tacitus erwähnten «principes» kein abgeschlossener Stand gewesen seien; es gab nach ihm keine «*herrschende und geschlossene Aristokratie*».[13] Zwar bestreitet er nicht, dass es einen «*deutschen Adel*» ursprünglich gegeben habe, der aber vor den Gemeinfreien durchaus keine Vorrechte genossen habe.[14] Der Vorrang adliger Geschlechter habe auf der freien Wahl der Beherrschten beruht, sodass Maurers Bild von der germanischen «Nobilitas» eher mit dem Begriff der *Elite* als mit dem des Adels erfasst werden kann. Er betont, dass es unterhalb der Schicht der Freien bei den Germanen Halbfreie und Unfreie gegeben habe;[15] oberhalb der Freien habe es zwar einen alten Volksadel gegeben, dessen Anspruch auf politische Herrschaft je-

doch stets auf der Wahl des Volkes beruht habe.[16] Maurer spricht daher trotz des von ihm nicht bestrittenen Adels von einer ursprünglichen demokratischen Verfassung der Germanen[17] und bekennt sich damit zu einem vor 1848 durchaus anstößigen Geschichtsbild. Dabei war er sicher auch von den Lehren seines Vaters über das altgermanische Bauerntum beeinflusst.

Während der Zeit des Ministeriums seines Vaters erhielt Konrad Maurer den Ruf auf eine außerordentliche Professur für deutsche Rechtsgeschichte an der Münchner Universität. Die von Ludwig I. gewährte, ungewöhnlich frühe Berufung soll auf einer Forderung des Vaters als Minister an den König beruht haben, entsprach also offenbar nicht einem Vorschlag der Fakultät.[18] Dieser zweifellos durch Protektion ermöglichte Beginn einer akademischen Karriere scheint den jungen Gelehrten belastet zu haben; vielleicht ist darauf seine von den Schülern überlieferte Überzeugung zurückzuführen, dass er sein Leben lieber in der juristischen Praxis als in der Wissenschaft verbracht hätte,[19] was in Anbetracht seiner andauernden Hinwendung zu intensivster und interdisziplinärer Forschung über die eigentliche Jurisprudenz hinaus außerordentlich überraschend bleibt. Nach der Berufung auf die Münchner Professur 1847 hielt Maurer u.a. Vorlesungen über Deutsche Rechtsgeschichte. Eine Kollegnachschrift aus dem Wintersemester 1848/49 hat sich in der Bibliothek des Leopold-Wenger-Instituts in München erhalten.[20] Die Edition dieses Manuskripts wäre wünschenswert, um die Position Maurers im Kreise der zeitgenössischen germanistischen Rechtshistoriker zu erfassen. Er setzt sich hier z. B. mit der Markgenossenschaftstheorie seines Vaters auseinander. Nach der Nachschrift beendete Maurer seine Vorlesung am 23. März 1849 mit folgendem Satz: «*Die insbesondere durch französische Doktrinen hervorgerufene innere Umwälzung in Deutschland ist charakterisiert durch das Bestreben des Volks, den absolutistischen Administratorstaat wieder zu verdrängen und an dessen Stelle Selbstregierung zu setzen. Dieselbe kömmt noch zu keinem Abschlusse.*» Diese Bemerkung zur Zeitgeschichte von 1848/49 lässt ahnen, mit welchen politischen Tendenzen sich Maurer während der Revolutionszeit identifizieren konnte; man wird ihn als Liberalen, wenn nicht sogar als Demokraten einordnen können.

Die Wendung zur nordischen Rechtsgeschichte

Seit Beginn der 1850er Jahre wandte sich der junge Münchner Rechtshistoriker einem völlig neuen Gebiet zu, der Rechtsgeschichte des Germanischen Nordens, deren Erforschung er bis zu seinem Tode 1902 fünfzig Jahre widmen konnte. Den Gedanken eines inneren Zusammenhangs der nordischen Rechte mit dem ursprünglichen Recht der Germanen in Mitteleuropa konnte Maurer bereits bei älteren germanistischen Juristen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts finden, vor allem in der von Jacob Grimm vertretenen Lehre der Einheit von Recht und Sprache[21] und sodann bei Wilhelm Eduard Wilda (1800–1856), der in seinem Hauptwerk «Das Strafrecht der Germanen» von 1842 ein vermeintlich urgermanisches gemeinsames Strafrecht als das Produkt eines gemeingermanischen Volksgeistes dargestellt hatte.[22] Da die deutschen germanistischen Juristen um 1850 die nordischen Sprachen in der Regel nicht beherrschten, konnten sie die skandinavischen mittelalterlichen Rechtsquellen allerdings meist nicht erschließen. Konrad Maurer eignete sich jedoch die skandinavischen Sprachen einschließlich des Isländischen an, sodass er bereits 1852 sein erstes Hauptwerk zur Rechtsgeschichte Islands veröffentlichte: «Die Entstehung des isländischen Staats und seiner Verfaßung [!]».[23] Er schildert darin die erste Einwanderung nach Island um 870 und die weitere Geschichte des isländischen Freistaats bis zu seinem Untergang 1262/64 durch die Eingliederung in das norwegische Königreich. Grundlage seiner Darstellung ist außer den eigentlichen Rechtsquellen, insbesondere dem unter dem Namen «Graugans» bekannten Rechtsbuch,[24] auch die umfangreiche Sagaliteratur. Maurer gelingt es, die einzigartige Rechtsentwicklung Islands im hohen Mittelalter im Zusammenhang mit der materiellen und geistigen Kultur auf der Insel darzustellen. Wie kaum ein anderer Rechtshistoriker seiner Zeit verstand er von Anfang an Rechtsgeschichte als Kulturgeschichte. Die Besonderheiten der Rechtsgeschichte des ältesten europäischen Freistaats schildert er mit großer Sympathie. Er betont, dass das Allthing als ältestes europäisches Parlament bereits eine Repräsentativversammlung war,[25] und hebt besonders die eigentümliche Institution des auf drei Jahre gewählten Gesetzessprechers hervor – heute meist als «Rechtssprecher»

bezeichnet –, der für die Rechtskontinuität dieser auf mündlicher Tradition beruhenden Rechtsordnung verantwortlich war. Mit dem Institut des Gesetzessprechers hat sich Maurer auch später noch mehrfach auseinandergesetzt,[26] er sah darin eine urgermanische Einrichtung, die bereits bei der Einwanderung von den Siedlern aus Norwegen übernommen wurde. Auch wenn die heutige Forschung annimmt, dass dieses isländische Amt ohne äußere Einflüsse autonom auf der Insel entstand,[27] bleibt es Maurers Verdienst, als Erster die Struktur und die Befugnisse dieser Institution im altisländischen Freistaat genau bestimmt zu haben. Er hebt die Grenzen des auf drei Jahre durch Wahl verliehenen Mandats hervor, indem er darlegt, dass der Gesetzessprecher keinen Einfluss auf die Exekutive hatte, die in der Hand der nur für kleine Bezirke zuständigen Häuptlinge (sog. *Goden*) lag, sodass eine für die gesamte Insel zuständige Regierungsgewalt überhaupt fehlte. In dieser spezifischen Verfassungsform sieht Maurer ein frühes Modell der Gewaltenteilung, und er führt aus, dass das Allthing als Parlament schon bald seine Entscheidungen nach dem Mehrheitsprinzip fällte.[28] Auch wenn sich vermuten lässt, dass er wie manche andere Rechts- und Verfassungshistoriker des 19. Jahrhunderts dabei von zeitgenössischen Leitbildern beeinflusst war, so kann doch auch aus heutiger Sicht konstatiert werden, dass er die Besonderheiten der Verfassung des isländischen Freistaats im Wesentlichen zutreffend erfasst hat.

Schon wenige Jahre nach dem Islandbuch veröffentlichte Maurer in zwei Bänden 1855/56 sein zweites Hauptwerk «Die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christenthume».[29] Es muss zu den wichtigsten religionsgeschichtlichen Werken des 19. Jahrhunderts gezählt werden. Maurer wollte die innere Geschichte der Bekehrung erfassen und ging deshalb von der Frage aus, weshalb sich das Christentum in Norwegen gegenüber der heidnischen Religion der Germanen durchsetzen konnte.[30] Bereits im Vorwort zu diesem Buch erklärt er, dass er dem Heidentum gerecht werden wolle, ohne darüber die Vorzüge des Christentums in den Schatten zu stellen.[31] Im zweiten Band seines großen Werks gibt uns der Verfasser auf 260 Seiten ein umfassendes Bild der heidnischen Religion der Germanen,[32] wohl die wichtigste Arbeit zur germanischen Religionsgeschichte im 19. Jahrhundert, die auf umfassender

Auswertung der nordischen Sagaliteratur beruht. Für die früheste Geschichte Norwegens ist Maurers Buch grundlegend geblieben, außerdem auch methodisch in der gelungenen Verknüpfung von Religions- und Rechtsgeschichte. Bis heute kann seine Schilderung der Bekehrung der Norweger als das wichtigste Werk gelten, das jemals von einem deutschen Historiker über die mittelalterliche Geschichte Norwegens verfasst wurde.

Maurers Islandreise

Nach Abschluss seines Norwegenbuchs fuhr Maurer 1858 nach Island und erkundete das Land bis in die letzten Winkel der Insel zu Pferde, wobei er vielfach persönliche Kontakte zu Bauernfamilien knüpfen konnte. Durch seine Islandreise wurde die Insel für ihn fast ein zweites Heimatland, sodass er im Jubiläumsjahr 1874 zur Jahrtausendfeier der Besiedlung ein «*rasch hingeworfenes*» Buch «Island von seiner ersten Entdeckung bis zum Untergange des Freistaats» veröffentlichen konnte,[33] das er seinen isländischen Freunden widmete. Es wurde eine klassische Darstellung, die die Entstehung von Islands republikanischer Verfassung nochmals zusammenfassend behandelte, aber auch den Untergang des Freistaats im 13. Jahrhundert, den er auf sittlichen Verfall des Volkes, Zerrüttung der Landesverfassung, auf Parteiungen und das Eingreifen ausländischer Mächte zurückführte.[34] Dem republikanischen Island und seiner Unabhängigkeit gehörte seine ganze Sympathie. Die Einstellung Maurers zeigt sich auch darin, dass er in dem längeren Verfassungskonflikt zwischen dem damals dänischen Island und dem Königreich Dänemark von 1848 bis 1874 mehrfach publizistisch für Islands Recht auf Selbständigkeit und eine eigene Volksvertretung gegenüber der zentralistischen Politik des Mutterlandes eintrat. Island befand sich in diesen Jahren in einem andauernden Verfassungskampf mit Dänemark, den Maurer zwischen 1856 und 1874 in einer Serie von Aufsätzen kommentierte, wobei er sich kompromisslos für die isländische Seite einsetzte. Mit dem isländischen Vorkämpfer Jon Sigurdsson (1811–1879) war er befreundet; mehrere seiner Aufsätze wurden auch ins Isländische übersetzt und machten ihn dort populär. Maurer hat diese politischen Streitschriften 1880 in einem Sammelband «Zur politischen Geschichte

Islands» nochmals zusammengefasst;[35] er widmete das Buch dem Andenken des inzwischen verstorbenen Jon Sigurdsson. Diese politische Seite im Lebenswerk Maurers sollte nicht vergessen werden.

Auf seiner Islandreise 1858 führte Maurer ein ausführliches Tagebuch, das erst vor wenigen Jahren in seinem Nachlass entdeckt wurde. Dieses Dokument ist durch die ausführliche Schilderung der Insel eine ganz einzigartige Quelle; es wurde zum ersten Mal 1997 in isländischer Übersetzung gedruckt[36] und soll inzwischen auf der Insel zu einem weit verbreiteten Volksbuch geworden sein. Leider fehlt bis heute eine Edition des deutschen Urtextes; es dürfte eine Ehrenpflicht der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gegenüber einem der berühmtesten Mitglieder in ihrer Geschichte sein, für eine Publikation des Originaltextes in Deutschland zu sorgen.

Maurers Leben nach 1858 und sein Spätwerk

Bereits 1855 war Maurer in München zum ordentlichen Professor aufgestiegen. Kurz nach seiner Rückkehr aus Island heiratete er Valerie von Faulhaber (geb. 1833), mit der er mehrere Kinder hatte. In München verbrachte er sein weiteres Leben, zunächst noch zusammen mit dem berühmten Vater. Er selbst erfuhr als Gelehrter zunehmend nationale und internationale Anerkennung; so wurde er 1865 zum ordentlichen Mitglied der Bayerischen Akademie gewählt, zu deren eifrigsten Angehörigen er über fast vier Jahrzehnte zählte. Seit 1867 konnte er sich in der universitären Lehre auf die nordische Rechtsgeschichte beschränken, sodass er weite Freiräume für die eigene Forschung hatte. Allerdings bedeutete diese Beschränkung auch, dass ihm bis zur Emeritierung 1888 nur wenige Hörer beschieden waren, darunter jedoch Karl von Amira (1848–1930), der auf dem Gebiet der nordischen Rechtsgeschichte sein Nachfolger wurde,[37] und Philipp Zorn (1850–1928), repräsentativer Staats- und Völkerrechtler in der Epoche des Kaiserreichs,[38] außerdem die Rechtshistoriker Karl Lehmann (Rostock/Göttingen, 1858–1918) und Ernst Mayer (Würzburg, 1862–1932) sowie zahlreiche Hörer aus den skandinavischen Ländern. 1875 folgte Maurer einem Ruf an die Universität Christiania (Oslo), um dort Vor-

träge als Gastprofessor zu halten. Im folgenden Jahr wollte ihn die norwegische Universität sogar auf Dauer gewinnen und für ihn einen eigenen Lehrstuhl einrichten; Maurer lehnte diesen Auslandsruf allerdings ab. Ein Ruf an eine andere deutsche Universität blieb ihm jedoch zeitlebens versagt.

Sein wissenschaftliches Werk nach 1860 hat Maurer hauptsächlich in Einzelabhandlungen niedergelegt; sehr häufig beruhen sie auf Vorträgen in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Von 1867 bis 1896 publizierte er insgesamt 29 Abhandlungen in den Schriften der Akademie, teilweise im Umfang von mehreren hundert Seiten.[39] Die Vorträge sind keineswegs ausschließlich rechtsgeschichtlichen Themen gewidmet, sondern umfassen auch die nordischen Sprachen und die Sagaliteratur. Bereits 1860 war sein Buch «Isländische Volkssagen der Gegenwart»,[40] eine systematisch gegliederte Sammlung der Sagen in deutscher Übersetzung, erschienen, eine Frucht seiner Islandreise, zu der ihm 77 Isländer Beiträge geliefert haben sollen. Nach Amiras Urteil ist es das liebenswürdigste von Maurers Büchern.[41] In der nordischen Rechtsgeschichte konnte er die Entstehungsgeschichte der wichtigsten Rechtsquellen klären, vor allem auch der isländischen Graugans (Gragas).[42] In zahlreichen Studien behandelte er zentrale Fragen des Privatrechts, des Prozessrechts und des Ständerechts.[43] Fragen des isländischen Kirchenrechts und der dortigen Kirchenorganisation haben ihn mehrfach beschäftigt; seine Forschungen auf diesem Gebiet hat nach ihm Ulrich Stutz (1868–1938) zu einer umfassenden Theorie von einem in ganz Europa vertretenen germanischen Eigenkirchenwesen erweitert,[44] einer heute meist abgelehnten Globalerklärung, deren Kritik jedoch Maurers Ergebnisse für Island nur zum Teil infrage stellt.[45] Für die vergleichende Rechtsgeschichte der Gegenwart enthält Maurers Werk jedenfalls eine Fülle von Anregungen.

Maurer wird von seinen Schülern übereinstimmend als eindrucksvoller akademischer Lehrer geschildert, der seine Vorlesungen höchst genau schriftlich ausarbeitete.[46] Seine Vorlesungsmanuskripte blieben erhalten; nach seinem Tode veröffentlichte sie sein norwegischer Schüler und Freund Ebbe Hertzberg von 1907 bis 1910 im Auftrag der Gesellschaft der Wissenschaften zu Kristiania in fünf umfangreichen Bänden mit insgesamt 3300 Seiten un-

ter dem Titel «Vorlesungen über altnordische Rechtsgeschichte».[47] Dieses posthum erschienene Hauptwerk erfasst seine rechtshistorischen Forschungen in systematischer Gliederung; es wurde von den Rechtshistorikern bis heute nur unzulänglich rezipiert. Norwegische Wissenschaftler haben uns Maurers rechtshistorisches Erbe hauptsächlich bewahrt.

Schluss

Unter Deutschlands Rechtshistorikern bleibt Konrad Maurer eine bis heute ganz einzigartige Persönlichkeit, da ihm wie kaum einem anderen eine Synthese von Rechtsgeschichte, Kulturgeschichte und nicht zuletzt Philologie gelang. Mit Recht hat ihn 1910 Ernst Landsberg (1860–1927) in seiner klassischen «Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft» als «*isländischen Mommsen*» bezeichnet,[48] der «*der wissenschaftliche Begründer einer auch bei uns fortblühenden Sonderdisziplin der skandinavischen Rechtsgeschichte*» gewesen sei.[49] Leider kann man heute von einem Fortblühen dieses Forschungsgebiets in Deutschland nicht mehr sprechen. Das ändert jedoch nichts daran, dass in den skandinavischen Ländern die Werke Maurers weiterhin außerordentlich geschätzt werden, während die dortige rechtshistorische Forschung ansonsten jetzt den Konstruktionen der deutschen germanistischen Rechtshistoriker mit zunehmender Skepsis begegnet, wovon besonders Maurers bedeutender Schüler Amira betroffen ist. Der norwegische Rechtshistoriker Magnus Stefánsson formulierte 1995 in München, Maurer sei in den Schatten von Amira geraten, sei aber im Gegensatz zu seinem berühmten Schüler als Empirist und Historiker «*ganz modern*».[50] Speziell in Island erinnert man sich bis heute daran, dass das isländische Nationalbewusstsein ganz wesentlich auf dem wissenschaftlichen Schaffen Konrad Maurers beruht. Anlässlich seines 175. Geburtstags am 29. April 1998 wurden daher drei von der Republik Island gespendete Basaltgedenksteine auf seinem Grab im Alten Südlichen Friedhof in München enthüllt. Die Bayerische Akademie der Wissenschaften kann auch in ihrem Jubiläumsjahr stolz darauf sein, dass der überragende Geisteswissenschaftler und große Demokrat Konrad Maurer zu den Ihrigen zählt.



Prinzessin Therese von Bayern (1850–1925)

Einziges weibliches Ehrenmitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Sylvia Krauss

Als der Münchner Byzantinist August Heisenberg (1869–1930) Anfang November 1920 Ihrer Königlichen Hoheit Prinzessin Therese von Bayern zum 70. Geburtstag gratulierte, machte er sich mit «*stolzer Freude und aufrichtiger Dankbarkeit*» zum Wortführer der Gelehrtenwelt: «*Denn das Leben und die Tätigkeiten der hohen Jubilarin war bei aller treuen Anteilnahme an den großen Sorgen und Fragen des öffentlichen Lebens doch vor allem der wissenschaftlichen Forschung gewidmet, die durch ihre Arbeit die mannigfachste und reichste Förderung erfahren hat. Ihre Königliche Hoheit hat zunächst auf naturwissenschaftlichem Gebiet gearbeitet und auf ihm Werke von dauerndem Werte geschaffen.*»[1]

Frauen und Wissenschaft

Diese Glückwünsche waren mehr als ehrerbietige Floskeln, auch mehr als respektvolle Anerkennung. Sie brachten vielmehr am Beispiel der bayerischen Prinzessin eine neue Haltung der akademischen Elite gegenüber einer wissenschaftlich tätigen Frau zum Ausdruck. Formulierungen wie «*öffentliches Leben*», «*wissenschaftliche Forschung*», «*Arbeit auf naturwissenschaftlichem Gebiet*» oder «*Werke von dauerndem Wert*» waren von offizieller Seite bisher niemals in einem inhaltlichen Zusammenhang mit Frauen genannt worden. Obwohl in der berühmten «Querelle des Femmes» viele Jahrhunderte hindurch um die Bildungsfähigkeit und -berechtigung von Frauen gerungen worden war, hatte sich ein negativ geprägter Konsens in diesen Fragen durchgesetzt. Frauen waren seit der frühen Neuzeit systematisch aus allen höheren Bil-

dungseinrichtungen, aus den Universitäten und aus den seit dem 17. Jahrhundert entstehenden wissenschaftlichen Akademien ausgeschlossen worden. Beide Institutionen blieben bis ins 20. Jahrhundert hinein eine Domäne der Männer.

Wissenschaftlich ambitionierte Frauen mussten andere, durchwegs privat organisierte Wege gehen, um ihre Ziele zu erreichen. Diese Frauen, stets singuläre Erscheinungen, erwarben ihr Wissen meistens im häuslichen Umfeld durch gelehrte Familienangehörige, private Hauslehrer oder nicht selten durch autodidaktische Studien. Wesentliche Voraussetzung dazu war eine privilegierte soziale Herkunft, vornehmlich aus dem Adel, die begabten Mädchen günstige Rahmenbedingungen zur Entfaltung ihrer geistigen Fähigkeiten bot. Als bevorzugte Plattform intellektueller weiblicher Betätigung erwiesen sich die Naturwissenschaften, die als relativ junge Disziplinen erst allmählich Eingang in die Hochschulen mit ihren formalisierten Studienbedingungen fanden. Die Beschäftigung mit den neuen naturwissenschaftlichen Fachrichtungen war freier, offener und weniger reglementiert.

Das Leben der bayerischen Prinzessin Therese folgte anfänglich dem skizzierten Modell. Alle aufgezählten Aspekte spiegeln sich in ihrer frühen Biographie und tragen dazu bei, ihr den Nimbus einer bemerkenswerten Persönlichkeit zu verleihen. Doch spektakulär wurde ihre Lebensgeschichte erst dadurch, dass sie als erste Frau Bayerns in männlich dominierte Wissenschaftsinstitutionen aufgenommen wurde und sich darin einen Platz und Rang eroberte. Ihre Ehrenmitgliedschaft in der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1892 und die Ehrendoktorwürde an der Münchner Universität 1897 sprengten das bisher gültige Bild und Selbstverständnis dieser Einrichtungen. Auch wenn es sich in beiden Fällen «nur» um ehrenhafte Auszeichnungen handelte, so öffneten sie doch für gelehrte Frauen zum ersten Mal die Tore dieser akademischen Institutionen – zwar nur einen kleinen Spalt, doch dieser ließ sich à la longue nicht mehr schließen.

Die Impulse dieser Entwicklung kamen aus dem Zeitgeist des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Im Zuge der Frauenbewegung, die seit den 1860er Jahren für die Rechte der Frauen in der Gesellschaft eintrat, ging es auch um den Zugang zu universitärer Bildung. Ehrgeizige Frauen machten durch wissenschaftliche Arbeiten auf sich

aufmerksam und forderten Einlass in akademische Institutionen, was in diesen Jahren in Deutschland noch ein aussichtsloses Begehren darstellte. Das Thema eines gleichberechtigten Zugangs zu Universitäten zog Kreise und wurde auch von fortschrittlich denkenden Männern aufgegriffen. Der bedeutende Theologe und Kirchenhistoriker Ignaz von Döllinger (1799–1890), seit 1873 Vorstand der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften, hatte schon 1866 in einem privaten Brief an die jugendliche Charlotte von Leyden (verh. Lady Blennerhassett, 1843–1917), deren geistige Fähigkeiten und Urteilsvermögen er bewunderte, geäußert: «*Von einer intelligenten, natürlich begabten und durch erste Lektüre gereiften Dame kann auch der größte Gelehrte immerdar lernen, weil eben das Weib oft gerade das am besten sieht und beurteilt, was den Geistes-Augen des Mannes sich entzieht oder auch unrichtig gesehen wird. […] Gott hat die volle Erkenntnis der Dinge nicht den Männern allein gegeben, sondern er hat sie, wie alle anderen Güter, zwischen den beiden Geschlechtern, wenn auch ungleich, getheilt, und sind daher beide wie in andern Dingen, so auch in dieser Beziehung aufeinander angewiesen.*»[2]

Können Frauen Mitglieder der Akademie werden?

An der Schriftstellerin und Literaturwissenschaftlerin Charlotte Blennerhassett entzündete sich auch die Frage einer weiblichen Mitgliedschaft in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. In der Wahlsitzung der Historischen Klasse am 5. Juli 1890 setzte der Klassensekretär Karl Adolph Cornelius (1819-1903) die Anregung auf die Tagesordnung, Lady Blennerhassett zum korrespondierenden Mitglied zu wählen.[3] Zur Prüfung der rechtlichen Zulässigkeit beauftragte die Klasse den Juristen Wilhelm Ritter von Planck (1817–1900), Akademiemitglied seit 1881, mit einem Gutachten «betr. die Wählbarkeit einer Frau zum Mitglied der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften». Am 8. Februar 1891 legte Planck seine Untersuchung vor.[4] Darin verneinte er eine weibliche Mitgliedschaft, indem er sich auf den Gesetzgeber berief, der «*gute Gründe gehabt haben kann, seine Berufung auf Männer zu beschränken*». Diese «*guten Gründe*» seien die öffentlich-rechtlichen Funktionen der Akademiemitglieder, von denen Frauen nach deut-

schem und bayerischem Recht ausgeschlossen seien. Es bedürfe einer ausdrücklichen Willenserklärung des Gesetzgebers, um auch Frauen berufen zu können. Darüber hinaus habe der Gesetzgeber aber noch weitere Gründe, nur Männer als Mitglieder zuzulassen: «*Es gibt, namentlich auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, Gegenstände wissenschaftlicher Forschungen, bei deren eingehender Darstellung und Besprechung die Gegenwart von Frauen störend und beengend wirken müsste. Würde somit die Mitgliedschaft einer Frau gelegentlich zu einer dem Zweck der Akademie widersprechenden unerwünschten Beschränkung der Beratungsgegenstände führen, so scheint begreiflich, dass der Gesetzgeber in der Tat nur Männer berufen möchte.*» Planck ließ bei seiner Stellungnahme die Frage bewusst unerörtert, ob die Ablehnung einer Frau auch für Ehrenmitglieder zuträfe, «*weil diese Frage nicht die Klasse, sondern nach der Geschäftsordnung von 1866 den Vorstand im Benehmen mit den Klassensekretären angeht*». In der Wahlversammlung der Historischen Klasse wurde infolge dieses Gutachtens entschieden, «*dass die Wählbarkeit einer Frau zum Mitglied der Classe durch die Statuten der Akademie ausgeschlossen sei*».[5] Nach der gescheiterten Aufnahme der Lady Blennerhassett brachte Akademiepräsident Max von Pettenkofer (1818–1901) kurze Zeit später Prinzessin Therese ins Spiel. In Kenntnis des juristischen Gutachtens bezog sich sein Vorschlag allerdings auf eine Ehrenmitgliedschaft.

Frühes Wissenschaftsinteresse der Prinzessin Therese

Pettenkofer und Therese kannten sich seit längerem persönlich, war er doch als Hofapotheker quasi ein Nachbar der königlichen Familie, die seit 1886 in der Residenz lebte, als Luitpold (reg. 1886–1912) nach dem Tod Ludwigs II. (reg. 1864–1886) die Regentschaft übernommen hatte. Therese, die einzige Tochter des Prinzregenten, hielt später in ihren Lebenserinnerungen fest: «*Der zeitweilige Verkehr mit dem als Mensch sympathischen, berühmten Pettenkofer, der unter einem Dach mit uns wohnte, war immer ein anregender.*»[6] Außerdem berichtete sie ihrem Vater fasziniert von Tischgesprächen mit Pettenkofer, bei denen er «*sehr Interessantes erzählte*».[7] Auch der Professor schätzte den Umgang mit der hochgebildeten und wissbegierigen jungen Frau.

Die Prinzessin, die 1850 als Tochter des Prinzen Luitpold und der Prinzessin Auguste von Toskana (1825–1864) in München zur Welt gekommen war, war seit ihrer frühen Kindheit durch ihre intellektuelle Neugier, ihre Neigung zu ernsthafter Beschäftigung und ihre Leidenschaft für Bücher aufgefallen. Die Mutter, die größten Wert auf eine sorgfältige Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder legte, übernahm bis zu ihrem frühen Tod teilweise selbst deren Unterricht. Später durfte die Prinzessin am Privatunterricht ihres jüngeren Bruders Arnulf teilnehmen. Viele Bereiche blieben jedoch ihrer persönlichen Initiative überlassen, wie die Fächer Latein, Mathematik und seltene Sprachen, die für Mädchen als unschicklich galten. Weitgehend im Selbststudium eignete sie sich auch Kenntnisse in Geographie, Paläontologie und anderen Naturwissenschaften an und erlernte elf fremde Sprachen: Italienisch, Französisch, Englisch, Spanisch, Dänisch, Neugriechisch, Russisch, Portugiesisch, Schwedisch, Holländisch und Tschechisch. Zeit ihres Lebens bemühte sich Therese nach Kräften, *«um auf der Höhe des Standes der betreffenden Disziplinen zu bleiben»*.[8]

Das Interesse der Prinzessin war schon früh auf die Naturwissenschaften gerichtet. Kaum volljährig, nahm sie Privatunterricht am neu gegründeten Polytechnikum in den Fächern Mineralogie, Experimentalphysik und Chemie und besuchte die sogenannten Damenkurse in Geographie und Völkerkunde, die seit 1877 an der Akademie der Wissenschaften angeboten wurden. Sie selbst notierte über ihre damaligen Studien: *«Ich hörte im Laufe des Winters im Museum physikalische Vorlesungen, in der Akademie der Wissenschaften eine Serie geographischer Vorträge von Professor Ratzel.»*[9] Im Winter 1878/79 *«höre ich mit vielen anderen jungen Damen in der Alten Akademie Vorlesungen von Zittel*[10] *über Paläontologie, früher Gelerntes aufzufrischen. Es war den Winter vorher das erste Mal gewesen, dass in München derartige Kurse abgehalten worden waren, damals hörte ich wie schon erwähnt Ratzel. Ich folge auch dieses Jahr den Vorträgen mit größtem Interesse u. schreibe fleißig nach.»*[11]

Gleichzeitig entwickelte Therese eine unbändige Reiselust, die sie während der nächsten Jahrzehnte auf der Suche nach unbekannten Völkern, Pflanzen- und Tierarten durch Nord- und Osteuropa, Russland, Nordafrika, Nordamerika, Mexiko und Südamerika führte.

«Die vielseitigen Sprachkenntnisse halfen», wie sie bemerkte, *«zum Eindringen in das Bildungsniveau, die Gedankenwelt, die Wünsche und Bestrebungen, mit einem Worte in die Psyche der betreffenden Völker. Nicht nur durch die Möglichkeit, sich fast stets in den Sprachen des Landes oder einer nahe verwandten ausdrücken zu können, auch durch genaue Festlegung des Reiseplanes und durch einschlägige geographische, ethnographische, zoologische und botanische Studien waren die Reisen sorgfältig vorbereitet.»*[12]

Von ihren Expeditionen brachte Therese umfangreiche botanische, zoologische, anthropologische und ethnologische Sammlungen in ihre Heimatstadt zurück. Diese Objekte bereichern bis heute zu Tausenden die naturwissenschaftlichen Staatssammlungen und das Völkerkundemuseum in München. Sie legte ihre Forschungsergebnisse und ihre Reiseerfahrungen schriftlich in wissenschaftlichen Aufsätzen, Büchern und Reiseberichten nieder.[13]

Die Wahl Thereses zum Ehrenmitglied der Akademie

Die vielfach bewiesene Neigung der Prinzessin zu den Wissenschaften sowie ihre literarische Tätigkeit, namentlich zwei Bücher, die sie unter dem Pseudonym «Th. von Bayer» publizierte, das eine «Reiseeindrücke und Skizzen aus Russland» von 1885 und das andere «Über den Polarkreis» von 1889, veranlassten Max von Pettenkofer, Therese am 1. Juli 1892 in einer Vorstandssitzung als Ehrenmitglied der königlichen Akademie vorzuschlagen. Aus diesen beiden Veröffentlichungen entnahm Pettenkofer die Argumente für seinen Antrag: *«Wer diese Reiseberichte liest, erkennt sofort, dass ihre Verfasserin nicht zum Vergnügen reiste, sondern dass ein ernster Wissensdrang sie in ferne Länder trieb, um sich gründlich über Land und Leute zu unterrichten und deren Natur zu erforschen. Man staunt über die Reichhaltigkeit des Inhaltes und über die sorgfältige und sachgemäße Darstellung des Beobachteten. Ein solcher Reichtum an geographischen, ethnographischen, zoologischen, botanischen und sprachlichen Kenntnissen bei einer Frau muss jedem als eine große Seltenheit erscheinen.»*[14] Unter Ankündigung des bevorstehenden Erscheinens eines Brasilienbuches, *«an welchem die hohe Dame seit Jahren unausgesetzt und mit seltener Gründlichkeit arbeitet»*, verwies Pettenkofer auf die umfangrei-

chen Sammlungen, die die Prinzessin von ihrer Brasilienreise mitbrachte und von denen die staatlichen Institute dereinst wertvolle Zuwächse erwarten könnten.

Diese inhaltlichen Argumente traten jedoch zunächst zurück hinter grundsätzlichen Erwägungen, die, wie das Protokoll der Sitzung vermerkt, der Frage galten, ob Frauen überhaupt Mitglieder werden könnten.[15] Man berief sich auf das vorangegangene juristische Gutachten Plancks und hielt fest, dass die geltenden Satzungen der Akademie keine Mitgliedschaft von Frauen zuließen, «*dass jedoch damals ausdrücklich hervorgehoben wurde, dass diese Ausschließung für Ehrenmitglieder nicht gelte. Die noch heute als geltende Verfassungsurkunde unserer Akademie für Ehrenmitglieder zu betrachtende Königliche Verordnung vom 21. Mai 1827 enthält vielmehr in Artikel VIII bezüglich der Wahl von Ehrenmitgliedern solche Bestimmungen, welche die Vermutung nahe legen, dass der Gesetzgeber die Absicht hatte, die Wahl von Frauen zu Ehrenmitgliedern nicht auszuschließen.*» Nach den Bestimmungen der Satzung von 1827 sowie auch der Konstitutionsurkunde von 1807 wurden zu Ehrenmitgliedern «*solche inländischen oder auswärtigen Individuen gewählt, welche nach ihren Verhältnissen die Bedingungen zu ordentlichen Mitgliedern nicht erfüllen, aber sonst durch Rang oder andere äußere Verhältnisse, verbunden mit wissenschaftlichen Kenntnissen und Liebe zu den Wissenschaften, zur Beförderung der Zwecke der Anstalt beitragen können*».[16] Die Anwesenden – neben Pettenkofer waren dies noch Heinrich Ritter von Brunn (1822–1894), Karl Adolph Cornelius (1819–1903) und Carl von Voit (1831–1908) – gelangten einstimmig zur Ansicht, dass Prinzessin Therese die «*verlangten Eigenschaften eines Ehrenmitglieds in hervorragendem Maße besitze*» und somit die wesentlichen Voraussetzungen für die Aufnahme erfülle. Als nächster Schritt sollte von den Klassensekretären die Meinung der übrigen ordentlichen Akademiemitglieder eingeholt werden, «*damit je nach dem Ergebnis die Wahl durch Acclamation oder durch Kugelung beantragt werden kann*».

Bei der allgemeinen Wahlversammlung am Nachmittag des 16. Juli 1892 kam es im Festsaal der königlichen Akademie schließlich zur «*Wahl einer Dame*», wie es im Protokoll heißt.[17] Das übliche Verfahren bei der Zuwahl von Ehrenmitgliedern war die

Akklamation, die öffentliche Abstimmung. Pettenkofer wollte bei Therese dieses Procedere jedoch nicht anwenden, «*da es sich in diesem Falle nicht nur um eine Personenfrage, sondern zugleich um eine prinzipielle handele, nämlich die, ob überhaupt Frauen Ehrenmitglieder der Akademie werden können, so halte er für angemessen, Niemand durch den Vorschlag einer Acclamation in seiner Rechtsauffassung vorzugreifen*». Mit dieser Stellungnahme machte Pettenkofer klar, dass er die Aufnahme der Prinzessin nicht als Ausnahme, sondern als Präzedenzfall ansah, dem eine grundsätzliche und zukunftswirksame Bedeutung zukam. Diese würde durch das geheime Wahlverfahren der Kugelung, die bei ordentlichen Mitgliederwahlen Anwendung fand, bekräftigt.

Der Präsident verlas vor der Abstimmung seinen Wahlvorschlag, in dem er sein schärfstes Argument ins Feld führte: «*Wenn Prinzessin Therese ein Prinz wäre, so wäre sie wohl längst zum Ehrenmitgliede der Akademie vorgeschlagen und gewählt worden.*» Dass weder die Königliche Verordnung von 1827 noch die Konstitutionsurkunde von 1807 von Männern, sondern von Individuen sprachen, nutzte Pettenkofer als Hebel zur Lösung des Problems. «*Auch vor dem strengsten Richterstuhl muss eine Prinzessin ebenso wie ein Prinz als Individuum angesehen werden!*»

Diesem Argument konnte sich niemand entziehen. Bei der geheimen Abstimmung per Kugelung – die Akklamation wurde nicht beantragt – stimmten von 34 Anwesenden 30 für die Prinzessin und drei dagegen, bei einer Enthaltung. Die Zustimmung war zwar überwältigend, aber nicht einhellig. Vielmehr kamen in dem Wahlergebnis auch Vorbehalte zum Ausdruck. Eines der Akademiemitglieder soll geäußert haben: «*Der Antrag ist nicht angenehm. Denn man kann doch unmöglich Nein sagen.*»[18] Er spielte damit wohl auf die königliche Abkunft der Kandidatin an. Sein Einwand überzeugt indes nicht, da sich offenbar nicht alle dem Königshaus verpflichtet fühlten und der Entscheidungsspielraum, den Pettenkofer eingeräumt hatte, von einigen zu einem Votum gegen die Wittelsbacherin genutzt wurde. Dass für die Gelehrtenwelt nicht die Loyalität gegenüber der königlichen Familie, sondern rein fachliche Beurteilungsmaßstäbe entscheidend waren, verdeutlichte einige Jahre später eine Stellungnahme des Münchner Orientalisten Fritz Hommel (1854–1936) zur Ehrendoktorwürde der Prinzessin: «*Der Fall*

mit Ihr. Kgl. Hoheit Prinzessin Therese ist & bleibt ein Präzedenzfall nach meiner Ansicht; in Bezug auf Wissenschaft steht der Hof und zumal weibl. Mitglieder desselben nicht außerhalb. Jedenfalls würde der Wert der Ehrenpromotion Ihr. Kgl. Hoheit der Prinzessin Therese sehr heruntergedrückt, wenn wir so urteilen würden.»[19]

Therese erfuhr im November 1892 von ihrer Berufung, als sie gerade von einer Italienreise auf dem Heimweg nach München war. In ihrer Reaktion auf die Nachricht mischten sich Freude, Bescheidenheit – diese nicht zuletzt ein Topos fürstlicher Erziehung – und ein gewisser Stolz hinsichtlich ihrer eigenen Forschungsleistungen: *«Diese Ehrung überraschte und beschämte mich, weil sie mir gänzlich unverdient erschien, beglückte mich aber zugleich in äußerstem Maße, denn der Wissenschaft galt ja von Jugend auf mein ganzes Interesse.»*[20] Sie bedankte sich beim Akademievorstand mit einem eigenhändigen Schreiben, das Pettenkofer *«als eine schöne Perle in unseren Akten hinterlegen»* wollte.[21]

Bei ihrem ersten Besuch in der Akademie entdeckte sie ihre neu aufgestellte Büste, die ihr jedoch ihre Bescheidenheit, wie sie schrieb, nicht erlaubte, näher anzusehen, *«ist ja schon das bloße Bewusstsein, in diesen heiligen Hallen verewigt zu sein, ein sehr in Verlegenheit setzendes!»*.[22] In ihren Erinnerungen vermerkte Therese, dass der Akademievorstand um ihr Porträt gebeten habe *«als das des ersten weiblichen Ehrenmitglieds der Akademie»*, und dass ihr Vater *«diesem Wunsch durch Spende meiner Büste entsprochen»*[23] hatte. In der öffentlichen Sitzung der Akademie zur Feier des 134. Stiftungstages am 21. März 1893 nahm Pettenkofer darauf Bezug und führte aus: *«Durch Professor v. Rümann's kunstgeübte Hand lässt der Prinz-Regent die Marmorbüste unseres jüngsten Ehrenmitgliedes, Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin Therese von Bayern, höchstwelche unsere heutige Sitzung mit ihrer Gegenwart beehrt, ausführen und schenkt sie der Akademie.»*[24] Die Büste war im Auftrag des Prinzregenten bereits 1887 von dem Bildhauer Wilhelm von Rümann (1850–1906) in weißem Marmor geschaffen worden. Sie zeigt eine junge Frau mit ernsthaften und dennoch weichen Zügen, kostbar gekleidet mit Spitzenbesatz und Hermelinumhang.

Sammeln und Forschen im Rahmen der Akademie

Für Therese eröffnete die Mitgliedschaft in der Münchner Gelehrtengesellschaft ein neues, hochwillkommenes Tätigkeitsfeld. Sie nahm nicht nur begeistert an Versammlungen und wissenschaftlichen Vorträgen teil, sondern suchte vor allem das wissenschaftliche Gespräch, den Diskurs über ihre Arbeiten. Derartige Aktivitäten erstaunten und beeindruckten die Professorenwelt und veranlassten Präsident Pettenkofer 1895, in seinem Dankschreiben auf die Übersendung ihrer Abhandlung über mexikanische Fischarten hinzuzufügen: «*Alle Mitglieder der bayerischen Akademie der Wissenschaften sind stolz darauf, dass unser hochgeehrtes Ehrenmitglied es nicht verschmäht, wissenschaftlich selbst thätig zu sein.*»[25]

Von nun an hatte sie bei ihren Forschungsunternehmungen stets auch die Interessen und Bedürfnisse der Akademie im Blick. Als 1896 in Lindau ein alter Friedhof entdeckt wurde und die Knochen in den Bodensee versenkt werden sollten, erkundigte sie sich sofort bei dem Münchner Physiologen und Anthropologen Johannes Ranke (1836–1916) – dem Gründer der Archäologischen Staatssammlung –, «*ob er auf diesen Fund reflektiere*», und ließ, als er bejahte, die Gebeine für ihn einsammeln.[26]

Nun begann sie auch, Objekte, die sie von ihren Forschungsreisen mitbrachte, den staatlichen Sammlungen, die durch das Generalkonservatorium der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates eng mit der Akademie verbunden waren, zu übergeben oder nach ihrem Ableben in Aussicht zu stellen. Als sie Ende 1893 von ihrer Expedition durch Nordamerika nach München zurückkehrte, stellte sie fest: «*Unter den zoologischen Objecten meiner letzten Reise sind mehrere im zoologischen Cabinet nicht befindliche, was die Freude letzteren Institutes bei meinem dereinstigen Abkratzen nur erhöhen kann! – Die sämtlichen naturgeschichtlichen Gegenstände sind testamentarisch dem Bayerischen Staate bestimmt.*»[27]

Auch 1898 auf ihrer Südamerikareise dachte Therese an die heimatlichen Institute: «*Des Morgens ziehen wir immer aus zum Sammeln u. haben schon eine erkleckliche Anzahl Vögel, Eidechsen, Fische, Libellen, Schmetterlinge zusammengebracht unter denen vielleicht Manches für das Münchner Zoologische Cabinet*

von Interesse sein dürfte.»[28] Immer wieder schickte sie von unterwegs Kisten mit Objekten wie «*Vogelbälgen, Insekten, ethnographischen Gegenständen nach der Heimath ab*».[29] Für Ranke sammelte sie in Peru künstlich deformierte Schädel und erwarb eine sehr kostbare altperuanische Mumie, ein Forschungsobjekt, das man bislang in München, im Gegensatz zu ethnologischen Sammlungen in Berlin, Leipzig und Wien, nicht besaß. «*So hoffe ich mit Nutzen gesammelt zu haben*»,[30] schrieb sie an ihren Vater.

Auf das Sammeln folgte die wissenschaftliche Bearbeitung. Nach ihrer Südamerikareise 1898 verbrachte Therese mehrere Tage in der Akademie der Wissenschaften, um «*die gesammelten Schätze ordentlich zu vertheilen u. unterzubringen*». Nach ihrer Einschätzung war dies «*erst der Beginn der Arbeit, welchem wohl einige Jahre angestrengten Fleißes folgen dürften*».[31] Sie hatte «*429 Pflanzenarten, 929 Thierarten u. drei Arten von Versteinerungen mitgebracht, mit deren Bestimmung sich 70 Gelehrte beschäftigten. Unter den gesammelten Gegenständen wurden 73 neue Gattungen, Arten u. Varietäten an Pflanzen, Thieren u. Petrefakten festgestellt, ein ganz befriedigendes Ergebniß. […] Ich hatte das befriedigende Bewußtsein, nicht umsonst gereist zu sein.*»[32] Volle fünf Jahre beanspruchte die wissenschaftliche Bearbeitung und Publikation ihrer Sammlungen, die die Prinzessin weitgehend persönlich besorgte.

Ihre Tätigkeit brachte ihr nicht nur Anerkennung ein, sondern rief auch Missgunst und Ablehnung hervor. Die erbittertste Konfrontation erlebte sie mit dem Konservator am Ethnographischen Museum, Max Buchner (1846–1921),[33] der sie nicht ausstehen konnte und geringschätzig «*bairische Pallas Athene*»[34] nannte. Dies verwundert nicht, denn sie übte gemeinsam mit dem Akademiepräsidenten und Generalkonservator der wissenschaftlichen Sammlungen Karl Theodor von Heigel (1842–1915)[35] heftige Kritik an Buchners Sammeltätigkeit und Museumsorganisation.[36] Die Auseinandersetzungen eskalierten schließlich im Streit um die «Sammlung Gaffron».

Therese erfuhr 1906, dass der deutsche Augenarzt und Sammler peruanischer Altertümer Carl Eduard Gaffron (1861–1931), den sie auf ihrer Südamerikareise 1898 in Lima kennengelernt hatte, seine große Sammlung peruanischer Altertümer in seiner deutschen

Heimat unterbringen wollte. Seitdem «*verließ mich der Gedanke nicht mehr, diesen Schatz für München, welches außer den von mir mitgebrachten Gegenständen nichts aus Peru besaß, zu sichern*».[37] Buchner stellte sich den Erwerbungsabsichten vehement entgegen, denn «*jetzt*», wie er sich in seinen Erinnerungen nachträglich entschuldigte, «*wurden Leistungen verlangt, die nicht bloß außerhalb der Pflichten, sondern ganz unmöglich waren. Ich sollte eine Ausstellung machen in den Sälen der Akademie und zwar schleunigst, damit das Publikum sich entzücke, und dazu eine Lobhudelei für die Zeitungen verfassen.*»[38] Außerdem hielt er den Preis für überteuert. Therese appellierte an Heigel und schaltete sogar ihren Vater ein. Der Bestand peruanischer Altertümer sei «*an Reichhaltigkeit u. Vielseitigkeit einzig in Europa*». Sie könne dessen Wert beurteilen, da sie sich zur Vorbereitung ihres Buches über das westliche Südamerika gründlich in die peruanische Kunstgeschichte eingearbeitet habe. Ihr Drängen zahlte sich aus. Präsident Heigel fand Sponsoren und konnte so die Gaffron'sche Sammlung trotz des hohen Preises ankaufen. Max Buchner weigerte sich nun, die Exponate auszustellen, sodass Heigel und die Prinzessin selbst die Initiative ergriffen und im Februar 1907 die Neuerwerbungen in einer Sonderausstellung in den Räumen der Akademie der Öffentlichkeit präsentierten. Therese verbuchte dies letztlich als Erfolg, der die mühselige Arbeit lohnte: «*Kiste häufte sich auf Kiste u. es bedurfte tagelanger angestrengter Arbeit um die keramischen Gegenstände ihrer schützenden Hülle zu entkleiden u. die prachtvollen Textilstücke aufzuspannen u. Alles ausstellungswürdig zu gestalten. Ich betrachtete jedes Stück als persönliche Errungenschaft u. betheiligte mich lebhaft am Auspacken u. Aufstellung, beglückt diesen einzigartigen Schatz meiner Vaterstadt gesichert zu haben.*»[39] In Folge der Exponatenschau schrieb sie in der Beilage zur «Allgemeinen Zeitung» einen Artikel mit dem Thema «Zur Aufstellung peruanischer Alterthümer in der Münchner Akademie der Wissenschaften».[40] Präsident Heigel verfasste die Einleitung zu diesem Text. Für Max Buchner zog die Affäre einen strengen Verweis des Ministeriums nach sich[41] und führte noch im gleichen Jahr zu seiner Ruhestandsversetzung.

An den Nachfolgeverhandlungen, aus denen Lucian Scherman (1864–1946) als neuer Konservator hervorging, nahm Therese leb-

haften Anteil.[42] Mit Scherman, der zwar nicht Thereses Favorit gewesen war, entspannte sich aber dennoch wieder die Beziehung zum Ethnographischen Museum. Prinzessin Therese arbeitete in den nächsten Jahren intensiv mit Scherman zusammen, beriet ihn fachlich, förderte das Museum durch finanzielle Zuwendungen und Schenkung von Objekten sowie durch Vermittlung wissenschaftlicher Kontakte. Als Vermächtnis vererbte sie dem Museum 2500 ethnographische Sammlungsstücke aus Nord- und Südamerika.[43]

Anerkennung im Kreis der Gelehrten

Nach dem Tod ihres Vaters und ihrem Umzug aus der Residenz ins Domizil ihrer Kindheit, das Leuchtenbergpalais, realisierte Therese im Winter 1913/14 den lang gehegten Traum, einen Salon zu gründen und einen Kreis Gelehrter um sich zu versammeln, um auf diese Weise «*den bescheidenen Mittelpunkt einer geistig anregenden Gesellschaft zu bilden*». Sie lud vornehmlich Herren der Akademie der Wissenschaften zu kleinen Diners in ihr Palais, unter anderem den Zoologen Richard Ritter von Hertwig (1850–1937), den Botaniker und Gründer des neuen Botanischen Gartens Karl Ritter von Goebel (1855–1932), den Geologen und Paläontologen August Rothpletz (1853–1918), den Geographieprofessor Geheimrat Sigmund Günther (1848–1923) und natürlich den Direktor der Ethnographischen Sammlung Lucian Scherman. «*Nach Tisch*», so notierte sie beglückt, «*saß man gemütlich plaudernd und wissenschaftliche Fragen behandelnd noch lange beisammen. Nur diesen einen Winter war es mir vergönnt, in dieser Weise das gesellschaftliche Leben nach meinem Geschmack auszugestalten.*»[44] Der Erste Weltkrieg setzte diesen unbeschwerten Verabredungen ein jähes Ende.

Inzwischen hatte die Prinzessin über die Grenzen Münchens und Bayerns hinaus den Ruf einer Expertin gewonnen, die zu Begutachtungen und Stellungnahmen herangezogen wurde. Als die Bayerische Akademie der Wissenschaften während der Kriegszeit eine zoologische Expedition in den Urwald von Bialowice in Ostpolen entsandte, um dort die noch frei lebenden Wisente zu erforschen, erbat der bedeutende Berliner Botaniker und Begründer des deutschen und europäischen Naturschutzes Hugo Wilhelm Con-

wentz (1855–1922) von der bayerischen Prinzessin einen amtlichen Bericht über den derzeitigen Bestand der dortigen Wisentherde.[45]

Nach vielen Jahren unermüdlichen Forscherdaseins hatte Therese sich einen Namen gemacht und einen Platz in der wissenschaftlichen Welt erobert. Neben der Ehrenmitgliedschaft in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften erhielt sie weitere Ehrungen. Eine besondere Auszeichnung war 1897 die Verleihung der Ehrendoktorwürde der Münchner Universität. Therese war die erste Frau, der dieser Titel zuteil wurde, sechs Jahre bevor Frauen zum Studium in München zugelassen wurden. In dem förmlichen, von den Akademiemitgliedern Johannes Ranke, Richard von Hertwig, Alfred Zittel (1839–1904) und Ludwig Radlkofer (1829–1927) unterzeichneten Antrag wurde besonders hervorgehoben, dass die Bayerische Akademie der Wissenschaften die Prinzessin wegen ihrer wissenschaftlichen Verdienste bereits zum Ehrenmitglied ernannt habe.

Die Anerkennung der geistigen Leistungen einer Frau hatte mit Prinzessin Therese in Deutschland einen Höhepunkt erreicht. Mit ihrer formellen Aufnahme in akademische Institutionen wurde eine Grenze überschritten, die Frauen bisher im deutschen Bildungswesen gesetzt war. Auch wenn Therese persönlich keine militante Kämpferin für die Emanzipation der Frauen war, so war ihr doch bewusst, welch revolutionärer Schritt ihre Akademiezugehörigkeit bedeutete: «*Es war dies der erste Fall bei uns, dass ein weibliches Wesen gewürdigt wurde, Aufnahme in diesem auserlesenen Gelehrtenkreis zu erhalten.*»[46]

Therese, frühe Pionierin in der Welt der Wissenschaft

Fragt man zum Schluss, ob mit den Erfolgen Thereses eine Lanze für die akademische Zukunft der Frauen gebrochen wurde oder ob sich die Euphorie in der Bewunderung ihrer Person erschöpfte, so lohnt ein Blick auf ihr Nachleben. In der ersten Festsitzung der Akademie der Wissenschaften nach dem Tod der Prinzessin am 19. September 1925 hielt der damalige Präsident Max von Gruber (1853–1927) am 14. Juli 1926 einen öffentlichen Nachruf, in dem er den Lebensweg der Prinzessin in einfühlsamen Metaphern nachzeichnete und ihr wissenschaftliches Prestige begründete: «*Nicht*

als oberflächlich nippende, ziellose Bummlerin, wie die allzu vielen, durchzog sie die Länder, weich gebettet in Luxus auf den bequemen Heerstraßen der Drohnen der Gesellschaft. Unternehmungslustig, furchtlos, mit einem durch Leibesübungen aller Art gestählten Körper ohne scheu vor Strapazen, schlug sie, meist im Inkognito mit wenigen Begleitern abgelegene und schwierige Pfade ein [...] Wenn ihre Begleiter nach beschwerlichen Reisetagen sich müde dem Schlafe überließen, war sie noch eifrig dabei, ihr Tagebuch zu führen, das Gesammelte zu ordnen, zu bezeichnen und zu konservieren. Und dann zu Hause sorgte sie nicht allein dafür, sachverständige Berater heranzuziehen, um die wissenschaftliche Verwertung des Gesammelten zu sichern, sondern sie beteiligte sich selbst mit großer Gewissenhaftigkeit an [...] den Bestimmungen der Objekte.» Es seien also «*nicht leere höfische Huldigungen*» gewesen, die zur Ehrenmitgliedschaft der Akademie geführt hätten. Zu ihren unbestrittenen wissenschaftlichen Leistungen komme der reiche Schatz ihrer Sammlungen, den sie auch in schlechten Zeiten wie einen Fideikommiss hütete und als freiwillig übernommene Pflicht treu bewahrte. Sie habe allen Versuchungen widerstanden, wertvolle Stücke daraus zu verkaufen, um sich «*eine behagliche Gestaltung der wenigen Lebensjahre, die ihr noch bevorstanden, zu sichern*», sondern lieber «*bittere Entbehrungen*» ertragen, um ihn nach ihrem Tod den einschlägigen Staatsinstituten zu vermachen.

Diesen Verdiensten der Prinzessin stellte Gruber die Würdigung ihrer Persönlichkeit gegenüber. Hierbei legte er gänzlich andere Maßstäbe an und offenbarte in seinen Ausführungen, welche Unsicherheiten und Vorbehalte die männliche Gelehrtenzunft nach wie vor gegenüber weiblicher Gelehrsamkeit hegte: «*Man würde völlig irre gehen, wenn man Prinzessin Therese für eine Intellektuelle, für einen kaltherzigen, gelehrten Blaustrumpf halten würde. Sie war eine echte Frau, sie hatte das Genie der Liebe.*» Innerhalb ihrer Familie sei sie stets «*die hingebend Hilfsbereite gewesen, welche die schmerzlichsten Aufgaben geduldig auf sich nahm*».[47]

Dieser Rückzug auf Positionen eines überlieferten Wertekonsenses zeigt: Eine Frau, die für die Wissenschaft lebte, irritierte das Weltbild. Sie war in ihrer Zeit nur als bewundernswürdiges Einzelphänomen akzeptabel, noch nicht als quantitative Größe im

Wissenschaftsbetrieb. So blieb trotz Thereses Vorreiterrolle noch ein langer, steiniger Weg, bis sich die Einsicht durchsetzte, dass weibliches Wesen und akademische Bildung keinen Gegensatz darstellen, und bis die Mitgliedschaft einer Frau in einer wissenschaftlichen Akademie zur Selbstverständlichkeit wurde. Erst 103 Jahre nach Therese, 1995, wurden zum ersten Mal Frauen zu ordentlichen Mitgliedern der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt: Johanna Narten, Professorin der Indogermanistik und Indoiranistik, und Regine Kahmann, Professorin der Genetik.

Wilhelm Wien (1864–1928)

Wegbereiter der modernen Physik

Gottfried Landwehr

Wilhelm (Willy) Wien war ein bedeutender Physiker, der zwischen 1900 und 1920 als Nachfolger von Wilhelm Conrad Röntgen (1845–1923) den Würzburger Lehrstuhl für Experimentalphysik innehatte. Schon in jungen Jahren erlangte er durch seine Arbeiten zur sogenannten Wärmestrahlung Weltruhm, seine Verdienste wurden 1911 durch die Verleihung des Nobelpreises für Physik anerkannt. Aufgrund von Lebenserinnerungen, die er etwa ein Jahr vor seinem Tode verfasste, und auf der Basis von Nachrufen verfügen wir über Kenntnisse seiner Ansichten und Lebensumstände, die über das übliche Maß hinausgehen. Dieser Beitrag stützt sich weitgehend auf Wiens Memoiren mit dem Titel «Ein Rückblick» sowie auf persönliche Erinnerungen von Kollegen und Freunden, die im selben Band mit dem Titel «Wilhelm Wien – Aus dem Leben und Wirken eines Physikers» enthalten sind.[1]

Willy Wien hat nicht nur physikalische Arbeiten in Fachjournalen veröffentlicht, sondern auch zahlreiche Vorträge für ein breiteres Publikum gehalten und versucht, die Physik in Aufsätzen allgemeinverständlich darzustellen. Die Mehrzahl seiner Vorträge wurde unter dem Titel «Aus der Welt der Wissenschaft» 1921 publiziert.[2] Diese Beiträge erlauben es, sich ein ziemlich genaues Bild von seinen wissenschaftlichen Grundüberzeugungen zu machen. Willy Wien war ein klassischer Physiker und ein Wegbereiter der modernen Physik. Er hat als einer der Letzten erfolgreich sowohl theoretisch als auch experimentell gearbeitet. Bemerkenswert ist, dass er bis an sein Lebensende das Entstehen der modernen Physik im Detail verfolgte und einen regen Gedankenaustausch mit den Gründern der Quantentheorie pflegte.

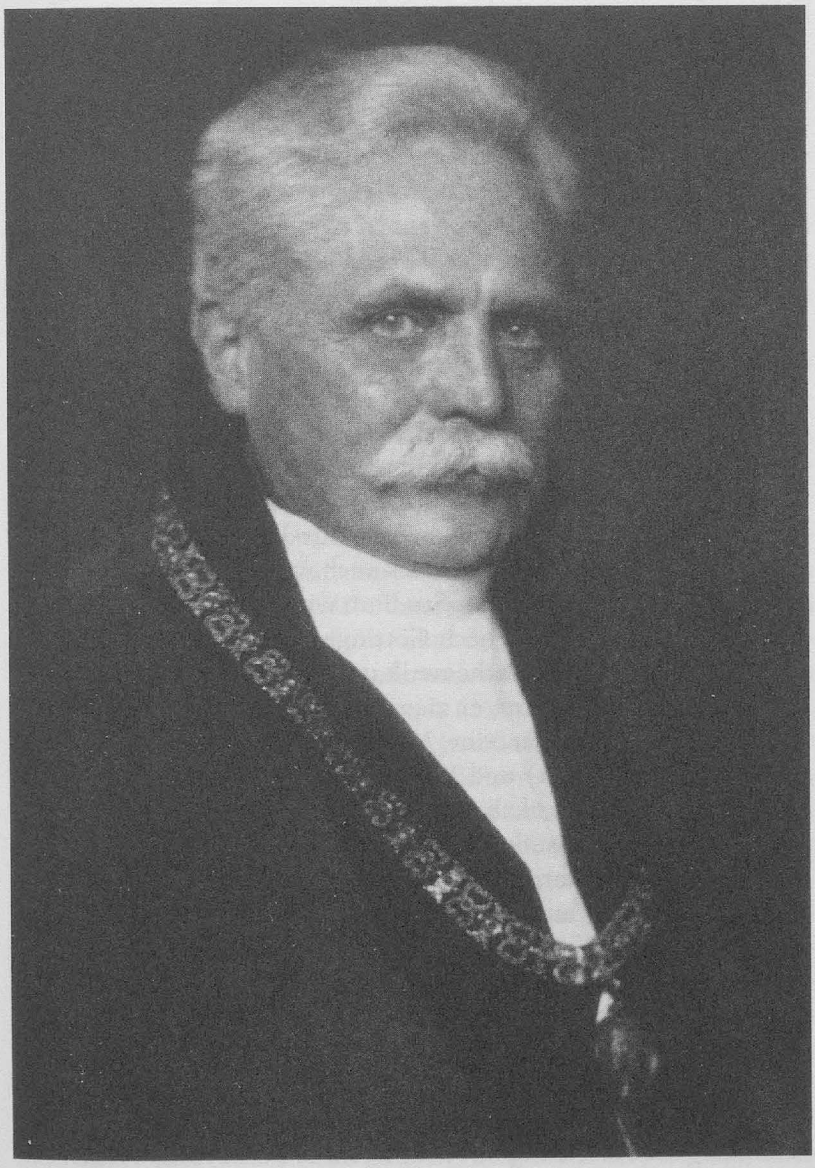
Jugendjahre

Willy Wien wurde am 13. Januar 1864 in Gaffken (Ostpreußen) geboren. Er war der einzige Sohn eines ostpreußischen Gutsbesitzers, dessen Gut jedoch zu wenig Erträge abwarf. Wiens Vater verkaufte es 1866 und erwarb stattdessen das kleinere Gut Drachenstein in der Nähe von Rastenburg (Ostpreußen). Hier wuchs Willy Wien in großer Freiheit auf, allerdings auch relativ einsam, da es auf den Nachbargütern keine Altersgenossen gab. Obwohl sein Vater ein ausgezeichneter Landwirt war, musste er wegen aufeinanderfolgender Missernten weiterhin um seine Existenz kämpfen. Frühzeitig lernte Willy Wien daher neben den Vorteilen des Landlebens auch dessen Schattenseiten kennen, die insbesondere durch die unsicheren landwirtschaftlichen Erträge im rauhen ostpreußischen Klima bedingt waren.

Nach häuslichem Privatunterricht besuchte Wien das Gymnasium in Rastenburg. Seine Erinnerungen an diese Zeit waren nicht sehr angenehm, vorwiegend wegen der unzureichenden, lückenhaften Vorbildung. Willy Wien verfügte über keinerlei mathematische Kenntnisse und konnte deshalb dem Unterricht in diesem Fach oft nicht folgen. Als er 15 Jahre alt war, wurde er auf Anraten des Direktors von der Schule genommen, in der Annahme, dass er Landwirt werde und dazu kein Abitur brauche. Die Eltern waren jedoch der Meinung, dass ihr Sohn eine abgeschlossene Gymnasialausbildung haben sollte, und engagierten die besten Rastenburger Privatlehrer. Nach einjährigem intensiven Unterricht wurde er auf das Gymnasium in Königsberg geschickt. Dort entwickelte sich Wien zu einem guten Schüler, der die Schule vor der üblichen Zeit beendete. Sein Interesse an Mathematik und Naturwissenschaften war nun so groß geworden, dass er diese Wissenschaften studieren wollte. Seine Eltern erlaubten es ihm, waren aber nach wie vor der Meinung, dass er Landwirt werden sollte.

Studienjahre

Zum Sommersemester 1882 ging Willy Wien nach Göttingen. Es war das erste Mal, dass er der Heimat fern war, und das Universitätsleben wirkte befremdend auf ihn. Die Mathematik, die in Göt-



tingen damals von Hermann Amandus Schwarz (1843–1921) betrieben wurde, war für ihn wenig attraktiv. Er studierte wenig und schloss sich dem Korps Hannovera an, weil er sich ziemlich einsam fühlte. Die zeitliche Beanspruchung durch das Verbindungsleben war wohl so groß, dass er immer weniger in die Vorlesungen ging. Auch der finanzielle Aufwand war größer, als er es sich leisten konnte. Sein Unabhängigkeitsstreben war schließlich mit den Zwängen, denen ein Korpsstudent ausgesetzt war, nicht mehr zu vereinbaren. Er ließ sich beurlauben und beendete seine Studien bereits vor Ende des Semesters. Die Eltern waren vom Verlauf des Studiums naturgemäß sehr betrübt, insbesondere weil der Sohn viel mehr Geld verbraucht hatte, als eigentlich vorgesehen war. Sie legten ihm nahe, doch Landwirt zu werden, und Willy Wien war nun einverstanden. Auf einem benachbarten Gut machte er den Versuch, die Landwirtschaft zu erlernen, konnte sich aber für die Tätigkeit doch nicht begeistern, obwohl er sich viel Mühe gab. Insbesondere missfiel ihm das tägliche Aufstehen um 4.30 Uhr. Sein Lehrmeister kam zu dem Schluss, er sei für die Landwirtschaft nicht geboren, und ließ Wiens Vater dies auch wissen. Daraufhin erhielt Willy Wien die Erlaubnis, das Studium wieder aufzunehmen.

Er kehrte jedoch nicht nach Göttingen zurück, sondern begann mit dem Studium der Mathematik und Physik an der Universität Berlin. Zunächst studierte er ziemlich planlos, es wurde ihm aber bald klar, dass ihm die reine Mathematik, wie sie von Leopold Kronecker (1823–1891) und Karl Weierstraß (1815–1897) gelehrt wurde, nicht lag. Physikalische Vorkenntnisse hatte er so gut wie keine, da das Fach Physik während seiner Schulzeit stiefmütterlich behandelt worden war. Weiterhin über seinen Lebensberuf im Unklaren, studierte er auch im 2. und 3. Semester nicht systematisch; auch literarische Vorlesungen standen auf dem Stundenplan. Er war sehr unzufrieden mit sich, auch seine Eltern waren vom Verlauf des Studiums nicht erbaut. Erneut wurde diskutiert, ob er nicht doch Landwirt werden sollte. Eine Wende trat erst im Wintersemester 1883/84 ein, als Wien in das Laboratorium des berühmten Physikers Hermann von Helmholtz (1821–1894) eintrat. Hier kam er zum ersten Mal richtig mit der Physik in Berührung. Wegen seiner lückenhaften Vorkenntnisse empfand er die Laboratoriumsarbeit unter Anleitung des Spektroskopikers Heinrich Kayser (1853–

1940) oftmals als nicht einfach, meisterte aber alle Schwierigkeiten aufgrund seines großen Engagements. Er lernte die Technik des physikalischen Arbeitens und kam in diesen Jahren zu der Erkenntnis, dass es nicht genügte, nur einige Stunden am Tag zu arbeiten, wenn man Erfolg haben wollte. Im Sommer 1884 ging er zu Georg Quincke (1834–1924), der vorher in Würzburg gewirkt hatte, nach Heidelberg. Bei Quincke lernte Wien nach eigener Aussage sehr viel, die Betreuung war äußerst intensiv – Wien war der einzige Physikstudent in Heidelberg! Zum Wintersemester 1884/85 kehrte er zu Helmholtz nach Berlin zurück und erhielt sogleich das Thema für seine Doktorarbeit. An seine Mutter schrieb er damals einen Brief, in dem die Sorge um seine Zukunft zum Ausdruck kommt. Er dachte viel über seinen künftigen Werdegang nach und kam zu dem Schluss, dass es schwierig wäre, als Wissenschaftler eine angesehene Stellung zu erhalten. Deswegen war er entschlossen, nach Beendigung seines Studiums doch Landwirt zu werden und das elterliche Gut zu übernehmen.

Thema der Doktorarbeit war die Beugung des Lichtes an photographisch verkleinerten Gittern. Wien erkannte, dass er nach einem Physikstudium von real zwei Semestern für die Aufgabe eigentlich noch nicht reif war, beobachtete aber dennoch beim Experimentieren mit starken Lichtquellen unerwartete Beugungserscheinungen an scharfen Kanten. Helmholtz war äußerst interessiert an seinen Erkenntnissen, und Wien konnte schon nach zwei Semestern seine Dissertation einreichen. Da seinen Eltern zu Ohren gekommen war, dass man bereits nach sechs Semestern promovieren konnte, setzten sie dies auch bei ihrem Sohn als selbstverständlich voraus. Er trat zur Doktorprüfung an, war nach dem sehr unsystematischen Studium aber eigentlich noch nicht reif dafür. Das Examen blieb ihm nicht in angenehmer Erinnerung, vor allem in Mathematik schnitt er trotz seiner nicht unerheblichen Kenntnisse besonders schlecht ab. Dennoch bestand er die Prüfung und hatte einen Studienabschluss erreicht.

Im Frühjahr 1886 brannte ein großer Teil der Gebäude des väterlichen Gutes ab, und Wien half im Sommer beim Wiederaufbau. Im Winter kehrte er erneut nach Berlin zurück und begann, über die Durchlässigkeit von dünnen Metallschichten für Licht zu arbeiten. Die von James Clerk Maxwell (1831–1879) in England ent-

wickelte Theorie der elektromagnetischen Erscheinungen zu prüfen gehörte damals zum Hauptanliegen von Helmholtz, der 1883 Präsident der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt geworden war. An der Universität Berlin folgte ihm August Kundt (1839–1894) nach, der bis 1873 den Lehrstuhl für Experimentalphysik in Würzburg innegehabt hatte und bei dem seinerzeit Röntgen Assistent gewesen war. Wien begann, im Laboratorium Kundts zu arbeiten. Weder Helmholtz noch Kundt rieten ihm, die wissenschaftliche Laufbahn mit ihren großen Risiken einzuschlagen. Beide waren vielmehr davon überzeugt, dass es ratsam sei, das väterliche Gut zu übernehmen und sich der Wissenschaft nebenher in den Mußestunden zu widmen – zumal das gesellschaftliche Ansehen von Gutsbesitzern in Preußen damals sehr hoch war. Einerseits fühlte Wien sich verpflichtet, das Gut Drachenstein zu übernehmen, hegte aber zugleich Zweifel, ob es genug abwerfen würde, um zeitweilig zwei Familien zu ernähren. Andererseits bereitete ihm auch der Umgang mit dem Gutspersonal Sorgen. Er bemerkte, dass es ihm stets leichter gefallen sei, mit gebildeten Leuten zu verkehren und zu verhandeln als mit «*nicht gebildeten und undisziplinierten Leuten*». Gleichzeitig war er sich völlig im Klaren darüber, dass sowohl die Landwirtschaft auf einem ostpreußischen Gut als auch die Wissenschaft den vollen Einsatz der Arbeitskraft erforderten. Die Entscheidung über seine berufliche Zukunft wurde ihm dann aber durch äußere Ereignisse abgenommen: Auf Gut Drachenstein gab es 1889 nach einer großen Dürre eine Missernte, die alle Ersparnisse der Familie aufzehrte. Der Vater verkaufte das Gut im Frühjahr 1890. Zur gleichen Zeit erhielt Wien das Angebot von Helmholtz, als sein Assistent in die Physikalisch-Technische Reichsanstalt einzutreten. Die Eltern siedelten in die nähere Umgebung Berlins, nach Westend bei Charlottenburg; die ländliche Umgebung ersparte ihnen das Leben in einer Stadtwohnung.

Der Weggang der Familie aus Ostpreußen berührte Willy Wien schmerzlich, war aber noch mehr für den Vater ein schwerer Schlag, von dem er sich nie erholte; er starb bereits im folgenden Jahr. Die finanziellen Sorgen, die Unentschiedenheit in der Berufswahl und der Verlust der Heimat führten dazu, dass sich Willy Wien später nur mit Wehmut an seine Jugend erinnerte. Offenbar prägten die Jugenderlebnisse seinen späteren Lebensweg entscheidend mit.

Erste Berufsjahre in Berlin

Die Physikalisch-Technische Reichsanstalt war weltweit das erste Staatsinstitut dieser Art. Gegründet auf Anregung von Werner von Siemens (1816–1892) im Jahr 1887, hatte sie das Ziel, die physikalisch-technischen Präzisionsmessungen im Hinblick auf die Bedürfnisse der rasch wachsenden deutschen Industrie zu fördern. Eine Hauptaufgabe der Reichsanstalt war die Darstellung und Weiterentwicklung der Maßeinheiten wie Länge, Masse und Zeit. Besondere Aufmerksamkeit erforderten die elektrischen Maßeinheiten sowie die Einheit der Lichtstärke. Dem letzten Problem hatte sich Wien insbesondere zu widmen.

Die Aufgabe konfrontierte Wien mit dem Problem der Wärmestrahlung. Heiße Körper senden elektromagnetische Strahlung aus, die unter idealen Bedingungen von der Natur des strahlenden Materials unabhängig ist; daher kann ein glühendes Stück Holz in einem heißen Ofen nicht von einem glühenden Stück Kohle unterschieden werden. Als Wien mit dem Studium der Wärmestrahlung begann, hatte der österreichische Theoretiker Ludwig Boltzmann (1844–1906) mithilfe der Thermodynamik bereits herausgefunden, dass die gesamte abgestrahlte Energie eines sogenannten schwarzen Körpers, der alle auftreffende elektromagnetische Strahlung absorbiert, der 4. Potenz der absoluten Temperatur proportional ist. Über den Anteil der verschiedenen Wellenlängen, aus denen sich die Gesamtstrahlung zusammensetzt, hatte man aber noch keine präzisen Vorstellungen. Die bestehende Freiheit des wissenschaftlichen Arbeitens nutzte Wien zum Versuch einer theoretischen Ableitung der Gesetze der Wärmestrahlung. Dabei kamen ihm seine Kenntnisse der Thermodynamik sowie sein mathematisches Talent zugute. In relativ kurzer Zeit fand er das nach ihm benannte Wien'sche Strahlungsgesetz. Die mathematische Funktion, welche die Verteilung der Intensität als Funktion der Wellenlänge beschreibt, hat die Form einer asymmetrischen Glockenkurve. Das Maximum der Kurve verschiebt sich mit zunehmender Temperatur zu kürzeren Wellenlängen, wobei das Produkt aus der Wellenlänge mit maximaler Intensität und der absoluten Temperatur eine Konstante ist. Dieser Befund wird als Wien'sches Verschiebungsgesetz bezeichnet. Eine Konsequenz des Wien'schen Verschiebungsgeset-

zes ist jedermann geläufig: Ein glühender Körper ändert seine Farbe mit zunehmender Temperatur von rot zu weiß. Nach Aussage Wiens legte Helmholtz die Ergebnisse der Berliner Akademie der Wissenschaften erst nach einigem Zögern vor, weil er ursprünglich Zweifel hatte, ob es erlaubt war, das Problem thermodynamisch zu behandeln. Auch der berühmte englische Physiker Lord Kelvin (1824–1907) äußerte an der Gültigkeit der Wien'schen Formel Zweifel. Die experimentelle Nachprüfung des Wien'schen Resultats war allerdings zunächst nicht möglich, weil man noch nicht wusste, wie man einen «schwarzen Körper» praktisch verwirklichen sollte. Es ist das Verdienst von Wien und seinem Vorgesetzten Ludwig Holborn (1860–1926) an der Reichsanstalt, zum ersten Mal eine Anordnung konzipiert und realisiert zu haben, die Messungen der Wärmestrahlung mit hinreichender Präzision gestattete. Der benutzte schwarze Körper war ein keramischer Hohlraum, der durch externe Heizung auf hohe Temperaturen gebracht werden konnte. Die Strahlung, die aus einer relativ kleinen Öffnung austritt, entspricht in hohem Grade derjenigen, die von Materie, welche auffallende Strahlung komplett absorbiert, aufgrund ihrer Temperatur emittiert wird. Bei den Messungen wurde das Wien'sche Verschiebungsgesetz vollständig bestätigt. Dagegen ergaben sich Abweichungen von der Wien'schen Strahlungsformel, die eine Aussage über das Wellenlängenspektrum der schwarzen Strahlung macht. Diese Formel hatte Wien unter einer Reihe von Annahmen abgeleitet. Während das Wien'sche Verschiebungsgesetz auf den anerkannten Grundlagen der Elektrodynamik und der Thermodynamik beruhte und hypothesenfrei abgeleitet werden konnte, traf dies bei der Strahlungsformel nicht zu. Bei der experimentellen Nachprüfung traten Abweichungen bei hohen Temperaturen und großen Wellenlängen auf. In seinen Erinnerungen bemerkt Wien, dass ihn die zusätzliche Annahme, dass bei unendlich hoher Temperatur die Strahlungsenergie ebenfalls unendlich werden muss, zur korrekten Strahlungsformel geführt hätte. Diese zu formulieren war im Jahr 1900 Max Planck (1858–1947) vorbehalten. Die Messungen an der Reichsanstalt, an denen Wien allerdings nicht mehr teilnahm, hatten Planck zunächst zu einer empirischen Korrektur des Strahlungsgesetzes geführt. Er nahm an, dass die Energie, die von der Wärmestrahlung ausgesandt wird, nicht kontinuierlich, sondern in

Form von Energiequanten auftritt, die der ausgesandten Frequenz proportional sind. Seine kurz darauf folgende theoretische Analyse öffnete das Tor zur modernen Quantenphysik.

Die Formulierung des Verschiebungsgesetzes brachte Willy Wien 1911 den Nobelpreis für Physik ein. Es ist bemerkenswert, dass Max Planck, der die korrekte Formel für die Wärmestrahlung ableitete, erst acht Jahr später der Nobelpreis verliehen wurde. Das Planck'sche Postulat der Quantisierung der Energie war außerordentlich radikal und nicht mit klassischen Vorstellungen zu vereinbaren. Eine vollständige atomistische Theorie der Strahlung wurde erst ab Mitte der 1920er Jahre nach der Formulierung der Quantentheorie durch Werner Heisenberg (1901–1971) und Erwin Schrödinger (1887–1961) möglich. So ist es zu verstehen, dass Wien in seinem Nobelpreisvortrag die Planck'sche Strahlungsformel zwar voll würdigte, aber auch auf die Unverträglichkeit mit herkömmlichen Vorstellungen hinwies. Auch Max Planck selbst konnte sich mit den Konsequenzen aus seinem Quantenpostulat bis an sein Lebensende nicht anfreunden.

Wiens Arbeiten zur Wärmestrahlung akzeptierte die wissenschaftliche Welt hingegen von Anfang in vollem Umfang. So ist es nicht erstaunlich, dass er bereits 1896 von der Preußischen Unterrichtsverwaltung das Angebot für ein Extraordinariat in Aachen erhielt. Er zögerte nicht lange, dem Ruf zu folgen, obwohl die außerordentliche Professur nur begrenzte Arbeitsmöglichkeiten bot.

Beginn der Hochschultätigkeit

Wien nahm das Angebot auf das Extraordinariat in Aachen so rasch an, weil er die Aussicht auf die Freiheit des wissenschaftlichen Arbeitens schätzte. An die Tätigkeit an der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt erinnerte er sich im Rückblick gern: Obwohl er nur eine relativ bescheidene Stelle innehatte, war es ihm möglich, ungestört und konzentriert zu arbeiten. In seinem weiteren Leben, so bemerkte er später, sei er nie wieder zu so intensivem wissenschaftlichen Arbeiten gekommen.

Die Ausstattung in Aachen war immerhin so gut, dass er sofort weiterforschen konnte – allerdings nicht mehr weiter über die Wärmestrahlung, denn dieses Gebiet war der Reichsanstalt vorbe-

halten. Er suchte sich jedoch ein anderes Thema: Sein Vorgänger im Amt, Philipp Lenard (1862–1947), der sich mit den Kathodenstrahlen befasst hatte und für seine Arbeiten 1905 den Nobelpreis für Physik erhielt, hatte ihm Vakuumeinrichtungen hinterlassen, die zur Erforschung der Kathodenstrahlen erforderlich waren. Die Natur dieser Kathodenstrahlen, die beim Auftreffen auf Materie Röntgenstrahlen erzeugen, war 1896 noch keineswegs geklärt. Die Lenard'sche Anordnung, die es erlaubte, die Kathodenstrahlen aus dem Entladungsrohr ins Vakuum zu leiten, gestattete Wien den Nachweis, dass es sich bei diesen Strahlen um negativ geladene elektrische Teilchen handelte. Die Frage nach der dazugehörigen positiven Ladung führte zur Identifizierung der Kanalstrahlen, die Eugen Goldstein (1850–1930) bereits 1886 entdeckt hatte, über deren Natur jedoch Unklarheit herrschte. Der Name Kanalstrahlen rührt daher, dass sie aus der durchlöcherten Kathode einer Entladungsröhre austreten, und zwar in entgegengesetzter Richtung wie die Kathodenstrahlen. Durch Ablenkung in elektrischen und magnetischen Feldern konnte Wien zeigen, dass es sich bei den Kanalstrahlen um die Ionen des Gases handelt, in dem die Entladung erzeugt wird. Er führte die Arbeiten in Aachen jedoch nicht zu Ende: Den Ruf auf ein Ordinariat in Gießen im Jahr 1899 konnte er kaum ablehnen, da es sich um eine Stelle handelte, die ein hohes Maß an Selbständigkeit gestattete. Hinzu kam, dass das Gießener Institut neu erbaut war und dass Wien die Möglichkeit hatte, es nach seinen Wünschen einzurichten. Von Aachen trennte er sich allerdings nur ungern. Nach dem zurückgezogenen Leben in Berlin hatte er hier die rheinische Geselligkeit und auch Luise Mehler kennengelernt, die er 1898 heiratete.

Die Würzburger Zeit

Aber auch der Aufenthalt in Gießen sollte nicht lange dauern. Bereits im Wintersemester 1899/1900 erhielt Wien einen Ruf als Nachfolger Röntgens nach Würzburg, den er im Frühjahr 1900 annahm. In Würzburg sollte er 20 Jahre bleiben, bevor er in München wiederum die Nachfolge Röntgens antrat. In seinen Erinnerungen ist zu lesen, dass er in Würzburg die glücklichsten Jahre seines Lebens, aber auch die schwersten, nämlich die Kriegsjahre,

erlebte. Seine vier Kinder wurden alle in Würzburg geboren. Es bildete sich bald ein Freundeskreis heraus, der sich häufig in der Dienstwohnung des Instituts am heutigen Röntgenring oder im Institutsgarten traf. Wiens Hauptarbeitsgebiet wurde die Erforschung der Kanalstrahlen.

Sein Ansehen war nun so groß, dass er bereits nach zwei Jahren in Würzburg einen Ruf an die Universität Leipzig erhielt, und zwar als Nachfolger von Ludwig Boltzmann. Es handelte sich um einen Lehrstuhl für Theoretische Physik; eine Annahme des Rufes hätte den Vorteil gehabt, dass er von organisatorischen Tätigkeiten, die mit der Leitung eines experimentellen Institutes verknüpft sind, entbunden worden wäre. Wien lehnte den Ruf jedoch ab, weil er der Überzeugung war, dass eine ausschließliche Beschäftigung mit theoretischen Problemen nicht seiner Begabung entsprach. Die Bleibeverhandlungen, die in den Würzburger Universitätsakten überliefert sind, brachten eine merkliche Verbesserung in der Ausstattung und im Etat des Physikalischen Instituts.

Der nächste Ruf erfolgte 1906 an die Universität Berlin als Nachfolger von Paul Drude (1863–1906), der nach ihm auf der Würzburger Berufungsliste gestanden hatte. Das Angebot erschien zunächst attraktiv, insbesondere reizte Wien das anregende wissenschaftliche Leben der Hauptstadt. Die Verhältnisse im Berliner Physikalischen Institut befriedigten ihn jedoch nicht, und er hielt sie auch nicht für verbesserungsfähig; Wien blieb der Universität Würzburg erhalten. 1907 wählte ihn die Bayerische Akademie der Wissenschaften auf Vorschlag Röntgens zu ihrem korrespondierenden Mitglied.

Im Würzburger Institut hatte sich inzwischen ein reges wissenschaftliches Leben entwickelt. Wien hatte mehrere Assistenten, es kamen aber auch viele Ausländer, um bei ihm zu arbeiten. Diese Aktivitäten hielten bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges an. Zu diesem Zeitpunkt war Wien Rektor der Universität Würzburg, eine Tätigkeit, die ihn voll in Anspruch nahm. Im Sommer 1914 sollte die 100-jährige Zugehörigkeit Würzburgs zu Bayern gefeiert werden. König Ludwig III. (reg. 1912/13–1918) erschien mit seinem gesamten Hof. Am ersten Tag des Besuches fand eine große Versammlung in der Residenz statt, bei der der König eine Rede hielt. Am 29. Juni stand ein Festakt in der Universität mit einer

Rede des Rektors zum Thema «Die neuere Entwicklung unserer Universitäten und ihre Stellung im deutschen Geistesleben» auf dem Programm. Zu dieser Rede kam es jedoch nicht mehr, weil am Abend des ersten Besuchstages die Nachricht überbracht wurde, dass der österreichische Thronfolger in Sarajevo ermordet worden sei. Der Wittelsbacher brach den Besuch wegen seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zum österreichischen Kaiserhaus ab. Der Text der geplanten Ansprache ist uns jedoch überliefert und in Wiens gesammelten Vorträgen und Aufsätzen nachzulesen.

Auch aus heutiger Sicht ist diese Rede noch lesenswert. Sie zeugt davon, dass Wien öffentlichen Belangen gegenüber sehr aufgeschlossen war und dass er Weitblick und ein gesundes Urteilsvermögen besaß. Er verzichtete darauf, das vorhergehende Jahrhundert im Leben der Alma Julia abzuhandeln, und setzte sich stattdessen mit gegenwärtigen und künftigen Problemen der Universität auseinander. Er stellte die Frage: «*Haben unsere Universitäten wirklich noch die führende Stellung im deutschen Geistesleben, ist ihre Organisation noch die Richtige?*» Zur ersten Frage bemerkte er, dass die Universitäten zwar niemals den Anspruch erhoben hätten, allein die Führung auf geistigem Gebiete zu besitzen, es aber doch versäumt hätten, sich manche der wichtigsten Organisationen anzugliedern, die eigentlich zu ihnen gehörten, vor allem die Technischen Hochschulen. Weiter setzte er sich mit dem Verhältnis von Kaiser-Wilhelm-Instituten und Universitäten auseinander. Dabei brach er eine Lanze für die Universitätsinstitute und wies darauf hin, dass die stetige personelle Erneuerung durch Doktoranden und Assistenten ein Vorteil sei, der den Forschungsinstituten abgehe und dort zur Erstarrung führen könne.

Beim Studium seines Lebenslaufs erkennt man, dass Willy Wien ein sehr stark politisch engagierter Mensch war. Zeit seines Lebens interessierte er sich für neue und neueste Geschichte und damit auch für die Tagespolitik. Er war ein überzeugter Konservativer, was aufgrund seiner Herkunft verständlich ist, und ein glühender Verehrer Bismarcks (1815–1898); dessen Entlassung durch Kaiser Wilhelm II. (reg. 1888–1918) enttäuschte ihn tief. Der Ausgang des Ersten Weltkriegs deprimierte ihn.

Trotz der Nachkriegswirren nahm Wien 1919 die wissenschaftliche Arbeit unverzüglich wieder auf. Die während des Krieges ge-

sammelten Erfahrungen mit der Hochvakuumtechnik benutzte er dazu, die Leuchtdauer angeregter Atome in den Kanalstrahlen zu messen. Die Politik forderte aber weiterhin ihren Tribut: In München war eine Räterepublik ausgerufen worden, und es wurde versucht, sie auf die Provinz auszudehnen. So kam es auch in Würzburg Anfang April 1919 zu einer Räterepublik, die aber nur wenige Tage Bestand hatte. Ein Aktionsausschuss aus Mitgliedern von USPD und KPD besetzte die Residenz, den Bahnhof und die Festung. Die Zeitungen wurden zensiert, 16 prominente Bürger als Geiseln genommen. Würzburger Bürger, Offiziere und Studenten der Universität beendeten die Räteherrschaft am 9. April 1919 gewaltsam; Wien war daran aktiv beteiligt: In seinen Erinnerungen berichtet er, dass er von politisch rechtsgerichteten Studenten zum Vertrauensmann gewählt worden war und intensiv mit Offizieren und Studentenvertretern verhandelte. Anschließend war die Befreiung Münchens geplant; in der bayerischen Hauptstadt herrschte völliges Chaos. In Würzburg wurde ein Freikorps gebildet, das Freiwillige aus allen Schichten rekrutierte. Der Vorsitzende des Würzburger Werbeausschusses war Willy Wien. Das Würzburger Korps war nach kurzer Zeit marschbereit und zog nach München, das nach heftigen Kämpfen von «weißen» Truppen eingenommen wurde.

Während dieser Zeit bestand die Befürchtung, dass Würzburg erneut von linksradikalen Gruppierungen besetzt werden könnte. Eine Bürgerwehr, der auch Willy Wien angehörte, sollte dies verhindern. Viele Nächte lang stand er mit geschultertem Gewehr in der Stadt oder am Bahnhof Wache; glücklicherweise kam es nicht zu Kämpfen. Die Zustände beruhigten sich ein wenig, und Wien ging trotz der politischen Wirren seiner Arbeit nach. Studenten hatte er allerdings keine mehr, im Physikalischen Institut war es ziemlich still geworden.

Im Herbst 1919 zog sich Röntgen in München im Alter von 74 Jahren von seinem Lehramt zurück. Wien erhielt einen Ruf als sein Nachfolger. Dieses Angebot nahm er an, obwohl ihm der Entschluss nicht leicht gefallen war. Er hoffte jedoch, in München wieder größere wissenschaftliche Aktivitäten entfalten zu können. Die Schule in Würzburg, die vorwiegend aus Ausländern bestanden hatte, war durch den Krieg zerstreut worden; eine baldige Rückkehr

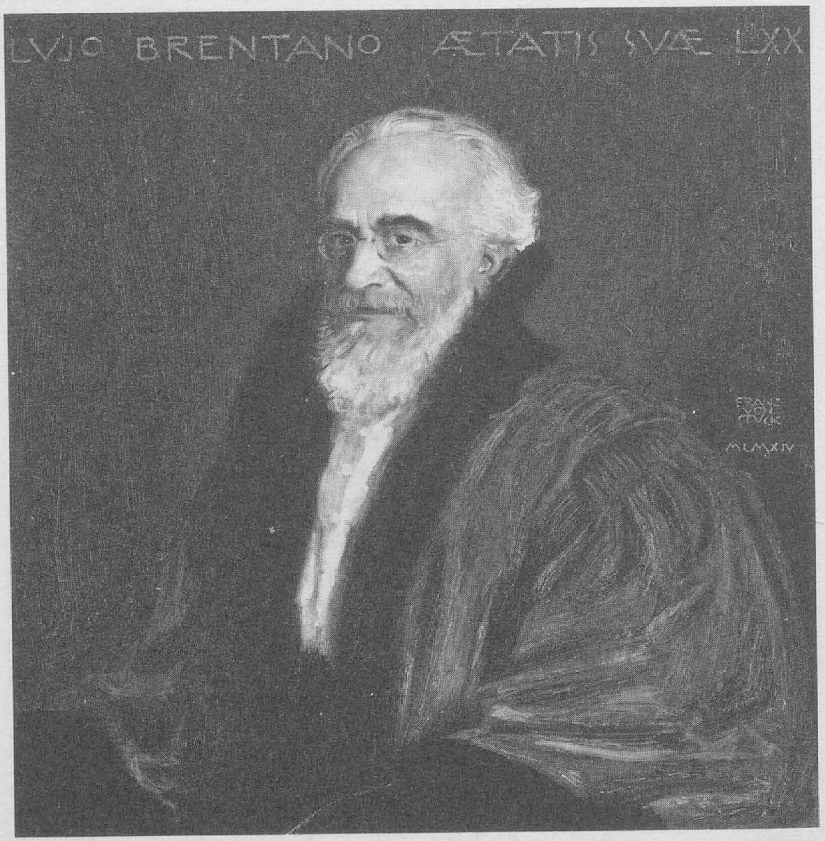
der Schüler war nicht absehbar. In München konnte Wien hingegen mit einer größeren Zahl deutscher Schüler rechnen. Allerdings musste in dem dortigen Institut viel verändert werden, um es Wiens Arbeitsgebiet anzupassen. Eigentlich hätte ein neues Institut gebaut werden müssen – daran war jedoch nicht zu denken, und so musste er sich auf das Notwendigste beschränken (die Verbesserungen sollten noch über das Jahr 1927 hinaus dauern). Die Berufungsverhandlungen zogen sich den ganzen Winter 1919/20 hin.

Die Münchner Zeit

Die Münchner Jahre bezeichnete Wien als seine arbeitsreichsten. 1923 war er Dekan der Naturwissenschaftlichen Fakultät, seit 1921 ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und 1925/26 Rektor der Universität München. 1925 hielt er Vorlesungen in London. Hinzu kamen Ehrenämter, etwa die Mitwirkung bei der Gründung der Helmholtz-Gesellschaft zur Förderung der Physikalisch-Technischen Forschung. Er war außerdem Vorsitzender der Deutschen Physikalischen Gesellschaft und hatte – neben der Redaktion der Annalen der Physik – gemeinsam mit dem Würzburger Professor Friedrich Harms die Herausgabe des vielbändigen Handbuchs für Experimentalphysik übernommen. Seine Gesundheit hielt den hohen Anforderungen scheinbar stand, seine Leistungsfähigkeit frischte Wien durch kurze Aufenthalte im Gebirge immer wieder auf. Die Hoffnung auf ruhigere Zeiten erfüllte sich jedoch nicht. Die Inflation schritt unaufhaltsam voran und erschwerte das tägliche Leben. Auch die wissenschaftliche Arbeit wurde dadurch stark in Mitleidenschaft gezogen; es war häufig nicht genug Geld vorhanden, um defekte Apparaturen reparieren zu lassen.

Wiens Gesundheit war jedoch nicht so gut, wie er selbst und seine Umgebung geglaubt hatten. Im Juli 1928 fühlte er sich unwohl, nahm aber die diagnostizierte Gallenkrankheit nicht ernst und machte Ferien im Sommerhaus der Familie in Mittenwald. Dort verschlimmerte sich die Krankheit, und Wiens Freund Ferdinand Sauerbruch (1875–1951) wurde hinzugezogen. Eine Operation erfolgte wahrscheinlich zu spät, Wien starb am 30. August 1928.

Willy Wien hat der physikalischen Wissenschaft Bleibendes hinterlassen. Seine herausragenden Leistungen beruhten auf einem scharfen und stets kritischen Verstand. Erstaunlich sind die Breite seiner Begabung und die Vielfalt seiner Interessen. Er war von einem hohen Verantwortungsbewusstsein durchdrungen und besaß eine große Schaffenskraft.


LVJO BRENTANO ÆTATIS SVÆ LXX
MCMXIV

Lujo Brentano
(1844–1931)

Nationalökonom und Wirtschaftshistoriker

Knut Borchardt

1901 wurde Lujo Brentano, der Inhaber des Lehrstuhls für Nationalökonomie, Finanzwissenschaft und Wirtschaftsgeschichte an der Universität München, zum Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt.[1] Seit dem Tod Friedrich von Hermanns (1795–1868) hatte es keinen Vertreter dieser Fächer mehr unter den ordentlichen Mitgliedern der Akademie gegeben. Und zu Hermanns Zeit waren die Kameral- oder Staatswissenschaften, wie man damals noch sagte, ein eher randständiges Fach. Das änderte sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts geradezu dramatisch. Nationalökonomische Fragen rückten im Zuge des beschleunigten Wandels der Lebensverhältnisse durch Industrialisierung und Globalisierung in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses und der politischen Auseinandersetzungen. Insbesondere die «Soziale Frage», die Frage nach dem Schicksal der Arbeiterklasse und damit auch der gesamten Wirtschafts- und Sozialordnung, verlangte nach Erklärungen und tunlichst auch Gestaltungsideen. Um 1900 war die Nationalökonomie in den Rang einer Leitwissenschaft gelangt. Und Lujo Brentano spielte hierbei eine herausragende Rolle.

Aber nicht die aktuelle Bedeutung der Nationalökonomie schien die Mitglieder der Historischen Klasse zu motivieren, als sie dem Plenum im Juli 1901 einstimmig die Zuwahl von Brentano empfahlen. In der von Sigmund Riezler (1843–1927), dem Professor für Bayerische Geschichte, verfassten Laudatio heißt es lapidar: «*Von seiner Stellung in der Wissenschaft der Nationalökonomie und von seinen zahlreichen, rein volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Schriften soll hier nicht die Rede sein.*» Es genügte dem Laudator hierzu zu bemerken: «*Brentano steht [...] unbestritten unter den jetzt lebenden Nationalökonomen in erster Reihe*», um

dann fortzufahren: «*So sehr aber diese Thatsache für unsere Wahl ins Gewicht fallen wird, so vornehmlich kommt doch für uns der Wirtschaftshistoriker in Betracht.*»[2]

In der Tat, Wirtschafts*theorie* und Wirtschafts*politik* waren damals in der Struktur der Akademie noch nicht systematisch unterzubringen, weder in der Philosophisch-philologischen noch in der Historischen Klasse. Doch in die letztere passte natürlich die Wirtschafts*geschichte*. Sie hatte insbesondere in Deutschland im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts einen enormen Aufschwung genommen, zumal sich auch die meisten Professoren der Nationalökonomie in Deutschland der so genannten «Historischen Schule» zurechneten. Lujo Brentano gehörte neben Gustav Schmoller (1838–1917) und Karl Bücher (1847–1930), die schon seit 1895 korrespondierende Mitglieder der Akademie waren, zu den führenden Vertretern dieser Richtung. Und diese Gelehrten waren selbstverständlich gesprächsfähig im Kontakt mit den Kollegen anderer historischer Disziplinen.

Der Weg zum Hochschullehrer

Lujo Brentano war eine imponierende Gelehrtenfigur. Er war stolz auf seine aus Italien nach Frankfurt a. M. eingewanderte Familie. Sie hatte in der Goethezeit kulturelle Glanzlichter gesetzt. Sophie La Roche (1730–1807), die Freundin Wielands, war seine Urgroßmutter, die Großmutter Maximiliane (1756–1793) eine Jugendliebe Goethes. Die Dichter Clemens Brentano (1778–1842) und Bettina von Arnim (1785–1859) waren Geschwister seines Vaters Christian (1784–1851); Friedrich Karl von Savigny (1779–1861) ein Onkel. Sein älterer Bruder Franz (1838–1917) war einer der bedeutendsten Philosophen des 19. Jahrhunderts.

Lujo (zusammengesetzt aus den Vornamen der Paten Louis und Joseph) Brentano wurde am 18. Dezember 1844 in dem seit 1814 bayerischen Aschaffenburg geboren. Sein Vater starb schon 1851. In der Aschaffenburger Lateinschule den hohen Ansprüchen der Mutter nicht genügend, wurde Lujo 1855 in das dem Gymnasium St. Stephan in Augsburg angegliederte Internat der Benediktiner gegeben. 1860 nach Hause zurückgekehrt, wurde er 1861 neuerlich zu Erziehungszwecken ausgetan, diesmal zu seiner älteren Schwes-

ter und ihrem Mann Peter Le Page Renouf (1822–1897), einem Professor für orientalische Sprachen und alte Geschichte an dem von Kardinal Newman gegründeten katholischen College in Dublin. Dort konnte der fast 18-Jährige studieren. In seiner Autobiographie hat Brentano bekannt, er habe sich in Irland durch seinen Schwager, den späteren Direktor der orientalischen Sammlungen des British Museum, von einem Konservativen zu einem Liberalen gewandelt. Nach einem Jahr, reich an neuen Erfahrungen, nach Aschaffenburg zurückgekehrt, bestand Lujo nach nur zwei Monaten im benachbarten Darmstadt das Abitur.

Er studierte zunächst etwas ungezielt philosophisch-historische Fächer an der Theologisch-philosophischen Akademie in Münster, danach konzentrierter Rechtswissenschaften in München, Würzburg und Heidelberg, wo er 1866 den juristischen Doktorgrad erwarb. Enttäuscht über den innerdeutschen Krieg und seinen Ausgang, gab er den Gedanken an eine Advokaten- oder Beamtenlaufbahn im siegreichen Preußen oder unterlegenen Bayern auf und fasste, in der Hoffnung auf mehr persönliche Unabhängigkeit, eine akademische Karriere ins Auge. Diese sollte in der Nationalökonomie liegen. 1866/67 studierte er in Göttingen, vornehmlich bei Johann von Helferich (1817–1892). Mit einer Arbeit über Johann Heinrich von Thünens (1783–1850) im Jahr 1850 publizierte Theorien vom «naturgemäßen Lohn und Zinsfuß im isolierten Staate» wurde er schon 1867 zum Dr. phil. promoviert.

Danach trat Brentano auf Empfehlung Helferichs in das unter der Leitung Ernst Engels (1821–1896), des Direktors des Preußischen Statistischen Bureaus, stehende Statistische Seminar in Berlin ein, nach heutigem Verständnis eine Art Graduiertenkolleg. Allerdings interessierte sich Brentano weniger für die hier gelehrten neuesten Methoden der empirischen Sozial- und Wirtschaftsforschung. Umso mehr geriet er in den Bann der sozialpolitischen Ideen von Ernst Engel. Dieser glaubte nämlich, in der Gewinn- und Kapitalbeteiligung der Arbeiter am Unternehmen *die* Lösung der Sozialen Frage gefunden zu haben. Er lud den jungen Mann ein, ihn 1868 auf einer Studienfahrt nach England zu begleiten, wo beide bessere Belege für die Wirksamkeit dieser Idee zu finden hofften. Hier entschied sich der weitere Weg Lujo Brentanos.

Er fand jedoch rasch heraus, dass und warum die Beteiligung der Arbeiter am Unternehmen kein Erfolgsmodell sein konnte. Mithilfe Engels kam Brentano aber auch in Kontakt mit Parlamentsabgeordneten und Führern von in England bereits aktionsfähigen Gewerkschaften. Als er tieferen Einblick in ihre Ziele, die Organisationen und auch in ihre Akten erhielt, blieb er fast ein Jahr zu Forschungen in England. Er gewann die Überzeugung, nun den Weg für die Rettung der Arbeiter aus dauerndem Elend gefunden zu haben. Aus seinen Studien der hier schon sichtbaren Ansätze einer neuen Arbeitsmarktverfassung ging sein epochemachendes Werk «Die Arbeitergilden der Gegenwart» (1871, 1872) hervor. In dessen erstem Band entwickelte er, die Geschichte mittelalterlicher Zünfte nützend, eine kühne, allerdings auf Dauer nicht haltbare Theorie der Entstehung von Organisationen der Machtbalance an Arbeitsmärkten. Im zweiten Band beschrieb und analysierte er dann auf der Basis von ihm selbst erschlossener Quellen die Struktur, die Entwicklungsbedingungen und die Aktivitäten englischer Gewerkschaften. Er verband mit seinem Werk die Hoffnung, dass dieses seiner Meinung nach erfolgreiche Modell sich mit Unterstützung reformbereiter bürgerlicher Kräfte alsbald auch in Deutschland durchsetzen werde. Darin wurde er lange enttäuscht. Aber die Philosophische Fakultät der Berliner Universität nahm den ersten Band des Werkes als Habilitationsschrift an.

Der Titel seines Kolloquiumsvortrags vor der Fakultät «Über die Lehre von den Lohnsteigerungen» war eine Provokation. Eine solche Lehre gab es bis dahin nämlich noch nicht. Die ökonomischen Klassiker hatten ein Theoriengebäude entwickelt, das kaum Aussicht auf nachhaltige Verbesserungen der Lebenslage der Arbeiter auf dem Wege über Lohnsteigerungen zuließ. Zwar war Brentano nicht der Erste, der diese Theorien (insbesondere das sog. «Eherne Lohngesetz» und die Lohnfondstheorie) für falsch hielt, aber es waren seine theoretischen Argumente und empirischen Belege, die von nun an im deutschen Sprachraum zur Überwindung der pessimistischen klassischen Lehren, auf die sich ja auch Karl Marx (1818–1883) bezog, beigetragen haben.

Stufen der Karriere bis München

Der Habilitation folgte eine Karriere, die ihn in rascher Folge auf fachlich höchst ansehnliche Lehrstühle führte. Bereits 1872 wurde Brentano außerordentlicher und 1873 ordentlicher Professor für Nationalökonomie in Breslau. Hier begründete er auch eine sehr glückliche Ehe mit Valerie Erbreich (1851–1918), aus der eine Tochter hervorging. 1882 wurde er als Nachfolger Gustav Schmollers an die Reichsuniversität Straßburg berufen; 1887 folgte er, sehr zum Ärger des dort tätigen, in den Methodenstreit mit Gustav Schmoller verwickelten anderen Ordinarius Carl Menger (1840–1921), dem Ruf auf den Lehrstuhl von Lorenz von Stein (1815–1890) in Wien. Der Massenbetrieb bei den Juristen, die er in Nationalökonomie zu prüfen hatte, veranlasste ihn nur ein Jahr später, als Nachfolger eines anderen Heroen des Faches, Wilhelm Roscher (1817–1894), nach Leipzig zu gehen. Als 1891 den nunmehr Kgl. Sächsischen Hofrat der Ruf aus München erreichte, war es seinem eigenen Zeugnis nach vornehmlich die Gesundheit seiner Frau, die einen neuerlichen Wechsel nahelegte. Hier in München entfaltete Brentano seine Talente als Hochschullehrer der Nationalökonomie und Finanzwissenschaft, ab 1898 auch der Wirtschaftsgeschichte, zu voller Blüte.

Brentano war ein begeisterter und begeisternder Lehrer. Er füllte die Auditorien mit Studenten aller Fakultäten und dem Publikum aus der Stadt. Sein Doktorand Theodor Heuss (1884–1963), später der erste Präsident der Bundesrepublik Deutschland, hat Brentanos Wirken wie folgt beschrieben: «*Es war der Lehrer, den wir liebten, und nicht nur um deswillen was er uns darreichte, sondern auch wie er es darreichte, souverän und dabei subjektiv, in der vollendeten Kunstform der Sprache, die dem Philister genügte, ihn verdächtig zu finden; eigentlich brauchte er immer etwas Streit, um sich wohl zu fühlen, mit dem Staat, mit einem Syndikus, vorab natürlich mit einem anderen Professor [...].*»[3] Es soll sein die Räumlichkeiten der alten Universität sprengender Lehrerfolg gewesen sein, der 1906/07 zum Bau des noch heute benutzten Auditorium Maximum Anlass gegeben habe.

Brentano war unter den Nationalökonomen auf den Kathedern im Kaiserreich der konsequenteste und geistreichste Vertreter des

politischen Liberalismus und zugleich einer der bedeutendsten Sozialpolitiker. Es war die in dieser Zeit verblüffende Spannung in Brentanos Grundüberzeugungen (liberal *und* sozial zugleich), die den Reiz der Person und ihrer Lehre ausmachte.

Ein Kathedersozialist

Brentano hat sich zeit seines Lebens gern als «Kathedersozialist» bezeichnet. So hatte 1871 ein Politiker und Journalist in deutlich diffamierender Absicht eine Reihe von Hochschullehrern genannt, die damals die Überzeugung verband, dass der Klassenkonflikt entschärft und die Gesellschaft mithilfe sozialer Reformen umgebildet werden müsse, wenn es nicht zur Revolution kommen sollte. Wie in ähnlichen Fällen häufiger, übernahmen die als «Kathedersozialisten» Beschimpften alsbald das Etikett als Markenzeichen. Sie schufen aus dem lockeren Netzwerk ihrer Kommunikation eine feste Organisation, den 1872/73 gegründeten «Verein für Socialpolitik». Der gerade erst zum Professor ernannte Lujo Brentano gehörte zu den engagiertesten Promotoren des Vereins, in dem sich Männer wie Karl Bücher, Johannes Conrad (1839–1915), Georg Friedrich Knapp (1842–1926), Wilhelm Lexis (1837–1914), Gustav Schmoller und Adolph Wagner (1835–1917) zusammenfanden, die später Leuchten der deutschen Nationalökonomie gewesen sind.

Der Verein wurde ein wichtiger Teil seines Lebens, auch wenn er sich von Anfang an nicht in Brentanos Sinn entwickelt hat. Dieser wünschte sich ihn als eine politisch schlagkräftige Organisation, gleichsam ein linksliberales Sprachrohr, das mit Entschließungen in den politischen Raum wirken sollte. Dazu waren die meisten Kollegen nicht bereit. Stattdessen wurde der Verein, dem zunächst auch Beamte und Unternehmer angehört hatten, mit seinen regelmäßigen Tagungen zu einem Forum fachlicher Erörterungen und – dank der vom Verein veranlassten empirischen Forschungsarbeiten – zur bedeutendsten Institution sozialökonomischer Großforschung im deutschen Sprachraum. Dabei traten Fragen der Sozialpolitik gar in den Hintergrund. Der Verein für Socialpolitik, der heute noch unter demselben Namen besteht, wurde zu einem Verein der Hochschullehrer der Nationalökonomie, offen zur Erörterung aller

Fachfragen, auch der theoretischen. Lujo Brentano hat ihn 1929 im Zorn über diese Entwicklung verlassen.

Zeit seines Lebens stand die Arbeitsmarktverfassung im Mittelpunkt der wissenschaftlichen und politischen Tätigkeit Brentanos. Lange Zeit vertraute er auch hier auf die Selbstregelungskräfte des Marktes – allerdings nur dann, wenn die Parteien die Chance hätten, in Augenhöhe miteinander zu verhandeln, und gegebenenfalls das Recht hätten zu kämpfen; daher sein Eintreten für die seinerzeit noch nicht gegebene Koalitionsfreiheit, für rechtlich geschützte Tarifverträge und das Streikrecht. Auch hinsichtlich der Sicherung der Arbeiter gegen die Risiken von Krankheit, Invalidität, Alter und Arbeitslosigkeit setzte er – im Gegensatz zu den meisten seiner Kollegen – auf Selbsthilfe der Arbeiter durch den Aufbau eines umfassenden Versicherungswesens in den Händen der Gewerkschaften. Dabei plädierte er für das reine Versicherungsprinzip ohne Staatszuschuss und Arbeitgeberbeiträge. Von der Einrichtung gewerkschaftseigener Sicherungssysteme erhoffte er sich auch eine größere Anziehungskraft dieser Organisationen und – wegen des nun von ihnen zu tragenden Risikos der Arbeitslosigkeit ihrer Mitglieder – auch ein stärkeres Verantwortungsgefühl hinsichtlich der Höhe von Lohnforderungen.

Mit seiner hier allzu knapp geschilderten gesellschafts- und sozialpolitischen Konzeption stand Brentano – selbst im Verein für Socialpolitik – nahezu allein. Die große Mehrheit der deutschen Sozialpolitiker sah in der Arbeiterfrage viel mehr eine Aufgabe für den modernen Staat. Wenn dieser Staat sich zum Beschützer, ja Wohltäter der Schwachen machte, hoffte man, die Arbeiter befrieden zu können. Die von Gustav Schmoller entwickelte Idee des «sozialen Königtums», die paternalistische Form der Sozialpolitik, hat sich in Deutschland bekanntlich mit Bismarcks Entscheidungen für die staatlich organisierte Sozialversicherung durchgesetzt. Brentano hingegen hat schon früh die Gefahren des umverteilenden Wohlfahrtsstaates beschworen.

Allerdings ist auch Brentano nicht konsequent bei seiner Ablehnung lenkender Staatseingriffe in den Arbeitsmarkt geblieben. Noch 1899 hatte er sich entschieden gegen eine Festsetzung von Löhnen durch Behörden ausgesprochen, u. a. weil dann jede politische Wahl ein Kampf um die Staatsmaschine würde, um mit ihrer

Hilfe der Gegenseite den begehrten Lohn aufzunötigen. Umso überraschter waren Freunde und Gegner, als Brentano sich 1905 vor dem Hintergrund großer Streikbewegungen dafür aussprach, dass dann, wenn sich die Tarifparteien nicht einigen könnten, staatliche Behörden den Lohn festsetzen sollten. Und 1912 trat er gar – unter Hinweis auf Vorbilder in Australien und Neuseeland – für gesetzlich festzulegende Lohnuntergrenzen ein, wie sie heute wieder diskutiert werden.

In diesem Zusammenhang muss Brentanos wichtigster Beitrag zur Entwicklung der ökonomischen Theorie, nämlich seine Studie «Über das Verhältniß von Arbeitslohn und Arbeitszeit zur Arbeitsleistung» (1876, ausgebaut in der 2. Aufl. von 1893), erwähnt werden. Darin setzte er sich kritisch mit dem – damals wie heute – weit verbreiteten Argument auseinander, dass Arbeitsschutzmaßnahmen, höhere Löhne und kürzere Arbeitszeiten die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Produzenten an den Weltmärkten gefährden müssten. Ausgehend von der zu beobachtenden Tatsache, dass Hochlohnländer wie die USA und England durchaus gegenüber der Konkurrenz von Niedriglohnländern bestehen, ja – wie das Beispiel der USA zeigte – ihre Weltmarktanteile sogar erhöhen konnten, wies Brentano auf die entscheidende Rolle des technischen Fortschritts hin. Hohe Arbeitslöhne mussten nicht hohe Arbeitskosten bedeuten. Besonders aufregend war seine These, dass nicht nur eine wie immer zustande gekommene höhere Produktivität die Zahlung höherer Löhne ermöglicht, sondern dass umgekehrt höhere Löhne und kürzere Arbeitszeiten unter Umständen zur Erhöhung der Arbeitsproduktivität beitragen könnten. 1893 tauchen bei Brentano schon fast alle Argumente auf, die bis heute in der Diskussion um Löhne und Arbeitszeit in der globalisierten Wirtschaft eine Rolle spielen.

Für Freiheit des Handels

Brentano hat die seinerzeit im Gang befindliche Entfaltung der Weltwirtschaft, die wir heute Globalisierung nennen, als Wirtschaftstheoretiker und Gesellschaftspolitiker lebhaft begrüßt. Als um 1900, unterstützt von einer heftigen Agitation der Interessenverbände der Landwirte und der sie in den Parlamenten vertreten-

den Politiker, aber auch von hoch angesehenen Nationalökonomen, zum Schutze der bedrohten Landwirtschaft eine drastische Erhöhung der Zölle gefordert wurde, trat Brentano an die Spitze der Freihändler. Sein von wissenschaftlichen Untersuchungen über die Zollbelastung und ihre Wirkungen begleiteter publizistischer Kampf gegen erhöhte Zölle passte freilich auch in seine sozialpolitische Zielsetzung: Höhere Zölle mussten auf höhere Nahrungsmittelpreise und damit auf eine Senkung der Reallöhne der Arbeitenden hinauslaufen.

Tatsächlich ging es aber um viel mehr. Am Ende des 19. Jahrhunderts war unter den Nationalökonomen eine Debatte darüber entbrannt, wie der zu beobachtende Wandel der sektoralen Struktur zugunsten von Industrie und tertiärem Sektor und zu Lasten der Landwirtschaft zu beurteilen sei. Brentano hielt die weitere Entwicklung zum «Industriestaat» für unabwendbar und begrüßte ihre gesellschaftspolitischen Konsequenzen, insbesondere den Abbau des politischen Einflusses des grundbesitzenden Adels. Ihm erwuchs in dem in Berlin lehrenden Adolph Wagner, einem anderen bedeutenden Nationalökonomen, ein ebenso temperamentvoller Gegner. Der Streit dieser beiden ist bis heute unter dem Leitwort «Agrar- oder Industriestaat» Stoff von Geschichtsdarstellungen der Kaiserzeit. Interessanterweise hielt Wagner die sich abzeichnende weltwirtschaftliche Arbeitsteilung zwischen Agrar- und Industriestaaten nur für vorübergehend, weil ja alle Staaten sich industrialisieren würden. Vor allem aber hielt er, in Übereinstimmung mit den Interessenten und allen konservativen Kräften, den Erhalt einer absolut und relativ bedeutenden heimischen die Landwirtschaft betreibenden Bevölkerung für notwendig um des wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Wohls der Nation willen.

Mit seiner Haltung machte sich Brentano in Bayern, das noch weitgehend Agrarland war, nicht unbedingt beliebt. Kam noch hinzu, dass er aufgrund von umfassenden Untersuchungen zur Geschichte des Erbrechts an Grund und Boden zu einem heftigen Kritiker aktueller Bestrebungen geworden war, die freie Teilbarkeit von landwirtschaftlichem Besitz unter die Erben durch Ausdehnung des sog. Anerbenrechts einzuschränken. 1896 kam es zu einem bemerkenswerten Vorfall im bayerischen Landtag. Bei Beratungen über den Haushalt der Universität München griff der

Zentrumsabgeordnete Lutz, ein Bierbrauer, den Professor scharf an, als es um die beantragte Erhöhung der Sachmittel des von Brentano begründeten Staatswirtschaftlichen Seminars ging. Er bezog sich auf einen Vortrag Brentanos in Wien, bei dem dieser die bayerischen Bauern und damit die Mehrheit des bayerischen Volkes angeblich schwer beleidigt habe. Der Redner äußerte im Verlauf einer langen Rede Zweifel, «*ob ein Mann von dem einseitigen manchesterlichen Standpunkt des Professors Brentano im Stande ist, ein staatswissenschaftliches Seminar zu leiten*». Die Regierung möge dafür sorgen, «*daß unsere zukünftigen Beamten nicht im Geiste der Verachtung des Bauernstands erzogen werden*».[4] Die Sache ging als Eingriff in die Lehrfreiheit durch die Presse.

Brentanos Wirken in der Akademie

Wenn man diese Hintergründe kennt, wird noch besser verständlich, warum sich die Historische Klasse der Akademie, als sie 1901 Lujo Brentano zur Wahl vorschlug, hinsichtlich der Qualitäten des Gelehrten als Nationalökonom bedeckt hielt und, wie oben ausgeführt, sein wirtschaftshistorisches Werk in den Vordergrund stellte. Dass Brentano, wenn nicht unbedingt im bayerischen Landtag, so doch unter den Kollegen der Universität anerkannt war, geht aus der nahezu zeitgleichen Wahl zum Rektor der Universität München hervor. Brentano hat sein Rektoramt mit einer Rede über «Ethik und Volkswirtschaft in der Geschichte» angetreten, auch hier Widerspruch nicht scheuend. Anhand eines Ganges durch die Geschichte suchte er den Nachweis zu erbringen, dass – pointiert formuliert – letztlich nicht ethische Beurteilungen die wirtschaftliche Entwicklung bestimmt hätten, sondern umgekehrt sich die geltenden Normen längerfristig den jeweiligen wirtschaftlichen Erfordernissen angepasst hätten. Und den Studenten gab Brentano, obwohl warmherziger Sozialpolitiker, am Ende die Warnung auf den Weg, nicht mit sittlichen Werturteilen an das Studium des Wirtschaftslebens heranzutreten, sondern «die Natur der Dinge» zu studieren, gegen die man nicht regieren könne.

In der Bayerischen Akademie der Wissenschaften entfaltete Brentano eine rege Tätigkeit. Aus den leider nur teilweise erhaltenen Akten geht hervor, dass er über Jahre hin recht regelmäßig an

den Klassensitzungen teilgenommen hat. Er hielt Vorträge über «Die wirtschaftlichen Lehren des christlichen Altertums» (1902), «Über die Entwicklung des englischen Fideikomißrechts im Zusammenhang mit der Entwicklung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse» (1903), «Über die Entstehung des Kapitalismus» (1904), «Die irische Stammesverfassung» (1905) und «Die Entwicklung der Wertlehre» (1908). 1908 legte er auch noch die Arbeit «Versuch einer Theorie der Bedürfnisse auf historisch-realistischer Grundlage» zum Druck vor. Und 1909 erschien in den Abhandlungen der Akademie die Arbeit «Die Malthussche Lehre und die Bevölkerungsbewegung der letzten Dezennien». Seine Festrede auf der öffentlichen Sitzung der Akademie am 15. März 1913 über «Die Anfänge des modernen Kapitalismus» war Höhepunkt und Abschluss seiner Vortragstätigkeit im Rahmen der Akademie. Wie man sieht, hat Brentano sorgfältig auf den besonderen Charakter dieses Forums geachtet und offensichtlich keines seiner politischen Anliegen hineingetragen. Für Kenner waren aktuelle Bezüge freilich nicht zu übersehen; und schon gar nicht der Umstand, dass die Beiträge fast alle in laufende gelehrte Auseinandersetzungen eingegriffen haben. Vielleicht hätten wir sie nicht, wenn die Akademie dem so viel beschäftigten Gelehrten nicht dieses spezielle Forum zur Verfügung gestellt hätte.

Die Jahre 1908 und 1909 waren gleichsam Sternstunden seiner akademischen Produktivität. Die drei Reden bzw. zum Druck vorgelegten Arbeiten haben ein weitreichendes Echo im Fach gefunden. Auch weil sich große Kritiker zu Wort meldeten, darunter Max Weber (1864–1920), werden Brentanos hier entwickelte Ideen noch heute zitiert. Die Abhandlung über die – seinerzeit noch von der Mehrheit der Nationalökonomen für richtig gehaltene – Malthusius'sche Lehre ist sogleich im weltweit führenden Fachorgan, dem «Economic Journal», im Auszug publiziert worden. In ihr hat Brentano u. a. den Kinderwunsch in den Zusammenhang konkurrierender Genüsse/Bedürfnisse gestellt und eine ökonomische Theorie für den zu erwartenden Geburtenrückgang entwickelt. Sie gilt heute als eine der Wurzeln der modernen Bevölkerungstheorie.

Hingegen hat seine Festrede zur Jahresfeier der Akademie am 15. März 1913 über «Die Anfänge des modernen Kapitalismus», die Brentano später zu einem Buch ausgestaltete, die Fachwelt we-

niger überzeugt. Seine Auseinandersetzung mit den seinerzeit aufregenden Deutungen Werner Sombarts (1863–1941) und Max Webers mochte einige Fehler richtigstellen, litt aber vor allem darunter, dass Brentano unter «Kapitalismus» etwas anderes verstand als Weber und Sombart. Seine Zentralthese von den bereits «auf kapitalistischer Grundlage organisierten Kriegszügen der Kreuzfahrer» lief, trotz der eindrucksvoll demonstrierten Gelehrsamkeit, ins Leere.

In rascher Folge hat Brentano weitere Nationalökonomen wie Georg Friedrich Knapp, August Meitzen (1822–1910), Theodor Inama von Sternegg (1843–1908), Georg Schanz (1853–1931) und Eberhard Gothein (1853–1923) zur Wahl als korrespondierende Mitglieder vorgeschlagen und durchgebracht. Dabei hat er regelmäßig – dem Beispiel seiner eigenen Berufung folgend – deren Leistungen als Wirtschaftshistoriker in den Vordergrund gestellt. 1906 suchte er gar den wegen einer Nervenkrankheit aus dem Heidelberger Lehramt ausgeschiedenen Max Weber damit nach München zu locken, dass er ihm die Mitgliedschaft in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in Aussicht stellte. An einen Erfolg dessen vermochte der damals 42-jährige Weber nicht zu glauben: *«da kommen doch nur ältere Gelehrte mit fester Stellung in Betracht, nicht relativ junge Leute wie ich.»*[5]

Der Ausbruch des Weltkriegs, insbesondere der Konflikt mit England, traf Brentano schwer. Leidenschaftlich hatte er sich schon in den Jahren zuvor für Verständigung und Abrüstung eingesetzt, wie auch sein Kampf für den Freihandel von der Überzeugung getragen war, dass dieser dem Frieden diene.

Erfüllte Jahre des Emeritus

1916 wurde der nun 72-Jährige emeritiert. In die lange Zeit umstrittene Frage der Nachfolge schaltete sich im April 1918 in der Kammer der Reichsräte, dem bayerischen Oberhaus, der frühere Innenminister Graf Soden-Fraunhofen (1844–1922) ein, ein langjähriger Gegner Brentanos. Da nach seiner Meinung die Erfahrung im Krieg gezeigt habe, dass die Freihandelslehre falsch gewesen sei, forderte er, die Professur mit einem Anhänger des Schutzzolls zu besetzen. Dazu ist es nicht mehr gekommen. Als die Revolution die

politische Konstellation auch in Bayern änderte, wurde Max Weber als Nachfolger Brentanos berufen und kurz darauf auch zum ordentlichen Mitglied der Akademie gewählt.

Der vielfach politisch tätige Brentano hat, von einer kurzen Phase abgesehen, in der er Friedrich Naumann (1860–1919) unterstützte, parteipolitische Bindungen immer vermieden. Die dann notwendigen Kompromisse widersprachen seinem Temperament. Umso bemerkenswerter war sein Engagement in der Revolution 1918/19. Offensichtlich wurde der alte Mann als Vermittler gebraucht. Am 8. Dezember 1918 nahm er gar die Berufung an die Spitze des Handels- und Gewerbeministeriums der Regierung Eisner an, gab das Amt aber nach einer Woche auf. Länger behielt er den Vorsitz eines «Rates geistiger Arbeiter», in dem nach Eisners Plan hervorragende Personen des Münchner Geisteslebens eine Ergänzung des Arbeiterrats bilden sollten. Im Januar 1919 wurde Brentano – bremsendes – Mitglied der bayerischen Sozialisierungskommission. Die Berufung als Sachverständiger in die Deutsche Friedensdelegation nach Versailles konnte er aus gesundheitlichen Gründen nicht annehmen. Aber er entfaltete in den folgenden Jahren eine rege Vortragstätigkeit auf deutschen und internationalen Kongressen, die sich den Fragen der neuen Friedensordnung, des international verabredeten gesetzlichen Arbeitsschutzes, des Achtstundentags und – vor allem – der Abwehr des um sich greifenden Protektionismus widmete.

Er hielt sogar wieder Vorlesungen, 1922/23 in München und 1923/24 in Heidelberg, und überarbeitete z.T. grundlegend frühere Aufsätze, um sie nun in den Sammelbänden «Der wirtschaftende Mensch in der Geschichte» (1923) und «Konkrete Grundbedingungen der Volkswirtschaft» (1924) herauszubringen. Brentanos Produktivität in hohem Alter war staunenswert. 1927–1929 erschien eine weitgehend in der Bibliothek des British Museum erarbeitete vierbändige «Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung Englands» und 1929 ein auf früheren Vorlesungen beruhender Band zum «Wirtschaftsleben der Antike». Als Werke eines alten Mannes sind sie mit Respekt aufgenommen worden. Als gelehrte Beiträge blieben sie praktisch wirkungslos.

Ganz anders verhält es sich mit der bis heute anhaltenden Bewunderung für Brentanos kurz vor seinem Tod fertiggestellten Er-

innerungen «Mein Leben im Kampf um die soziale Entwicklung Deutschlands» (1931). Sie sind ein literarisches Meisterwerk, voller lebendiger Schilderungen und trefflicher Pointen. Leider kommt hierin die Akademie nur beiläufig vor – wie überhaupt das wissenschaftliche Werk. Aber mit großer Genugtuung erinnerte sich Brentano daran, dass Lenin ihn und seinen arbeiterfreundlichen Kurs als den gefährlichsten Gegner der revolutionären Arbeiterbewegung bezeichnet hat. Das traf die Absichten des Sozial- und Wirtschaftspolitikers genau.

Brentano hat als Gelehrter viel Anerkennung erfahren. Er war Ehrendoktor der Universitäten Bonn, Heidelberg, Manchester, der Technischen Hochschule Dresden und der Handelshochschule Nürnberg. Die Akademien der Wissenschaften in Budapest, Leipzig, St. Petersburg/Leningrad und die Accademia dei Lincei in Rom zählten ihn zu ihren Mitgliedern. 1928 wurde ihm der Bayerische Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst verliehen. Lujo Brentanos Tod am 9. September 1931 fiel in eine politisch-wirtschaftlich schlimme Zeit. Er sah noch vieles, wofür er gekämpft hatte, in Trümmer gehen. Die geplante akademische Gedenkfeier in der Universität musste in Hinblick auf die angedrohten Protestaktionen nationalsozialistischer Studenten ausfallen.

Lucian Scherman
(1864–1946)

Verfemt, verfolgt, vergessen

Thomas O. Höllmann

Am 10. Dezember 1938, einen Monat nach der «Reichskristallnacht», hielt der im Vorjahr zugewählte Prähistoriker Hans Zeiß (1895–1944) vor der Philosophisch-historischen Abteilung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften einen Vortrag über seine «Studien zu den Grabfunden im Burgunderreich an der Rhône». Danach folgte der «geschäftliche Teil» der Sitzung, zu dem das Protokoll lakonisch vermerkt: «*1.) Der Vorsitzende*[1] *widmet den verstorbenen korrespondierenden Mitgliedern Erich Marcks u. Julius von Schlosser einen Nachruf. Dann berichtet er über das Ausscheiden des nichtarischen Mitgliedes Lucian Scherman. 2.) Der Herr Präsident*[2] *teilt den Inhalt der Entschließung des Herrn Reichswissenschaftsministers und des Bayer. Kultusministeriums betr. die nichtarischen und die jüdisch versippten Mitglieder mit und erläutert jene Entschließungen. Außerdem erläutert er die Vorschriften über einen Entwurf neuer Satzungen.*»[3]

Die Grundlage für das «Ausscheiden» bildete ein kurz zuvor gefasster Vorstandsbeschluss, der die Weisungen der Ministerien umsetzte und «*für reichsdeutsche Gelehrte den Nachweis arischer Abstammung*» als unumgängliche Voraussetzung der Mitgliedschaft ansah.[4] Bis zum 5. November hatte Lucian Scherman im Übrigen regelmäßig an den Sitzungen teilgenommen und noch zu Beginn des Jahres, am 26. Februar 1938, selbst über «Der Schnitter und die Erleuchtung Buddhas»[5] gesprochen. Nur wenige Wochen nach dem Ende der infamen Ausstellung «Der ewige Jude», die in München mehr als 400 000 Besucher angezogen hatte, wahrlich keine Selbstverständlichkeit![6]

Andererseits fand der Vortrag wenig Resonanz. Nur acht Zuhörer waren gekommen, während die Zahl der anwesenden ordent-

lichen Mitglieder sonst fast nie die zwanzig unterschritt; auch fällt auf, dass die Niederschrift – entgegen den Usancen – lediglich vom Vorsitzenden[7] und von Karl Alexander von Müller abgezeichnet war: dem der Akademie 1936 aufgezwungenen Präsidenten, der auf der öffentlichen Sitzung des Vorjahres «*ein Volk*» als «*doppelt glücklich*» gepriesen hatte, «*dem in solcher Zeit ein großer Führer geschenkt ist*».[8] Insofern ist die Präsenz des überzeugten Nationalsozialisten wohl eher als Überwachungsakt denn als Demonstration von Sympathie zu deuten. Auch ist sehr daran zu zweifeln, ob dieser – wie sein Amtsvorgänger Leopold Wenger (1874–1953)[9] – dazu bereit gewesen wäre, ein Gratulationsschreiben zu unterzeichnen, das Lucian Scherman 1935 erreichte:

«*Sehr verehrter Herr Kollege! Die Bayerische Akademie der Wissenschaften, der Sie seit mehr als zwanzig Jahren als Mitglied angehören, spricht Ihnen zur Feier Ihres fünfzigjährigen Doktorjubiläums ihren wärmsten Glückwunsch aus. [...] Seit dem Jahre 1907 widmeten Sie Ihre Kräfte der Leitung des Münchner Ethnographischen Museums, dessen Ausbau durch Ihre Tatkraft, Ihr sicheres Urteil und die Ergebnisse Ihrer Reisen nach Vorder- und Hinterindien weitgehend gefördert wurde. Die Aufstellung der Sammlungen in neuen Räumen gab Ihnen Gelegenheit, mit feinem Gefühl und künstlerischer Intuition, die auch Ihre Arbeiten über indische Kunst auszeichnen, Mustergültiges zu schaffen. Einen wesentlichen Teil Ihrer Zeit und Arbeitskraft haben Sie endlich in uneigennütziger Weise der Orientalischen Bibliographie zur Verfügung gestellt. [...] Möge es Ihnen vergönnt sein, in ungebrochener geistiger und körperlicher Frische dieses Werk weiterzuführen.*»[10]

Diese guten Wünsche sollten nur sehr bedingt in Erfüllung gehen, denn die folgenden Jahre waren weder von wissenschaftlicher Muße noch von persönlichem Glück geprägt. Immerhin gelang Lucian Scherman 1939 noch die Ausreise in die USA; eine Einladung des Fogg Museum of Art der Harvard University hatte ihm das nötige Visum dazu verschafft. Doch schon im Folgejahr wurden ihm die deutsche Staatsbürgerschaft und der Doktorgrad aberkannt sowie die Pension gestrichen. Noch schwerer dürfte ihn freilich der Tod seiner Frau, die die Reise bereits schwerkrank angetreten hatte, getroffen haben. Er selbst verstarb 1946 im Exil, wenige Wochen



nachdem er von seiner Rehabilitation als Professor der Ludwig-Maximilians-Universität erfahren hatte.[11]

Die Akademie hatte ihn hingegen vergessen. Zwar wurden die während des «Dritten Reichs» aufgrund ihrer jüdischen Herkunft ausgeschiedenen Mitglieder 1945 wieder in ihre Rechte eingesetzt, doch ist höchst zweifelhaft, ob Lucian Scherman darüber jemals informiert wurde. Zumindest widmete ihm das Jahrbuch 1944–48, das ansonsten annähernd achtzig Nekrologe enthielt, keinen Nachruf, und selbst auf der Liste der Todesfälle war er nicht aufgeführt.[12]

Die wichtigsten Lebensdaten Lucian Schermans

1864	Geburt am 10. Oktober in Posen
1882	Studium des Sanskrit in Breslau
1883	Wechsel nach München, Studium der Romanistik und der indischen Philologie
1885	Promotion im Fach Orientalische Sprachen
1889	Heirat mit Christine Reindl
1892	Habilitation, Privatdozent für Sanskrit
1901	Berufung zum a. o. Professor für Sanskrit
1907	Direktor des Ethnographischen Museums
1910	Ausreise zu einem 14-monatigen Aufenthalt in Burma und Indien
1912	Wahl zum a. o. Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
1916	Berufung zum o. Professor für Völkerkunde Asiens (ohne Bezüge)
1926	Ernennung zum Geheimen Rat
1929	Berufung zum o. Professor (etatisiert); Wahl zum o. Mitglied der Akademie
1933	Versetzung in den Ruhestand
1939	Emigration in die USA
1940	Tod Christine Schermans; Ausbürgerung und Aberkennung des Doktortitels
1946	Rehabilitation an der Universität München; Tod am 29. Mai in Hanson (Mass.)

Äußerungen über seine Einstellung zur Religion und die Verfolgung durch die Nationalsozialisten sind von Lucian Scherman kaum überliefert. Aber auch das wenige, was an persönlicher Wertung dokumentiert ist – wie der folgende Auszug aus einem Brief an Wilhelm Freiherr von Pechmann (1859–1948) vom 8. Juli

1934 –, wirkt bis heute gleichermaßen beeindruckend wie bedrückend:

«Als Jude in diese Welt geboren, an deren Eingang man nicht nach seinem Gestaltungswillen befragt wird, [...] habe ich schon in jungen Jahren die guten u. bösen Tage meines Daseins mit einer katholischen Lebensgefährtin verknüpft, die gleich mir von den heutigentags erbarmungslos verpönten liberalen Ideen beherrscht war. Nie haben bei uns u. unseren Kindern religiöse Differenzen sich verbitternd eingeschlichen, u. ich selbst habe bei Kollegen, Behörden u.s.w. bis hinauf zu den Wittelsbachern nur Wohlwollen genossen, von m. engeren Verkehrskreisen gar nicht zu sprechen. Ist es da nicht verwunderlich, wenn ich mir angesichts der neuen Rechtsbestimmung[13] *an den Kopf greife? [...] Im übrigen beunruhige ich mich weniger über das eigene Ich als über das Leid, das wir in die Häuser unserer Mitmenschen ziehen sehen, und dann über den Hohn, mit dem unsere innersten Überzeugungen u. Überlieferungen – nicht zuletzt auch die Leitsätze wissenschaftlicher Arbeit – begossen werden.»*[14]

Wahrnehmungen und Konzepte

Bei der Berufung zum Direktor des Münchner Ethnographischen Museums im Jahre 1907 war Schermans jüdische Herkunft noch zu seinem Vorteil ausgelegt worden. So hatte der damalige Akademiepräsident Karl Alexander von Heigel (1842–1915), der kraft Amtes auch als Generalkonservator der staatlichen wissenschaftlichen Sammlungen wirkte, die Personalentscheidung sogar mit dem *«Handelsgeist seines Stammes»*[15] in Verbindung gebracht, von dem er sich eine erfolgreiche Ankaufspolitik versprach. Allerdings war dieses Argument wohl eher vorgeschoben; denn der Hauptgrund dafür, dass man sich auf einen bis dahin als a. o. Professor an der Universität tätigen Sanskritforscher einigte, der zwar über bemerkenswerte philologische Kompetenz, aber keinerlei Museumserfahrung verfügte, lag wohl in den *«traurigen Gehaltsverhältnissen»*, die es nicht zuließen, einen *«erstrangigen Ethnologen»*[16] an die Isar zu holen.[17] Auch ansonsten waren die Voraussetzungen nicht gerade erfreulich, war doch das von ihm zu betreuende Haus in der Münchner Bevölkerung geradezu unbekannt: *«Der Besuch*

ist ein unendlich geringer. Jetzt im Winter ist die Sammlung nur an 1 Tag in der Woche zugänglich, und auch an dem könnte sie füglich geschlossen bleiben, es kommt doch Niemand.»[18]

Die mangelnde öffentliche Wahrnehmung war zudem einer der Gründe gewesen, warum Max Buchner (1846–1921), der direkte Amtsvorgänger, vorzeitig um seine Versetzung in den Ruhestand hatte bitten müssen: und zwar unter massivem Druck, der vor allem von Prinzessin Therese von Bayern (1850–1925) ausging, dem Ehrenmitglied[19] der Akademie, das sich nicht scheute, seinen Einfluss bei der Quieszierung geltend zu machen. Dass eine völlig unzureichende Personalausstattung maßgeblich zu den monierten Missständen beigetragen hatte, wurde dabei weitgehend ignoriert. Konsequenzen zog man daraus jedenfalls nicht. Stattdessen wurde – teilweise unter regelrechter Verdrängung der Realität – alle Hoffnung auf einen Wechsel in der Museumsleitung gesetzt.

So lastete also eine riesige Hypothek auf den Schultern von Lucian Scherman. Dennoch sollte er die in ihn gesetzten Erwartungen mehr als erfüllen: nicht zuletzt aufgrund eines ausgeprägten Organisationstalents, für das er bis dahin offenkundig keinen Entfaltungsspielraum gehabt hatte. Auf alle Fälle gelang es ihm, in wenigen Jahren die Zahl der Besucher zu erhöhen, die das Galeriegebäude am Hofgarten aufsuchten, wo sie zwar eine Vielzahl ansprechender Objekte, aber keine besonders attraktive Aufstellung erwartete: «*Aber es ist greulich, in diesen Räumen zu wandern. Man fühlt sich in diesen eng aneinandergeschobenen Kästen und Vitrinen wie in einem gefährlichen Labyrinth. Wer psychologisch auch nur ein wenig subtil ist, wird diese Räume überhaupt nicht ohne Beklemmung betreten können. Man kann sich kaum wenden, ohne irgendwo anzustoßen.*»[20]

Um der drangvollen Enge zu entrinnen, empfahl Scherman bereits 1912 die Errichtung eines Neubaus, doch ihm sollte die politische Unterstützung für dieses Vorhaben versagt bleiben.[21] Immerhin gelang es ihm aber in zähen Verhandlungen, für die Sammlung eine repräsentative Bleibe in dem weitaus geräumigeren Gebäude an der Maximilianstraße zu finden, das durch den Auszug des Nationalmuseums frei geworden war. Am 10. Juli 1926 fand die feierliche Eröffnung statt, und bis Ende 1928 wurden in drei Schritten 38 Schausäle zugänglich gemacht.

Schermans Aufstellungskonzept und die verstärkte Berücksichtigung außereuropäischer Kunst sorgten dafür, dass die Sammlung nun auch weit über die Landesgrenzen hinaus wahrgenommen wurde, und so durfte «*das Museum für Völkerkunde in München [...] in seiner Neuordnung als Musterbeispiel moderner Museumsbestrebungen gelten*».[22] Allerdings mischten sich in den Chor der Zustimmung bald auch andere Stimmen, und so konnte man etwa im «Völkischen Beobachter» unter der Überschrift «Afrikanische Negerkunst im Reiche der Bayerischen Volkspartei» lesen: «*Daß unserem derzeitigen Regime das Fingerspitzengefühl dafür fehlt, die Wertschätzung eigener Volkskultur zu festigen und ihrer Unterwühlung durch kulturelle Giftmischerei entgegenzutreten, ist nichts neues. Zur Zeit kann man aber in München in der Maximilianstraße eine besonders krasse Geschmacklosigkeit feststellen.*»[23]

Wohltaten und Meriten

Notwendig war der Umzug des Museums nicht zuletzt durch die zielstrebige Erwerbungspolitik des Direktors geworden. Da hierfür lediglich geringe Haushaltsmittel zur Verfügung standen, musste regelmäßig auf Spenden zurückgegriffen werden. Nur wenige «Mäzene» waren bei ihren Sach- und Geldgaben indes vollkommen altruistisch. Die Mehrzahl erwartete im Gegenzug Orden, Medaillen oder Titel. Lucian Scherman erwies sich dabei als Meister im Austarieren der Möglichkeiten, und so mancher Wohltäter verdankte ihm seinen «Kommerzienrat» oder seinen «Orden des Heiligen Michael».[24] Auch die Akademie wurde regelmäßig in derlei Transaktionen einbezogen; hierzu nur ein Beispiel: Am 10. Juni 1914 erreichten das Museum zwei Kisten, die (laut Frachtbrief) «Ausstellungsgegenstände» aus China enthielten. Absender war der drei Jahre zuvor zum Konsul für die Provinz Sichuan ernannte Diplomat Fritz Weiß, der bereits 1900 im Alter von 23 Jahren als Dolmetscheraspirant nach China gelangt war und sich seither ohne längere Unterbrechung im Reich der Mitte aufhielt. Neben einigen volkskundlichen Objekten (vor allem Schattenspielfiguren) und tibetischen «Hängebildern» beinhaltete die Sendung eine rund fünfzig Objekte umfassende «Lolo-Sammlung»[25], für deren Zusendung

sich Lucian Scherman umgehend bedankte: «*Sehr geehrter Herr Konsul! Ich möchte Ihnen mit ein paar Zeilen anzeigen, daß soeben Ihre Sammlung angekommen ist. Der Inhalt deckt sich zwar nicht in allen Einzelheiten mit der s. Z. von Ihnen übersandten 46 Nos zählenden Liste, aber es wird wohl ohne Schwierigkeiten Ihnen möglich sein, die nötig. Erläuterung. s. Z. zu geben. Ich bemerke auch, daß die 2 Pfeifen u. die Bambusflöte dabei sind. Die Stoffe sind recht moderig, dasselbe zeigt sich auch bei den Bildrollen, die Sie als Beipack erwähnt haben. Wir werden versuchen, die Sachen zu trocknen, damit der Geruch allmählich verschwindet u. für eine Konservierung d. Nötige getan ist. [...] Ich danke Ihnen nun noch recht herzlich für die Sendg. und hoffe recht bald von Ihnen Nachrichten zu hören, die mir eine endgültige Behandlung Ihrer Sammlung ermöglichten.*»[26]

Der letzte Satz galt vornehmlich den damals noch ungeklärten Eigentumsrechten. Drei Jahre zuvor hatte Fritz Weiß eine ähnlich angelegte «Lolo-Sammlung» an das Museum für Völkerkunde in Berlin veräußert. Dafür waren von der Sachverständigenkommission 1500 Mark bewilligt worden, und einen vergleichbaren Preis erhoffte sich Weiß nun auch in München – oder aber eine andere Form der «Vergütung». Schon im September 1913 hatte Scherman nämlich auf eine entsprechende Anfrage hin das «*karg bemessene Budget*» des Museums erwähnt, aber gleichzeitig seine Bereitschaft bekundet, «*Ihre Bemühungen zum Zwecke des wissenschaftlichen Ausbaus unseres Instituts dem vorgesetzten Ministerium und evtl. auch der kgl. Akademie der Wissenschaften zu berichten*». Diese Bemerkung nahm Weiß denn auch, wie das vom 1. November datierende Antwortschreiben zeigt, nicht ohne Realitätssinn auf: «*Offen gestanden trenne ich mich nur sehr ungern von dieser Sammlung, an fast jedes Stück habe ich meine persönliche Erinnerung aus der Zeit seines Erwerbs, die ich künftig nur ungern missen möchte. Wenn Ihrem Institut aber wirklich so sehr viel daran liegt, seine Sammlung durch meine in wünschenswerter Weise zu ergänzen, das Budget andererseits aber sehr eingeengt ist, so werde ich eventuell doch bereit sein, nachdem Preußen seine Lolosammlung hat, auch dem Kgl. Museum in Bayern durch kostenlose Überlassung meiner Sammlung zu einer Vervollständigung seiner Sammlungen beizutragen. Bei dem nicht unbeträchtlichen Wert*

des Gegenstandes, der noch eine besondere Note durch das, wie Ihnen gewiß auch bekannte persönliche Risiko, das mit seinem Erwerb verbunden war, erhält, werde ich wohl mit Sicherheit erwarten dürfen, daß die Krone in Bayern sich in der üblichen Form erkenntlich zeigt, wie ich eine Andeutung in diesem Sinne wohl Ihrem Schreiben entnehmen durfte. Ich will Ihnen hierbei ganz offen auch sagen, daß ich irgend eine Klasse des V. O. v. Hlg. Michael wie sie wahrscheinlich bei solchen Gelegenheiten den Gebern überreicht zu werden pflegt, nicht als ein recht befriedigendes Äquivalent betrachten würde, viel höher würde ich eine Form der Erkenntlichkeit schätzen, in der auch eine mehr persönliche Note enthalten ist. Ob das evtl. bei dem Maxim. Orden für Wissenschaft u. Kunst oder einer Klasse des V. Ordens der Bayrischen Krone der Fall ist, werden Sie an Ort u. Stelle gewiß richtiger beurteilen können. Vielleicht haben Sie die Freundlichkeit, mich über die Usancen in Bayern in der Beziehung aufzuklären.»

Die Aufklärung erfolgte umgehend. In einem als «streng vertraulich» deklarierten Brief vom 9. Dezember wurden eingangs die angesprochenen Orden in ihren Abstufungen vorgestellt, bevor Scherman, der seit dem Vorjahr a. o. Mitglied der Akademie war, zu folgendem Schluss kam: «*Am ehesten wäre meiner Ansicht nach die Sachlage [der Wunsch nach einer persönlichen Note] gegeben, wenn Sie eine Medaille der K. B. Akad. d. Wiss. erhielten. Hier würde mit dem Zusatz bene merenti Ihr Name eingeprägt. Dies ist also eine weit persönlichere u. auch wiss.eren Charakter tragende Auszeichnung als die Anderen. In dieser Richtung würde ich, soweit ich zuvor Ihr Einverständnis habe, bereit sein Schritte zu tun.*»

Weiß zeigte sich am 17. Januar 1914, also sofort nach Erhalt dieses Schreibens, «prinzipiell» mit dem Vorschlag einverstanden, erbat indes noch weitere Auskünfte über die Abstufungen der Medaille sowie die Nennung von «*Persönlichkeiten, die in letzter Zeit damit ausgezeichnet worden sind*». Der Brief schloss mit der vorsorglichen Bemerkung: «*Wegen des endgültigen Übergangs meiner Sammlung in das Eigentum des Museums möchte ich Sie darum bitten, vorläufig die Sammlung als meine Leihgabe anzunehmen, doch habe ich keine Zweifel, dass eine Einigung nach Maßgabe Ihrer Vorschläge keine Schwierigkeiten machen wird.*»

Nach dem Eintreffen der Sammlung verging allerdings noch mehr als ein Jahr, bis Fritz Weiß – und gleichzeitig mit ihm Leo Frobenius (1873–1938) – die Medaille erhalten sollte. Im Entwurf für das Verleihungsschreiben vom 31. August 1915 hielt Lucian Scherman im Übrigen auch gleich den Wunsch nach weiteren Gaben fest: «*Laut Bericht des K. Ethnographischen Museums haben Sie diesem Institut eine Lolo-Sammlung zum Geschenk gemacht, die nicht nur als ethnographische Seltenheit zu bewerten ist, sondern dem Museum auch deshalb zu statten kommt, weil es in der Anlage von Sammlungen zur Erläuterung der indochinesischen Kultur eine seiner Sonderaufgaben sieht. Wir begrüßen es deshalb mit lebhaftem Danke, daß Sie Ihre Kenntnisse des chinesischen Volkstums für das Ethnographische Museum in München nutzbar gemacht haben. Nachdem der eingangs erwähnte Bericht ausdrücklich hervorhebt, daß Sie Ihre Sammlung in dem Gebiet der Aboriginer Chinas zu Gunsten des K. Ethnogr. Museums fortsetzen und daß ferner auch eine Serie näher erläuterter Schattenspielfiguren aus China zu Ihren Schenkungen treten soll, hat die K. B. Akademie der Wissenschaften beschlossen, Ihnen in Ansehung dieser Verdienste die große silberne Medaille ‹Bene Merenti› zu verleihen.*»

Unangreifbar war diese Vorgehensweise nicht, und mehr als einmal musste sich Scherman gegen den Vorwurf der «Schacherei» verteidigen. Allerdings konnte er sich dabei fest auf den Beistand des Akademiepräsidenten und Generalkonservators verlassen. So musste Heigel schon 1909 an das Kultusministerium schreiben: «*Es bedarf keiner weiteren Darlegung, daß neben den staatlichen Bewilligungen allein der Zufluß derartiger Mittel es ermöglichen wird, die großen Lücken auszufüllen, die eine langjährige Stagnation in den Erwerbungen des Museums verursacht hat. Wie schon des öfteren erwähnt, haben wir eben gegenwärtig nur die Wahl, entweder große Schenkungen anzunehmen, wenn auch ihre Bedingungen ungewöhnlich sein sollten, oder niemals mehr die Höhe ähnlicher Museen zu erreichen. Enthält das Museum nicht die Möglichkeit, bedeutende private Schenkungen anzunehmen, so darf in Beziehung auf die großen Aufgaben, die ihm bevorstehen, geradezu von einer Bedrängnis oder Notlage der Sammlung gesprochen werden.*»[27]

Sammeln und Forschen

Eine Alternative dazu, von der Scherman allerdings nur einmal Gebrauch machte, war die Sammel- und Forschungsreise. Beinahe vierzehn Monate, vom 27. Oktober 1910 bis zum 1. Dezember 1911, verbrachte er zu intensiven Recherchen in «Britisch-Indien», davon rund zwei Drittel der Zeit in Burma. Begleitet wurde er von seiner Frau, die nicht nur seine «*treue Lebensgefährtin*», sondern auch seine «*unermüdliche Arbeitskameradin*» war.[28] Für diese Unternehmung verfügte er nicht nur über einen Reisepass, der «*auf seiner Kaiserlichen und Königlichen Majestät allerhöchsten Spezialbefehl*»[29] ausgestellt war, sondern auch über eine «Legitimation», die Präsident Heigel unterzeichnet hatte: «*Der Direktor des Ethnographischen Museums in München, Universitätsprofessor Dr. Lucian Scherman wird im Laufe der Jahre 1910 und 1911 im Auftrage der K. Bayerischen Akademie der Wissenschaften eine Studienreise nach Britisch-Indien und anderen Gebieten Ostasiens unternehmen. Der Hauptzweck ist Sammlung ethnographischer Gegenstände für das vorgenannte staatliche Museum. Frau Christine Scherman, seine Gattin, begleitet ihn als wissenschaftliche Hilfsarbeiterin. Die K. Bayerische Akademie der Wissenschaften beehrt sich, Herrn und Frau Professor Scherman den hohen Behörden und wissenschaftlichen Gesellschaften zu empfehlen und sie um wohlwollende Förderung ihrer Arbeiten und Pläne zu bitten. Insbesondere ersucht die K. Akademie der Wissenschaften die verehrlichen Zollbehörden, alles Gepäck von Herrn und Frau Professor Scherman einschließlich der photographischen Ausrüstung sowie der Sammlungsobjekte etc. zollfrei eingehen zu lassen.*»[30]

Ob sich dieses Schreiben jenseits der deutschen Grenzen als besonders hilfreich erwies, muss wohl bezweifelt werden. Immerhin kehrte Scherman mit einer mehrere tausend Objekte umfassenden Sammlung nach München zurück, die insbesondere im Hinblick auf Burma zu den besten der Welt gerechnet werden kann: nicht nur wegen der großen Zahl der Gegenstände und der künstlerischen Qualität einzelner Exponate, sondern auch wegen ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung. Ein am 1. März 1911 an den Indologen Ernst Kuhn (1846–1920), den in der Akademie zuständigen Klassensekretär, geschriebener Brief vermittelt einen Eindruck von

der Vorgehensweise Schermans: «*Ich möchte bei allen Erwerbungen mit tunlichster Schärfe den Besitz der einzelnen Stämme u. Stammesgruppen geschieden sehen. Darum erkundigen wir uns, wo nur irgend es die Zeit u. die sonstigen Umstände erlauben, nach der Herkunft des Gegenstandes, beobachten womöglich Anfertigung und Gebrauch u. versuchen vage oder zweifelhafte Angaben durch wiederholtes Nachfragen in der Nachbarschaft zu verbessern.*»[31]

Darüber hinaus spielte die photographische Dokumentation auf mehr als 2000 Glasplatten und rund 1000 Negativen eine entscheidende Rolle. Hinzu kommen auf Wachswalzen festgehaltene Tonaufnahmen und mehrere «kinematographische» Filme.[32] Mindestens genauso wichtig sind freilich die ausführlichen Tagebuchaufzeichnungen, die jeweils den Kontext des Erwerbs erschließen. Darin liest man beispielsweise über ein in Rangoon als komplettes Ensemble angekauftes Marionettentheater, das nach dem Umzug des Museums Bestandteil der Dauerausstellung wurde: «*Der Tempel [in der Klosteranlage Kemendine] ist eine nach allen Seiten offene Halle, mit zwischen den Säulen riesenhaft sitzendem Buddha, Altartisch vor ihm, Blumen aufgehängt, zahllose Wachslichter auf dem Boden vor den Stufen; Betende und Andächtige, Blumen zwischen den Fingerspitzen der erhobenen gefalteten Hände empor haltend. […] Am unteren Ende großes Marionettentheater, dekoriert mit rechteckigen Tuchstickereien in verschiedener Größe. Eine ca. 2 m große Segeltuchwand grenzt die ca. 1 m tiefe und 10 m breite Bühne nach hinten ab. Hinter dieser Wand stehen die Personen, die die Puppen dirigieren und sprechen. Noch kein Spiel am Nachmittag – Puppen gezeigt. Clown, Prinz, Prinzessin ca. 1/2 bis 3/4 m Größe. Hände, Füße und Köpfe an einer Anzahl von Schnüren, täuschend lebendige Bewegung, namentlich Nachahmung der typischen Tanzbewegung. Hände aufwärts biegend, alles nicht ruckweise, sondern geschmeidig und weich.*»[33]

Eine erste Präsentation der in «Hinterindien» erworbenen Objekte fand schon wenige Monate nach der Rückkehr statt. Wegen der damals noch äußerst beengten Situation im Museum stellte die Akademie vier Räume in ihrem Gebäude in der Neuhauserstraße zur Verfügung.[34] Eine schwierige Entscheidung war dies vermutlich nicht, denn man versprach sich davon wohl nicht zuletzt inter-

nationales Prestige. Zumindest legt dies ein Schreiben des Präsidenten nahe, in dem er – einen Tag nach der Ausstellungseröffnung am 12. Mai 1912 – eine angemessene symbolische Würdigung vorschlägt. Es schließt mit der Bemerkung, «*die von Professor Scherman erworbene Sammlung*» könne «*einen Wert beanspruchen, der mit der aufgewendeten Summe gar nicht im Verhältnis steht und der die neue Erwerbung den Schätzen des Britischen Museums zur Seite stellt*».[35]

Prinzregent Luitpold folgte dem Antrag und verlieh Scherman kurz darauf den Verdienstorden vom Heiligen Michael II. Klasse mit Krone. Auch Christine Scherman, die durch ihre «*Arbeitskraft [...] dem Staate Tausende erspart*»[36] hatte, wurde geehrt; sie erhielt die Ludwigsmedaille, Abteilung Kunst und Wissenschaft.[37] Für ihren Mann gab es noch mancherlei weitere Anerkennung. So erfolgte im selben Jahr die Wahl zum außerordentlichen Mitglied der Akademie, wobei die Vorschlagsformulierungen ebenfalls gezielt auf die Erfolge bei der Betreuung und Erweiterung der Museumsbestände abheben: «*In kurzer Zeit ist es Scherman gelungen, die wertvollsten Sammlungen [...] auf wissenschaftlicher Basis zu reorganisieren und dem Studium zugänglicher zu machen, die Schätze des Museums ansehnlich zu vermehren und zuletzt durch seine indische Reise zu zeigen, was er als wissenschaftlicher Forscher und Sammler in fernen Ländern zu leisten im Stande ist.*»[38]

Die Münchner Aktivitäten wurden auch in der Reichshauptstadt mit großer Aufmerksamkeit verfolgt. Allerdings merkte Albert Grünwedel (1856–1935), der durch seine Seidenstraßenexpeditionen zu Ruhm gelangte Berliner Kollege, mit leicht kritischem Unterton an: «*Die große Reise Schermans ist jedenfalls mehr Sammel- als Studienreise gewesen.*»[39] Damit hatte er nicht unrecht; denn mit einer auf längerfristige stationäre Datenerhebung angelegten Feldforschung konnten die Momentaufnahmen, die der vollbepackte Tross Schermans festhielt, natürlich nicht konkurrieren. Dieser methodologische Einwand ändert freilich nichts daran, dass aus den gleichermaßen gezielten wie sensiblen Beobachtungen in Burma und Indien eine ganze Reihe respektabler Publikationen hervorging. Eine erste Bestandsaufnahme zur Ethnographie der Maring-Naga erschien noch 1911 in den Sitzungsberichten der Akademie.[40] Dagegen verzögerte sich die Veröffentlichung des

Bandes «Im Stromgebiet des Irrawaddy» wegen der Kriegsbeeinträchtigungen bis 1922; Christine Scherman ist darin übrigens als Mitautorin aufgeführt: einerseits wegen des «*geistigen Eigentumsrechts an den Reisetagebüchern*»,[41] andererseits aber auch wegen des besseren Zugangs, den sie zur «Frauenwelt» in den besuchten Dörfern hatte.[42]

Innerhalb der Völkerkunde zog Lucian Scherman eine klare Trennlinie zwischen der primär deskriptiven Ethnographie und der vergleichenden Ethnologie. Bei der Beantwortung eines 1930 unter Fachkollegen zirkulierenden Fragebogens wies er der Forschung dementsprechend zwei Ziele zu: «*1. Die Beschaffung und Untersuchung verlässigen Materials [...]. 2. Die Erkenntnis der Gesetze, denen folgend die Menschen ihre Kultur aufgebaut haben, bzw. die den Kulturverfall und ähnliche Erscheinungen erklären.*»[43]

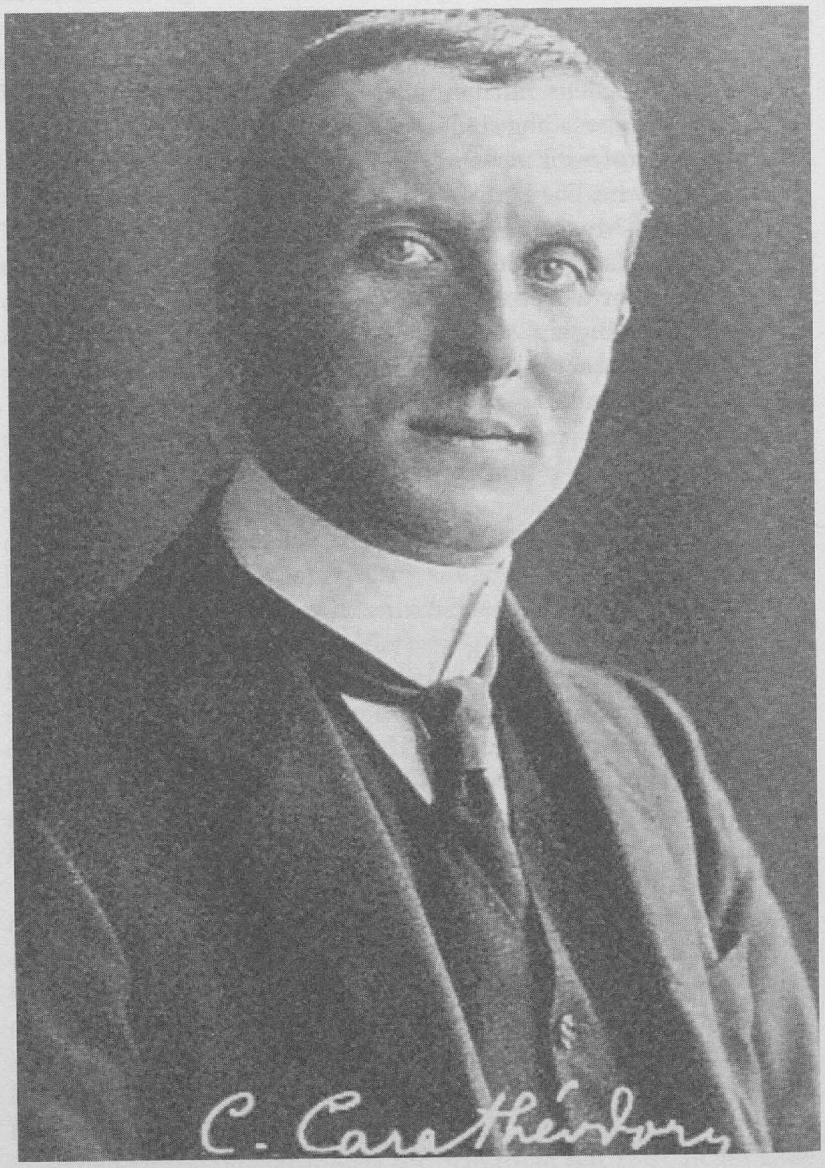
Die Suche nach «Gesetzen» lässt eine Anlehnung an evolutionistische Modelle erkennen, und auch ansonsten weisen manche der von ihm verwendeten Begriffe – darunter «Zivilisationsstufe» – in diese Richtung.[44] Eine starke Prägung sollte man davon allerdings nicht ableiten; denn Generalisierungen schätzte Scherman keineswegs. Vielmehr forderte er vehement, «*daß jeder, der sich beruflich für die Völkerkunde entscheidet, den Acker bestimmt und abgrenzt, auf dem er in die Tiefe zu graben bemüht sein will*».[45] Die Konzentration auf ein räumlich definiertes Spezialgebiet, dessen Erschließung nicht zuletzt an philologische Kompetenz gebunden war, lag ihm weit mehr am Herzen als jene theorielastige Ausrichtung, die er als «Allerweltsvölkerkunde»[46] bezeichnete. Er hätte daher vermutlich keine Einwände dagegen, würde man ihn – in heutiger Terminologie – als Regionalforscher bezeichnen.

Mit seiner Auffassung, die freilich «*den Zusammenhang mit dem großen Ganzen*»[47] keineswegs negierte, gehörte Scherman indes einer Minderheit an. Und auch in einer anderen Hinsicht unterschied er sich deutlich von der Mehrzahl der Wissenschaftler, die sich der Erkundung außereuropäischer Kulturen widmeten. Ausdrücke wie «Naturvölker» oder «Primitive» stimmten ihn «*unbehaglich*»[48] und finden sich nur äußerst selten in seinem Vokabular.

In den Lehrveranstaltungen, die Scherman seit 1893 an der Universität München abhielt, stand wie in seinen Schriften die Be-

schäftigung mit Süd- und Südostasien im Vordergrund, wobei mit der Ernennung zum Museumsdirektor 1907 Seminare über Kunst und Religion einen zunehmend höheren Stellenwert erhielten als die bis dahin dominierenden philologischen Erörterungen.[49] Dies zeigt sich auch an der Lehrbefugnis, die 1916 von «Sanskrit» in «Völkerkunde Asiens mit besonderer Berücksichtigung des indischen Kulturkreises» abgeändert wurde. Zwar war damit die Berufung zum o. Professor verbunden, doch ergaben sich daraus keine Gehaltsansprüche. Die Etatisierung der Stelle – und damit auch die Anbindung der Museumsleitung an die Universität – erfolgte nämlich erst 1929, also kurz vor Schermans 65. Geburtstag.

Im selben Jahr wurde er zum ordentlichen Mitglied der Akademie gewählt.[50] Bis zu seinem erzwungenen Ausscheiden 1938 fühlte er sich dieser Gelehrtengemeinschaft fest verbunden. Umgekehrt kann man dies – zumindest als Verallgemeinerung – wohl nicht behaupten.


C. Carathéodory

Constantin Carathéodory (1873–1950)

Griechenland in München

Roland Z. Bulirsch

«Einer der letzten Griechen, die ich in den Straßen Smyrnas vor dem Einfall der Türken sah, war Professor Carathéodory, Präsident der zum Untergang verurteilten Universität. Mit ihm verließ die Inkarnation des griechischen Genius, Kultur und Zivilisation den Orient […]», berichtete der amerikanische Konsul Horton vom Drama in Smyrna im Spätsommer 1922. Fünf Jahre vorher war Constantin Carathéodory noch Professor für Mathematik an der Universität Göttingen. Um die Jahreswende 1916/17 erhielt er, ein Bauingenieur mit Offizierspatent, einen Brief:

Berlin, Sonntag [ohne Datum]

«Lieber Herr Kollege,

Ihre Ableitung finde ich wundervoll. Zuerst hatte mir ein auf der zweiten Seite befindlicher kleiner Schreibfehler Schwierigkeiten verursacht. Nun verstehe ich alles. Sie sollten die Theorie in dieser Form in den Annalen der Physik publizieren; denn die Physiker wissen gewöhnlich nichts von diesem Gegenstand, wie dies auch bei mir der Fall war. Ich muss Ihnen mit meinem Briefe erschienen sein wie ein Berliner, der soeben den Grunewald entdeckt hat und fragt, ob darin schon Menschen gewesen sind.

Wenn Sie sich die Mühe geben wollen, mir auch noch die kanonischen Transformationen darzulegen, werden Sie einen dankbaren und gewissenhaften Zuhörer finden. Wenn Sie aber die Frage nach den geschlossenen Zeitlinien lösen, werde ich mich mit gefalteten Händen vor Sie hinstellen. Hier steht etwas dahinter, des Schweisses der besten würdig.

Beste Grüsse, Ihr Albert Einstein»[1]

Albert Einstein (1879–1955) mit gefalteten Händen vor Carathéodory – und das war nicht nur hingeschrieben.

Bei der Aufnahme Carathéodorys in die Preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin 1919 hatte kein Geringerer als Max Planck (1858–1947) die Laudatio gesprochen; Planck war gerade mit dem Nobelpreis für Physik ausgezeichnet worden. Im Jahr zuvor, 1918, war Carathéodory wieder nach Berlin zurückgekehrt, in seine Geburtsstadt. Von Berlin nach Berlin, aber auf welchen Wegen. Und was für ein ungewöhnliches Leben!

Am 13. September 1873 wurde er in Berlin als Sohn des türkischen Gesandtschaftsattachés geboren. Schon ein Jahr später kehrten seine Eltern an die Hohe Pforte nach Konstantinopel zurück. Kurz darauf, 1875, wurde der Vater türkischer Botschafter in Brüssel. Die osmanischen Sultane schenkten der Familie ihr Vertrauen, das war nicht selbstverständlich, denn die Carathéodorys waren Griechen aus Thrakien. Carathéodorys Vorfahren hatten hohe staatliche Positionen inne. Ein Großonkel, Alexander Carathéodory Pascha (1833–1906), war türkischer Botschafter in Rom, später sogar Außenminister und vertrat als türkischer Delegierter auf dem Berliner Kongress 1878 das Osmanische Reich, tat dort vielleicht etwas zu viel für Griechenland, denn kurz darauf wurde er vom Sultan entlassen.

Constantin Carathéodory wuchs in Brüssel in der Obhut seiner Großmutter auf; Griechisch und Französisch waren seine Sprachen. Deutsch lernte er erst später von einer deutschen Erzieherin. Die Urgroßeltern lebten in Marseille, der junge Carathéodory traf dort viele der väterlichen und mütterlichen Verwandten, die über den ganzen europäischen Kontinent verstreut waren. In Brüssel ging er zur Schule. 1886, dreizehn Jahre war er alt, schickte man ihn aufs französische Gymnasium, Athénée Royal d'Ixelles. Im Geometrieunterricht entdeckte er seine Liebe zur Mathematik, und er gewann bei den im französischen Schulsystem üblichen Wettbewerben, den «Concours generaux», mehrere Male den ersten Preis für Mathematik.

1891 legte er das belgische Abitur ab und trat als élève étranger in die École Militaire de Belgique ein, eine Militärkadettenanstalt. Vier Jahre blieb er dort. Die Schüler waren kaserniert, der Tag begann um fünf Uhr morgens, zum Unterricht gehörten Exerzieren,

Reiten, Leibesübungen. Den technischen Unterricht erteilten Offiziere des Pionierwesens, die große Erfahrung im Bauen hatten. Carathéodory lobte die Schule: In Darstellender Geometrie lernte er die geometrische Anschauung zu schätzen, als eine Art Spiel zu betätigen, mit dessen Hilfe er die verschiedensten Probleme lösen konnte. Er rühmte die Vorlesungen über Mechanik und Thermodynamik und schloss viele Freundschaften in der Schule; seine Freunde vom Militär suchte er später immer wieder auf, fühlte sich dem Militär verbunden. Vierzig Jahre später, um 1936, als Geheimrat in München, traf er seine alten Bekannten in Belgien ein letztes Mal. Einige waren inzwischen zu Armeekorps-Kommandanten, Generalinspektoren der Artillerie und des Pionierwesens avanciert; sein alter Freund Neefs kommandierte jetzt als General die Militärschule.

1895 begab sich der junge Carathéodory mit seinem Offizierspatent – Bauingenieur im Offiziersrang – in die Türkei nach Mytilene (Lesbos); sein Vetter Aristarchi war der Ingenieur der Provinz und hatte dort das gesamte Straßennetz aufgebaut. Carathéodory half ihm auch bei der Planung der Straßen von Samos, das Projekt wurde allerdings nicht ausgeführt: Der Griechisch-Türkische Krieg 1896/97 verhinderte es. Carathéodory ging nach London, wenig später, 1898, nach Ägypten, nach Assuan und Assiout. Dort arbeitete er zwei Jahre als Assistant-Engineer am Bau der Staudämme für die Nilregulierung. Tag und Nacht wurde gegraben und gebaut, Carathéodory verbrachte viele Nächte auf dem durch die Pumpenanlagen trockengelegten Boden des Nil. Am Abend und in der Nacht las er bei brütender Hitze mathematische Lehrbücher, die Vorlesungen über Analysis von Camille Jordan (1838–1922) liebte er ganz besonders. Nebenbei verfasste er eine Arbeit über die Cheopspyramide. Er freundete sich außerdem mit dem Archäologen Howard Carter (1874–1939) an, der bisher unbekannte, in Felsen gehauene ägyptische Königsgräber entdeckt hatte. Carter und Carathéodory betraten als Erste die jahrtausendelang unberührten Gräber.

Im Jahr 1900 entschloss sich Carathéodory, wieder nach Europa zurückzukehren, um sich ganz der Mathematik zu widmen. Seine Familie, alle seine griechischen Freunde fanden die Idee, eine gesicherte, hoch angesehene Position, die Carathéodory alle Entwicklungsmöglichkeiten bot, zu verlassen, um, wie Carathéodory es

nannte, einen romantischen Trieb zu befriedigen, nicht nur komisch, sie waren außer sich, waren entsetzt, und Carathéodory selbst war nicht überzeugt, dass es gelingen würde. Aber er stand unter der Zwangsvorstellung, dass erst die Beschäftigung mit der Mathematik seinem Leben Sinn und Inhalt geben würde. Offen war nur, wo er studieren sollte. Sollte er nach Paris gehen? Das wäre nur naheliegend gewesen, denn er war im französischen Kulturkreis aufgewachsen. Oder sollte er vielleicht in Berlin studieren? In seiner Antrittsrede vor der Preußischen Akademie der Wissenschaften sprach er 1919 darüber: «*In unserem Hause befand sich ein vor mehr als 60 Jahren eigenhändig gewidmetes Bild Alexander von Humboldts, das ich immer noch mit Stolz in meinem Arbeitszimmer aufbewahre, für mich [blieb] eine Tradition lebendig, die mich fast unbewußt nach der Stätte führte, in der dieser greise Fürst im europäischen Geistesleben die Summe seiner Lebensarbeit gezogen hat.*»[2]

1900, Carathéodory in Berlin: Den Vorlesungen des bekannten Mathematikers Georg Frobenius (1849–1917) folgte er mit Enthusiasmus, schloss sich dann aber doch lieber Hermann Amandus Schwarz (1843–1921) an, dem Nachfolger von Karl Weierstraß (1815–1897). Bei ihm und von ihm lernte er Funktionentheorie. Er erfuhr an sich, und er sagte es auch immer wieder, dass man in der Mathematik eine allgemeine Theorie am besten verstehen könne, wenn man spezielle Beispiele von Grund auf beherrsche – wenn man das heute nur wüsste und beherzigte. Die ganze Misere des Mathematikunterrichts und der -ausbildung ist damit erklärt.

Carathéodory freundete sich mit den Mathematikern Erhard Schmidt (1876–1959) und Leopold Fejér (1880–1959) an, traf Friedrich Hartogs (1874–1943) und Paul Koebe (1882–1945). 1902 übersiedelte er nach Göttingen in die damalige Hochburg der Mathematik, die vom Licht der mathematischen Doppelsonne Felix Klein (1849–1925) und David Hilbert (1862–1943) erleuchtet wurde. Seinen Vater besuchte er häufig in Brüssel, gelegentlich fuhr er zu seinem Bruder Telemachos, dem Direktor des Kanals von Korinth. Dort, am Saronischen Meer, schrieb Carathéodory seine erste mathematische Arbeit über «Die Charakteristikentheorie der partiellen Differentialgleichung 1. Ordnung». Ein Göttinger Vortrag von Hans Hahn (1879–1934) aus Wien über die 2. Variation regte ihn

an, sich mit einem Problem der Variationsrechnung zu beschäftigen: Eine Lampe, umgeben von einem halbkugelförmigen Globus, projiziert Punkte des Globus auf den Fußboden. Gesucht wird eine Kurve vorgegebener Länge auf dem Globus, so, dass ihr Schatten auf dem Fußboden möglichst lang oder kurz ist. Carathéodory fand die Lösung: Zwei Strecken, die eine Ecke bilden – und nur wenig später war seine Doktorarbeit «Über die diskontinuierlichen Lösungen der Variationsrechnung» fertig. Er überreichte sie Hermann Minkowski (1864–1909), einem der Begründer der speziellen Relativitätstheorie, als Dissertation und bestand nur wenig später das Rigorosum, wurde dabei in angewandter Mathematik von Felix Klein, in Astronomie von dem nicht minder berühmten Karl Schwarzschild (1873–1916) geprüft.

1903 wollte Carathéodory Deutschland verlassen. Vielleicht fühlte er, dass er doch mehr Grieche und Franzose war. Aber die berühmten Göttinger Mathematiker hatten längst die Jahrhundertbegabung des jungen Griechen erkannt, und Felix Klein machte ihm den Vorschlag, sich in Göttingen zu habilitieren; und dieses Gespräch mit Klein entschied über das Schicksal seines ganzen weiteren Lebens. David Hilbert drängte ihn, sofort seine Habilitationsschrift zu schreiben, und die Philosophische Fakultät erlaubte ihm auf Vorschlag Hilberts, die Habilitationsschrift gleich nach Erwerb des Doktorgrades einzureichen.

Und so wurde der 31-jährige griechische Bauingenieur Carathéodory keine fünf Jahre nach Beginn seines Mathematikstudiums schon Privatdozent der Mathematik an der damals weltberühmten Universität Göttingen. Drei Jahre blieb er dort. Er traf Ludwig Prandtl (1875–1953), Gustav Herglotz (1881–1953), Otto Toeplitz (1881–1940) und auch Koebe wieder. Der Mathematiker Carl Runge (1856–1927) imponierte ihm besonders. Er bemerkte: «*Die Art wie Runge die Mechanik handhabte war staunenswert. Als die Brüder Wright ihre ersten Flugversuche unternahmen, konnte Runge mit Hilfe von Modellen, die er aus Papierschnitzeln anfertigte und die er mit einer Stecknadel belastete und im Gleitflug herunterfallen ließ, die Leistung des Motors über welche die Angaben geheim waren, ziemlich genau abschätzen. Diese Fähigkeit hat mich am meisten beeindruckt. Daneben war er auch ein erstklassiger reiner Mathematiker.*»[3]

Aber inzwischen gab es einen weiteren Stern am Himmel der Mathematik: Carathéodory. 1908 wechselte er als Privatdozent nach Bonn, ein Jahr später, 1909, wurde er ordentlicher Professor an der Technischen Hochschule Hannover, und im Jahr darauf erhielt er einen Ruf an die neu gegründete Technische Hochschule Breslau.[4] Göttingen holte ihn 1913 zurück, als Nachfolger des großen Felix Klein. Seine Schüler verehrten ihn sehr. Als er 1918 das Angebot erhielt, nach Berlin zu gehen, dichteten Studenten und Assistenten zum Abschied:

«Prof. Carathéodory
Geht fort nach Berlin
Und wär' hier nicht Göttingen
Auch wir zögen hin.»

Weitere 36 Strophen folgen, mit manchen Spitzen gegen die damaligen Göttinger Größen der Mathematik, nur Carathéodory erfährt uneingeschränktes Lob. So heißt es zwischendurch:

«Und nimmt nun statt Cara
Ein andrer den Platz
Und ist es auch Hecke
's ist nur Cara-Ersatz.»

Das Gedicht schließt mit der Strophe:

«Und unserem Cara
Dem wünschen wir Glück
Gefällt ihm Berlin nicht
Kehr' zu uns er zurück!»

Zwei Jahre später, 1920, verließ er Berlin wieder und folgte einem Ruf der griechischen Regierung: Diese wollte in Smyrna eine Universität errichten, die Carathéodory von Grund auf gestalten sollte. In Smyrna lebten zu dieser Zeit 200 000 Griechen, 90 000 Türken, 50 000 Einwohner bekannten sich zum Judentum, dazu gab es einige Tausend Armenier und Levantiner. Carathéodory schwebte als Idee eine ganz besondere Universität vor, eine Universität, in der Morgenland und Abendland sich begegnen, morgenländisches und abendländisches Denken eine Heimstätte haben sollten. Zwei Jahre blieb er in Smyrna – und es endete in einer Katastrophe.

1920 hatte das Osmanische Reich in Sèvres kapituliert. Griechenland war ein Gebiet im Umkreis des Hafens Smyrna in der

Ostägäis zugesprochen worden. Aber dem damaligen Ministerpräsidenten Griechenlands, Eleftherios Venizelos (1864–1936), genügte das nicht; er wollte ein hellenisches Großreich, das nach der Wiedergewinnung Konstantinopels über weite Teile Anatoliens herrschen sollte. Von Smyrna ausgehend, rückten gut ausgerüstete griechische Divisionen nach Osten vor, stießen tief ins Innere Anatoliens vor, gelangen bis 100 km vor Ankara. Das Kriegsglück war auf ihrer Seite. Doch General Mustafa Kemal Pascha (1881–1938), der spätere Atatürk, sammelte die schlecht ausgerüsteten, versprengten und demoralisierten türkischen Soldaten in einem schlagkräftigen Heer. Der griechische Generalstab ahnte nichts, wollte vielleicht auch nichts wissen. Am 25. August 1922 fand in Afyon ein großes Tanzfest statt. Mitten in diesen Ball hinein begann der türkische Angriff, feuerte die türkische Artillerie aus allen Rohren. Die Türken trieben die völlig überraschten griechischen Soldaten vor sich her, gelangten in wenigen Tagen bis Smyrna und warfen die griechischen Divisionen dort buchstäblich ins Meer. Es soll unglaublich große Verluste gegeben haben – eine unfassbare Tragödie. Westanatolien war für Griechenland verloren, das griechische Smyrna wurde zur türkischen Stadt Izmir; heute leben dort keine Griechen mehr.

Dem ehemaligen Offizier Carathéodory kann die militärisch nicht nachvollziehbare Strategie des griechischen Generalstabs in Westanatolien nicht verborgen geblieben sein. Er muss Schlimmes geahnt und wahrscheinlich mehr gewusst haben als die anderen. Dem multilingualen Carathéodory – er sprach neben allen westlichen Sprachen auch noch Türkisch – müssen da manche Dinge zugetragen worden sein. Noch vor dem türkischen Angriff brachte er seine Familie – Frau, Sohn und Tochter – auf der vorgelagerten griechischen Insel Samos in Sicherheit. Allein kehrte er nach Smyrna zurück, bereitete alles für eine eventuelle Evakuierung vor und harrte in den Kriegswirren bis in die letzten Sekunden aus. Er brachte – die Türken waren bereits in Smyrna – kaltblütig Inventar und kostbares Schrifttum auf Booten nach Griechenland in Sicherheit, geriet selbst in Lebensgefahr, konnte sich aber noch aus dem an allen Ecken und Enden brennenden Smyrna retten. Der ehemalige Militär und Offizier Carathéodory rettete den Mathematiker Carathéodory.

Er fand Zuflucht an der Universität Athen, hielt Vorträge in der griechischen mathematischen Gesellschaft, sprach über den Mathematikunterricht an den Höheren Schulen, verfasste Rezensionen über griechische Mathematikbücher und arbeitete an einer Axiomatik für Einsteins Relativitätstheorie. Doch es war keine gute Zeit für ihn; manche sollen ihm offen ihre Ablehnung gezeigt, müssen die Genialität Carathéodorys gespürt haben. In dieser Situation konnte ihn Deutschland zurückholen: 1924 wurde er Nachfolger von Ferdinand Lindemann (1852–1939) an der Universität München – ein Glücksfall für Bayern. Ein Jahr später, 1925, wählte ihn die Bayerische Akademie der Wissenschaften zu ihrem ordentlichen Mitglied. Den Antrag zur Aufnahme unterzeichnete auch das hoch angesehene Mitglied der Akademie Alfred Pringsheim (1850–1941),[5] der Schwiegervater Thomas Manns (1875–1955). Später war Carathéodory in der Akademie mitverantwortlich für die Herausgabe der Werke Johannes Keplers (1571–1630).

1930 rief ihn erneut die griechische Regierung. Er sollte die Neuorganisation der Universitäten Athen und Thessaloniki in die Hand nehmen. Carathéodorys Münchner Kollegen waren fassungslos, der große Physiker Arnold Sommerfeld (1868–1951), mit dem Carathéodory eng befreundet war, beschwor ihn, nicht zu gehen, «*er müsse sich doch nicht schon wieder eine Dornenkrone aufsetzen*».[6] Aber der Grieche Carathéodory ging, voller Pflichtgefühl, sein Heimatland hatte ihn gerufen; er blieb aber immer nur für einige Monate in Athen, verfertigte für die Regierung Denkschriften zum Umbau der Universitäten. Daneben schrieb er für die große griechische Enzyklopädie einen Beitrag über Mathematik. Auf der Akropolis untersuchte er den Parthenon, maß die Kurven am Sockel und die Abstände der Säulen. Sein Ergebnis: Die Kurven der östlichen und westlichen Seite des Tempels werden mit großer Genauigkeit durch Kreise von 1850 m Radius dargestellt, die Kurven der nördlichen und südlichen Seite durch Kreise, deren Radius genau dreimal so groß ist, über 5550 m.

Carathéodory vollbrachte in der Mathematik überragende Leistungen. Er arbeitete über Variationsrechnung, reelle Funktionen, Funktionentheorie, Maßtheorie und an der Algebraisierung des Integralbegriffs. Ihm gelangen Durchbrüche, die in der ganzen mathematischen Fachwelt Aufsehen erregten. In seinen Arbeiten ver-

binden sich phantasiereichste Raumanschauung mit tiefster Abstraktionskraft, sie sind meisterhaft geschrieben. Er arbeitete auch über Thermodynamik, geometrische Optik, das Schmidt'sche Spiegelteleskop, führte selbst umfangreiche numerische Rechnungen aus, berechnete die Diffraktionskurven aus dem Eikonal. Die Arbeiten fanden große Anerkennung bei den Kollegen der Physik. Im Nachruf auf Felix Klein schrieb Carathéodory: «*die Mathematik vervielfacht, wie der Riese Antaeus, jedesmal ihre Kraft, wo sie mit der Wirklichkeit, mit dem Erdboden, auf dem sie gewachsen ist, in Berührung kommt.*»[7]

Seine besondere Liebe gehörte der Variationsrechnung, die auf Johann Bernoulli (1667–1748) aus Basel zurückgeht. Der hatte 1696 in den Acta eruditorum eine berühmt gewordene Aufgabe gestellt: Man finde die Kurve kürzester Fallzeit, die zwei gegebene Punkte verbindet. Und er fügte hinzu «*[...] aber es besitzt sicher größten Nutzen für andere Wissenschaften, aber auch für die Mechanik, was wohl niemand zunächst glauben würde*». Bernoullis Bemerkung war prophetisch. 1919 erklärte Max Planck in der Preußischen Akademie der Wissenschaften: «*Sie, Herr Carathéodory, haben auf den doppelten Reiz hingewiesen, der der Variationsrechnung innewohnt, sie lenkt den Blick von dem schwer entwirrbaren Einzelnen auf das leicht überschaubare Ganze, faßt eine Fülle von Einzelaussagen in einem einzigen einfachen Satz zusammen und noch merkwürdiger, nicht nur der Mensch, auch die Natur begünstigt diese besondere Art der Betrachtungsweise, noch manche Frucht Ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit möge unsere akademischen Schriften schmücken.*»[8]

Hierher gehört auch der eingangs zitierte Brief Einsteins, Teil einer Korrespondenz über die Hamilton-Jacobi-Theorie. Albert Einstein hatte damals, um 1914, seine Ideen und Gedanken zur allgemeinen Relativitätstheorie niedergelegt und erhoffte sich, mithilfe des Mechanismus der Hamilton-Jacobi-Theorie weitere tiefe Einblicke zu bekommen. Am 6. September 1916 schickte er Carathéodory eine diesbezügliche Abhandlung und bat am Schluss dieses Schreibens: «*Wollen Sie nicht noch etwas über das Problem der geschlossenen Zeitlinien nachdenken? Hier liegt der Kern dieses noch ungelösten Teiles des Raum-Zeit-Problems. Es grüsst Sie bestens Ihr ganz ergebener A. Einstein.*»

Carathéodory antwortete am 16. Dezember 1916: «*Lieber Herr Kollege, die Hauptsachen in der Theorie der kanonischen Substitutionen kann man meines Erachtens am einfachsten folgendermassen ableiten.*» Es folgen dann mathematische Ausführungen zur Hamilton-Jacobi-Theorie. Die Abhandlung endet «*[...] Mit bestem Gruss Ihr sehr ergebener C. Carathéodory.*» Albert Einstein muss dann als Antwort den eingangs erwähnten, undatierten Brief an Carathéodory geschickt haben.

Einstein hatte seine neue Theorie um 1915 fertiggestellt. Es war die allgemeine Relativitätstheorie, und eines ihrer Resultate war die Lichtkrümmung. Die Photonen, die Lichtteilchen, werden im Schwerefeld eines Sterns abgelenkt, das Licht läuft dort auf krummen Bahnen. Noch waren das Hypothesen, einen experimentellen Nachweis für die Richtigkeit gab es nicht, noch nicht. Aber 1919 gab es eine solche Gelegenheit: eine Sonnenfinsternis in Brasilien. Britische Astronomen maßen den Abstand von zwei Sternen neben der verfinsterten Sonne. Einige Monate später, die Sonne war inzwischen weitergewandert, wurde der Abstand dieser zwei Sterne wiederum gemessen. Resultat: Die Sterne waren jetzt weiter voneinander entfernt. Um 1,7 Bogensekunden wurde das Licht der Sterne an der Sonne abgelenkt. Das entsprach genau dem von Einstein vorhergesagten Wert. Die neuen Hypothesen über die Gravitation wurden zur experimentell bestätigten Theorie: Es war die umwälzendste Entdeckung über den Kosmos seit Newton. Einstein, bisher nur Fachkollegen bekannt, wurde mit einem Schlag weltberühmt, und die Aufnahme der verfinsterten Sonne in Sobral/Brasilien begründete seinen Weltruhm. Die Ergebnisse über die Krümmung der Lichtbahnen wurden am 7. November 1919 in England in den Tageszeitungen an erster Stelle publiziert, zwei Tage später in den Vereinigten Staaten. In Deutschland nahm man Wochen später eher beiläufig Notiz davon, dabei lebte Einstein zu dieser Zeit in Berlin. Es war allerdings auch eine sehr schwere Zeit so kurz nach Ende des verlorenen Krieges.

Einstein war selbst ein ausgezeichneter Mathematiker. Die Fama, er sei in der Schule in Mathematik schlecht gewesen – mit Vorliebe in Deutschland kolportiert –, ist nicht wahr. Das Gegenteil trifft zu! Einstein hatte sich die Schulmathematik selbst beigebracht und sich mit dem Lehrer überworfen, weil er mit dessen

Unterricht nicht zufrieden war. Andererseits, welcher Lehrer ist schon zu beneiden, der einen Einstein unter seinen Schülern hat. Einstein suchte nicht ohne Grund Rat beim sechs Jahre älteren Carathéodory. Tatsächlich lassen sich manche Probleme in der allgemeinen Relativitätstheorie auf Probleme der Variationsrechnung zurückführen. So laufen die Lichtpartikel, die Photonen, immer so, dass sie in kürzester Zeit von einem Punkt zum anderen gelangen – genau wie Johann Bernoullis fallende Kugel aus dem 17. Jahrhundert. Die anzuwendende Mathematik ist die gleiche.

Es gibt einen vertraulichen Schriftwechsel zwischen Carathéodory und Einstein; so teilte Carathéodory ihm im Oktober 1925 mit, dass sich Otto Blumenthal (1876–1944) – er wurde später im Konzentrationslager Theresienstadt umgebracht – außerordentlich über das Geschenk zu seinem 50. Geburtstag gefreut habe. 1928 gingen Briefe an Einstein über das schwierige Verhältnis zwischen den Mathematikern Brower und Hilbert, beide berühmt und in der Redaktion der «Mathematischen Annalen» tätig. Sie vertraten unterschiedliche Auffassungen bezüglich der Grundlagen der Mathematik. Man liest von der Feindschaft Browers gegen Hilbert, erfährt von Beleidigungen Hilberts gegenüber Brower.[9]

Der neue Feldbegriff, den Carathéodory in die Variationsrechnung einführte, sollte große Folgen haben. Carathéodory leitete daraus eine Ungleichung ab, die 20 Jahre später unter anderem Namen, als Bellman'sche Gleichung oder Ungleichung, in der mathematischen Welt Aufsehen erregte, die Grundlage für das Prinzip der Dynamischen Optimierung wurde[10] und inzwischen weit über die Mathematik hinausstrahlt. Richard Bellman (1920–1984) trat mit seinen Arbeiten erst 1951 nach dem Tode Carathéodorys an die Öffentlichkeit. Den Namen Carathéodory sucht man in seinen Arbeiten vergebens[11] – eine der großen Ungerechtigkeiten in der neuzeitlichen Wissenschaftsgeschichte. Hätte sich Carathéodory damals, 1900, für Frankreich und Paris entschieden, wäre das wohl nicht geschehen: Für einen «Franzosen» Carathéodory wären alle Mathematiker Frankreichs auf die Barrikaden gegangen, und der selbst äußerst einflussreiche Bellman hätte es nicht gewagt, ihn so zu behandeln. Bellmans eindrucksvolle, unbestreitbar eigene Leistungen bestanden darin, den großen praktischen Wert der Ungleichung von Carathéodory erkannt und sie für konkrete Berechnun-

gen herangezogen zu haben. Rechnungen dieser Art benötigt man in der Raumfahrt.

Als Alfred Pringsheim 1939 Deutschland verlassen musste, zu seinem Glück noch verlassen durfte, schenkte er Carathéodory ein Kleinod, einen seltenen Druck aus dem Jahre 1700, der einen lateinischen Brief Jakob Bernoullis (1655–1705) an Bruder Johann mit einer Lösung des Isoperimetrischen Problems enthält. Pringsheim widmete seinem treuen Freund Carathéodory den Band mit dem französischen Wortspiel «Isopérimaître incomparable». Wie wahr: Carathéodory, der unvergleichliche Meister. Das Wortspiel bezieht sich auf das isoperimetrische Problem der Variationsrechnung.

Jakob Bernoulli hatte, damals als Erster, einen wichtigen Grundtyp solcher Aufgaben beschrieben und gelöst.[12] Es sollte die Lösung eines Optimierungsproblems gefunden werden, wenn noch zusätzliche Bedingungen erfüllt werden müssen. Man mag sich das am Beispiel der rollenden Kugel so vorstellen: Anstatt die Kugel ungestört von A nach B rollen zu lassen, könnte man sie zwingen, zunächst ein kleines Stück auf einer geraden Linie zu gleiten. Anschließend könnte man den Weg wieder freigeben und die Kugel «optimal» zum Endpunkt B rollen lassen. Gerade die Bahnprobleme in der Raumfahrt sind von solcher Art. Die Bahn muss manchmal so gelegt werden, dass das fliegende Objekt von der Erde aus sichtbar ist, also angepeilt werden kann, damit Funksignale übermittelt werden können. Jakob Bernoulli, er ist im Baseler Münster beigesetzt, hätte sich freilich gewundert, wenn man ihm das erzählt hätte. Bei ihm liest sich das so: Gegeben zwei Punkte, eine Kurve (also eine Schnur) gegebener Länge verbindet sie. Welche Gestalt muss die Kurve (die Schnur) annehmen, damit die eingeschlossene Fläche möglichst groß wird? Man bezeichnet das in der Mathematik auch als das Problem der Dido.[13]

Carathéodory war ein hochgebildeter Mann. Die klassischen Philologen der Universität München suchten häufig seinen Rat in Fragen der Philologie, mit den Byzantinisten unterhielt er sich gern über die mittelalterliche Geschichte seiner griechischen Heimat. Mit manchen Epochen sei er so vertraut gewesen, als ob er selbst zu dieser Zeit gelebt hätte, berichten seine Freunde von der Universität.

So erklärte der Klassische Philologe Kurt von Fritz im Jahr 1959 anlässlich seiner Aufnahme in die Bayerische Akademie der Wis-

senschaften in seinem Personalbogen, zu seinen bedeutendsten Lehrern habe neben dem Klassischen Philologen Eduard Schwartz (1858–1940) und dem Physiologen und Logiker Johannes von Kries (1853–1928) eben Constantin Carathéodory gehört.[14] In einer unveröffentlichten autobiographischen Skizze gedenkt von Fritz dankbar dessen, was Carathéodory ihm bedeutete, und auch im Gespräch betonte er immer wieder, wie viel er Carathéodory für seinen wissenschaftlichen Weg schuldete. So ist es nicht zuletzt Kurt von Fritz zu verdanken, dass Constantin Carathéodory auch in der Klassischen Philologie nicht vergessen ist.

Carathéodory war ein in seiner Familie über Generationen vererbtes Sprachtalent mitgegeben. Griechisch und Französisch waren seine Muttersprachen, und das Deutsche beherrschte er mit solcher Vollkommenheit, dass seine in deutscher Sprache verfassten Schriften stilistische Meisterwerke sind. Daneben sprach und schrieb er Englisch, Italienisch und Türkisch, die antiken Sprachen las er mühelos. Carathéodorys Sprache ist die Sprache eines Vornehmen. Dem unglücklichen Georg Cantor (1845–1918), dem Schöpfer der «echten» Mengenlehre (die übrigens keinesfalls als Unterrichtsfach aufs Gymnasium gehört), schrieb er zum 70. Geburtstag 1915:

«*Hochgeehrter Herr!*

Wir, die bei unserer Arbeit so oft die von Ihnen gefertigten Werkzeuge erprobt haben, wollen Ihnen den so lang geschuldeten Dank am heutigen festlichen Tage aussprechen. Wer in Ihre Lehre einzudringen getrachtet hat, hat Erhabenes geschaut. Empfangen Sie unserer aller Huldigung.»[15]

Carathéodorys Glückwünsche zum 80. Geburtstag seines Freundes Alfred Pringsheim standen in den «Münchner Neuesten Nachrichten».[16] Pringsheim, mosaischen Glaubens, war die Seele des Münchner Mathematischen Colloquiums. Das Colloquium wurde 1933 abrupt beendet, als von politisch verblendeter Seite versucht wurde, den Geist der Verfemung auch hier zur Geltung zu bringen, so Heinrich Tietze (1880–1964).[17] Der Aufsatz des Griechen Carathéodory aus der «Deutschen Allgemeinen Zeitung» vom April 1929 über «Deutsches Wissen und seine Geltung» erweckt heute nur noch Wehmut und Trauer.[18]

Seiner Heimat Griechenland und ganz besonders der griechischen Sprache war Carathéodory loyal ergeben. Die Familienmitglieder durften nur griechisch miteinander sprechen, sonst wurde er sehr böse. Sohn und Tochter besuchten deutsche Gymnasien, erhielten aber von einem Priester der orthodoxen Kirche wöchentlichen Unterricht in der griechischen Sprache.

Erhard Schmidt, selbst ein bedeutender Mathematiker, sagt, Carathéodory sei völlig frei gewesen von den gerade in der «gelehrten Welt» weit verbreiteten Fehlern der Eitelkeit und des Neides. An den großen Leistungen anderer nahm er mit reiner Freude teil.[19]

Die Zeit des NS-Regimes verbrachte Carathéodory zurückgezogen – er war Kirchenvorstand der Griechischen Kirche zum Erlöser am Münchner Salvatorplatz, weit über 60 Jahre alt und von einer schleichenden, unheilbaren Krankheit befallen. Durch seine vielfältigen Beziehungen in alle Teile der Welt konnte er einigen «nicht arischen» Kollegen eine Existenzmöglichkeit in der Emigration vermitteln.

Carathéodory gehörte auch zum engeren Freundeskreis der Geheimräte Perron, Sommerfeld und Tietze, der später von Carathéodory sagte, *«wir, seine Kollegen von der Akademie wissen, wie sehr sich Carathéodory um unser wissenschaftliches Leben verdient gemacht hat, wissenschaftsfeindliche Einflüsse einzudämmen, und seine Mitwirkung in der Akademie, den Bedrohungen des [Nationalsozialismus] entgegenzutreten».*[20] Umgekehrt haben Tietze, Perron und Sommerfeld damals vielleicht auch manches Schlimme und Böse von Carathéodory ferngehalten. Klein von Gestalt und betagt an Jahren, besaßen sie den Mut von Löwen. Ihres mannhaften Verhaltens während des Nationalsozialismus gedenken die heutigen Mitglieder der Akademie in Dankbarkeit. Obwohl es ihnen als Beamten streng verboten war, besuchten Tietze und Perron den «verstoßenen Juden» Alfred Pringsheim, und Perron begleitete die Pringsheims persönlich zum Bahnhof, als sie 1939 Deutschland verlassen mussten. Im Schriftwechsel nationalsozialistischer Dienststellen hieß es ein Jahr später, bei der Akademie handele es sich *«um ein Gebilde, das vom nationalsozialistischen Geist [...] noch keinen Hauch verspürt habe»* und *«innerhalb der Hauptstadt der Bewegung [...] als letzter Hort vergangener Zeiten und damit der Reaktion bezeichnet werden muß. [...] Bis tief in*

das Studienjahr 1938/39 hinein hat die Akademie Volljuden als Mitglieder gehabt.» Über die Klasse, deren Mitglied Carathéodory war, heißt es: «*Ein noch wesentlich dunkleres Bild bietet sich, wenn man die naturwissenschaftlich-mathematische Abteilung würdigt. Beherrscht wird diese Abteilung von dem Klassensekretär, dem o. Professor für Mathematik der Universität München Dr. Heinrich Tietze, ein absolut unbelehrbarer Reaktionär, für den auch heute noch der Nationalsozialismus auf den Hochschulen indiskutabel ist. Ihm zur Seite steht eine kleine ebenso reaktionäre Clique, unter der als führend der em. o. Professor für theoretische Physik Dr. Arnold Sommerfeld und der o. Professor für Mathematik der Universität München Dr. Oskar Perron auffallen, die [...] jedes nat. soz. Verlangen ablehnen und sabotieren.*» Diese Männer seien «*bösartig unzugänglich jeden Zuspruchs von außen, doch endlich berechtigten nat.soz. Wünschen entgegenzukommen.*» Sie versuchten «*die Bayer. Akademie als letzte Insel einer reaktionären antinationalsozialistischen Gelehrtenrepublik zu erhalten*».[21]

1941 überfiel die deutsche Wehrmacht Griechenland, das «Feindesland» wurde. Doch dem Griechen Carathéodory geschah nichts, erst recht nicht im «philhellenischen» München. Im Gegensatz zu Angehörigen der anderen «Feindländer» wurden die Griechen in Deutschland nicht interniert. Sie waren frei von Verfolgung, erhielten einen Sonderstatus und die gleichen Lebensmittelkarten wie Deutsche. «*Es ergab sich so die paradoxe Lage, daß die Griechen im Kriegsdeutschland freier waren als jeder Deutsche und weder der Wehrmacht noch dem Arbeitsamt unterstanden*», schreibt der Grieche Johannes Gaitanides, der vor 1939 in der griechischen Armee gedient hatte, über die Jahre 1939 bis 1945 in Deutschland.[22]

Doch Carathéodory war in seinen Aktivitäten eingeschränkt. Ihn drückten schwere Lasten. Vor Jahren hatte er eine Lungenentzündung noch überlebt; jetzt war er von einer heimtückischen Krankheit gezeichnet. Auch seine Frau Euphrosyne war schwer krank, nach einem Schlaganfall für längere Zeit gelähmt; Carathéodory pflegte sie aufopferungsvoll. Sohn Stephanos war nach einer Polioerkrankung gelähmt und auf den Rollstuhl angewiesen.

Tochter Despina, geboren 1912 in Breslau, hatte nach England geheiratet und war im August 1939 mit ihrem britischen Ehemann

im eigenen Wagen nach München zu Besuch gekommen. Sie besuchte hier auch eine ehemalige Schulfreundin, doch die schien über den Besuch eher entgeistert als erfreut zu sein und machte Despina leise Vorhaltungen, in einer so *«schwierigen Zeit»* gekommen zu sein. Despina verstand nicht, wovon die Freundin sprach, aber diese vertraute Despina an, sie arbeite in einer höheren Wehrmachtsdienststelle und Despina möge sie bitte nicht mehr aufsuchen. Sollte sich aber die Lage zuspitzen, würde sie Despina anrufen und nur sagen: *«Das Wetter wird schlecht.»* Despina solle dann ohne Rückfragen sofort ihre Sachen packen und mit ihrem britischen Ehemann Deutschland auf dem schnellsten Wege verlassen. So geschah es auch, der Anruf kam. Man tat wie geheißen. Am letzten Augusttag traf das Ehepaar in der Schweiz ein. Am nächsten Morgen, dem 1. September 1939, begann der Zweite Weltkrieg. Despina verbrachte den Krieg auf der Farm ihres Mannes in Britisch-Ostafrika. Sie lebt heute hochbetagt in Athen.[23]

Im Dezember 1949 sprach Carathéodory im Münchner Mathematischen Colloquium «Über Länge und Oberfläche». Es war sein letzter Vortrag. Er starb am 2. Februar 1950, sein Grab befindet sich auf dem Münchner Waldfriedhof im Feld 303.

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften hat Carathéodorys gesammelte Werke in fünf Bänden herausgegeben. Federführend waren dabei seine Münchner Kollegen Tietze, Perron und Sommerfeld. Mathematikdozenten der beiden Münchner Hochschulen lasen die Korrekturen. Stephanos Carathéodory, sein Sohn, hatte für die Bände mehrere griechisch geschriebene Arbeiten seines Vaters ins Deutsche übertragen. Zu Ehren Carathéodorys erschienen in den USA auch Festschriften mit Beiträgen namhafter Mathematiker aus allen Teilen der Welt. Die Arbeiten zeigen den bedeutenden Einfluss von Gedanken und Ideen Carathéodorys auf die heutige Mathematik – Carathéodory, Griechenlands Geschenk an Deutschland.

Griechenland aber schien seinen großen Sohn, den größten griechischen Mathematiker seit der Antike, lange Zeit vergessen zu haben; da erinnerte sich die griechische Post seiner und brachte ihm zu Ehren 1994 eine Sondermarke heraus: Carathéodory mit Formeln aus der Variationsrechnung. Eine andere Marke zeigte Thales von Milet. Das Auditorium der neuen Universität in Xan-

the, Thrakien, ist nach Carathéodory benannt, und auch sonst ist Griechenland mittlerweile bewusst geworden, welch außerordentliche Persönlichkeit er war. Griechische Gymnasien tragen seinen Namen. Vor dem neuen Rathaus von Peristeri, der Athen benachbarten großen Stadt, wurde Carathéodory zu Ehren ein bronzenes Denkmal errichtet. Die Straße vor dem Rathaus trägt seinen Namen. Heinrich Tietze und Oskar Perron hatten in Nachrufen ihren toten Freund gewürdigt: *«Sein Leben liegt vollendet vor uns. Von einer wahrhaft vollendeten Persönlichkeit nehmen wir Abschied.»*[24] *«Carathéodory war einer der glänzendsten Mathematiker, [er hat] die Wissenschaft um Wesentliches bereichert und entscheidend beeinflußt [...], [er war] ein Mann von ungewöhnlich umfassender Bildung, als Angehöriger der griechischen Nation [hat er] mit dem Höhenflug seines Geistes und rastlosem Streben nach Erkenntnis Tradition und Erbe des klassischen Hellenentums fortgeführt.»*[25]



Leopold Wenger
(1874–1953)

Rechtshistoriker, Altertumswissenschaftler und Akademiepräsident 1932–1935

Dieter Nörr

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften konnte zu ihren ordentlichen Mitgliedern eine Reihe bedeutender Vertreter des römischen Rechts und der antiken Rechtsgeschichte zählen;[1] doch war keiner mit ihr so eng verbunden wie Leopold Wenger: Mitglied seit 1912, Klassensekretär 1922–1926 und 1928–1932, Präsident in den Jahren 1932–1935. Im «Gesamtverzeichnis der Schriften» der Akademie wird sein Name 22-mal genannt.[2] Für ihn (freies Zitat) *«zählten die 25 Münchner Jahre vor allem Dank der Verbindung mit Geschichte und Philologie zu den fruchtbarsten des wissenschaftlichen Lebens».*[3]

Biographisches

Zur Einstimmung darf der Beginn des Nachrufes seines Schülers und Freundes Erwin Seidl (mit kleinen Retuschen) zitiert werden: *«In einem großartigen (Kärntner) Alpental, dem der Möll, liegt ein gemütlicher Marktflecken, Obervellach. Sein bemerkenswertestes Bauwerk ist das Schloß Trabuschgen [...]. Seine heutige Gestalt erhielt es in der Rokokozeit [...]. Das allerschönste Kunstwerk ist die Kapelle, in der der geniale kärntner Maler Fromiller die Madonna aus dem Altargemälde herausschreiten läßt, als wolle sie den, der vor dem Altar sein Gebet spricht, in liebevolle Hände aufnehmen. In diesem von den (mütterlichen) Großeltern geerbten Schlosse ist Leopold Wenger am 4.9.1874 geboren; dies war seine Heimat; und zu Füßen der Madonna wurde er am 21.9.1953 aufgebahrt.»*[4]

Einige Daten aus seinem wissenschaftlichen Lebenslauf: seit 1893 Studium in Graz mit Promotion; 1899–1901 in Leipzig; dort die entscheidende Begegnung mit dem Romanisten und Begründer der juristischen Papyrologie Ludwig Mitteis (1859–1921); 1901 Habilitation in Graz; 1902–1908 Professuren in Graz, Wien und Heidelberg; 1909–1935 (mit einer kurzen Unterbrechung 1926/27 in Wien) Professor in München; 1909 Gründung des Seminars für Papyrologie, 1915/1924 der «Münchener Beiträge zur Papyrusforschung und Antiken Rechtsgeschichte» (Mitherausgeber seit 1924 Walter Otto)[5]; 1933 (mit Walter Otto) Veranstalter des (nüchtern inszenierten) 3. Internationalen Papyrologentages; 1935 Rückkehr (oder Flucht) nach Wien; nach dem deutschen Einmarsch emeritiert; 1945/46 ordentlicher Honorarprofessor in Wien; zahlreiche internationale und nationale Ehrungen (darunter 1936 der Ehrendoktor der Universität Harvard).

Nach der Emeritierung zog Wenger endgültig nach Obervellach, in das prächtige, kalte, die Arthritis fördernde Schloss mit den hohen Räumen, die seiner großen, ihn wissenschaftlich fast autark machenden Bibliothek (jetzt im Leopold-Wenger-Institut der Universität München) genügend Raum boten. Die vielen (stenographischen) Randbemerkungen zeugen von intensiver Lektüre. Seinem Gesinde war der Schlossherr ein gütiger Patriarch, der sich nicht nur um Hof und Ställe kümmerte, sondern auch als regelmäßiger Besucher der Messe ein Vorbild zu sein suchte. Zu seinem 70. Geburtstag erhielt er eine Festschrift (mit einem tristen Vorwort des Althistorikers und Papyrologen Ulrich Wilckens [1862–1944]) und die Goethe-Medaille (die als passende Auszeichnung auch für Nicht-Nazionalsozialisten galt).[6] Das Wort sei Fritz Schwind überlassen: «*Unter den Geburtstagsbriefen fand sich auch einer, der leider nicht erhalten ist, von einem ehemaligen Wengerschüler Hans Frank, Reichsrechtsführer und Generalgouverneur von Polen. Dieser Brief blieb meiner Frau als Zeitdokument in Erinnerung, weil er das Bekenntnis eines totalen Scheiterns heute nicht mehr nachvollziehbarer Ideale enthielt.*»[7]

Welt- und Wissenschaftsanschauung

Nach der Überlieferung war Wenger ein glänzender Redner. Zeugnisse sind die «akademischen Reden», die es (nach Wenger) zur Pflicht machen, außer dem zuverlässig erforschten sachlichen Gehalt auch «*politische Stimmung und Weltanschauung*» zum Ausdruck zu bringen.[8] Ein Forscher, der sich allein um Objektivität bemühe, sei unfähig, die «*treibende Kraft der politischen Leidenschaft*» zu verstehen. In Bezug auf «Recht und Staat der Römer» heißt es weiter, dass es darum gehe (freies Zitat), «*der Jugend und dem einem ernsten Worte zugänglichen Laien den Weg zu zeigen, der über die Hybris zu derjenigen Größe des Menschen emporführt, welche sich vor dem Höheren und Höchsten zu beugen versteht*».

Epochemachend war die Wiener «akademische Antrittsrede» des Dreißigjährigen: «Römische und Antike Rechtsgeschichte».[9] Eine dürre Synthese wird dem jugendlichen Schwung «*eines Herzens, das in weihevoller Begeisterung entgegenschlägt der Forschung und der Lehre*» nicht gerecht. Der objektivierbare Hintergrund ist die gewaltige Erweiterung rechtshistorischen Materials, vor allem durch die Papyrusfunde. Ausgangspunkt für Wenger (und die heute langsam verblassende Zukunft) war das 1891 erschienene Werk von Ludwig Mitteis «Reichsrecht und Volksrecht in den östlichen Provinzen des römischen Kaiserreichs» – eine lebendige, vor allem auch aus nichtjuristischen Quellen gewonnene Darstellung des im Imperium praktizierten Rechts; besonderes Interesse gilt dem Problem der gegenseitigen Beeinflussung von römischem Recht und peregrinen Rechten. Salopp formuliert, setzt Wenger gegenüber seinem Lehrer noch einiges drauf. Er will versuchen, «Polyhistor» zu werden; denn um der Gegenwart Lehren erteilen zu können, muss man nicht nur einfacher Jurist, sondern auch Rechtsvergleicher, (Rechts-)Philosoph, Philologe sein, Rechtsgeschichte als Kulturgeschichte treiben. Dergleichen Postulate ließen sich hören. Skandalträchtig war dagegen – wie die folgenden Reaktionen (auch von Mitteis) zeigen – das Konzept einer «Antiken Rechtsgeschichte»; es führte letztlich zur annähernden Gleichwertigkeit aller Rechte des Mittelmeerraums. Dem römischen Recht blieb – abgesehen vom juristischen Studium – nur ein bescheidener Vorrang.

In der Münchner Rektoratsrede (1924) «Von der Staatskunst der Römer»[10] lässt Wenger seinem politischen, pädagogischen, weltanschaulichen Engagement freien Lauf. Sicherlich enthält sie auch Gedanken, die angesichts gegenwärtiger Moden Beachtung verdienten. So stellt Wenger – man könnte sagen: als «integrativen Faktor» – die römische Verwaltung einschließlich der Rechtsprechung ins Zentrum der «Staatskunst». Pointiert und in moderne Kategorien übersetzt: Law and Order (von der Verwaltung garantiert) halten den Staat zusammen; irgendwelche mediale Repräsentationen sind Epiphänomene. Doch interessieren an dieser Stelle weniger die Inhalte als die von ihm gesetzten zeittypischen Akzente. Ein Leitthema ist die Erhaltung des internationalen Ranges der deutschen Forschung. In einer Zeit (freie Zitate), in der *«nach dem Fluch von Versailles» «nationale Größe und nationale Würde keine Selbstverständlichkeiten mehr sind», «soll unsere geistige Weltgeltung erhalten bleiben und vermehrt werden»*. Er kommt dann auf die *«besondere Stellung»* der römischen Rechtswissenschaft und ihr aktuelles Vorbild als *«Kunst der Rechtsfindung»* zu sprechen – im Gegensatz zu einer allein am positiven Recht orientierten Dogmatik. Damit ist die Überleitung zum Thema *«Staatskunst der Römer»* gefunden; diese solle nicht nur Gegenstand humanistischer Forschung sein, sondern – positiv oder negativ – die Gegenwart belehren. Deutlich ist die Warnung vor einer *«exzessiven Demokratie»*, der Lobpreis der *«ungemein glücklichen Verteilung der Gewalten»*, des Standards der *aequitas*, der – trotz negativer Einzelfälle – die imperiale Verwaltung leitete, die Balance zwischen lokaler Autonomie und römischem Zentralismus. Gescheitert sei Rom an der (missglückten) Lösung des *«sozialen Problems»*. Den Schluss bilden Ablehnung des Imperialismus und Vertrauen auf den *«Völkerbund der Zukunft»*, verbunden mit der Hoffnung auf einen *«genialen Bauherrn der Zukunft»* (vorher hatte er Bismarck erwähnt) und dem Appell an das *«patriotische Gewissen»* der Studenten.

Aus der Vorlesung zum Antritt seiner kurzfristigen Professur in Wien (1926) ist die bereits erwähnte Programmschrift «Der heutige Stand der römischen Rechtswissenschaft» hervorgegangen.[11] Was in der Antrittsrede des jugendlichen Wenger schwungvoll verkündet worden war, wird jetzt begründet, erweitert, aber

auch konkretisiert. Hier findet sich alles, was für eine Kulturgeschichte der antiken Rechte notwendig ist – von der Einbeziehung der vorgeschichtlichen Rechte und des vorderasiatischen Kulturkreises[12] über die Berücksichtigung des öffentlichen Rechts und der Wirtschaft[13] bis zur enzyklopädischen Zusammenfassung und Besinnung auf die Rechtsphilosophie.

Ein dunkles Kapitel: der Austritt Einsteins aus der Akademie[14]

Nachdem der Austritt Albert Einsteins (1879–1955) aus der Preußischen Akademie (mit Brief vom 28. März 1933) in München bekannt geworden war, hatte sich Akademiepräsident Wenger am 4. April nach Berlin gewandt, um Abschriften der Korrespondenz der Preußischen Akademie mit Einstein zu erhalten; diese Bitte erfüllte das Büro der Berliner Akademie am 5. April. Daraufhin wurde Einstein, seit 1927 korrespondierendes Mitglied der Bayerischen Akademie, mit Schreiben vom 8. April aufgefordert, sich über sein Verhältnis zur Akademie zu erklären. Mit Brief vom 21. April verließ Einstein die *«relativ harmlose Akademie»*; so seine Worte 1946 in einem Brief an seinen Freund, den Physiker Arnold Sommerfeld (1868–1951).

Das Schreiben der Akademie an Einstein ist nicht – wie üblich – vom Präsidenten, sondern vom «Präsidium der Bayerischen Akademie der Wissenschaften» unterzeichnet. Zum Präsidium gehörten (außer Wenger) Eduard Schwartz (1858–1940) als früherer Präsident (von 1927–1930) und die Klassensekretäre: der Archäologe Paul Wolters (1858–1936), der Direktor der Staatsbibliothek Georg Leidinger (1870–1945), der Mathematiker Walther Ritter van Dyck (1856–1934) und der Chemiker Richard Willstätter (1872–1942, Nobelpreis 1915). Der Altphilologe und Patristiker Schwartz war ein Freund Wengers und eines der einflussreichsten Akademiemitglieder; nach dem Weggang Wengers wünschte die Akademie ihn (vergeblich) als Nachfolger. Willstätter hatte 1925 den Münchner Lehrstuhl wegen antisemitischer Tendenzen in seiner Fakultät aufgegeben; er musste 1939 emigrieren.[15] Antisemitische Tendenzen sind bei dieser Zusammensetzung des Gremiums nicht zu erwarten, aber durchaus deutschnationale.[16]

An dieser Stelle ist an einige Daten aus der Geschichte Einsteins in Berlin zu erinnern.[17] Einstein war in weiten Kreisen nicht nur als Jude verhasst; seine politischen Bekenntnisse irritierten auch die Freunde: zum militanten Pazifismus, zum «Internationalismus», zum Zionismus, gelegentlich auch zum Bolschewismus. Nach der «Machtergreifung» begannen Überlegungen, ihn aus der Preußischen Akademie zu entfernen. Einstein hatte von der Machtübernahme der Nationalsozialisten auf einer Amerikareise erfahren. In einem weit verbreiteten Interview (Pasadena, 11. März 1933) griff er das neue Regime scharf an; kurz darauf erfolgte der Austritt aus der Akademie.

In Abwesenheit des Ständigen Sekretars Max Planck (1858–1947) reagierte der amtierende Sekretar, der germanistische Rechtshistoriker Ernst Heymann (1870–1946), mit einer Presseerklärung, in der Einstein «Greuelhetze» vorgeworfen wurde; die Akademie «*hat aus diesem Grunde keinen Anlaß, den Austritt Einsteins zu bedauern*». Max von Laue (1879–1960, Nobelpreis 1914) scheiterte mit seinem Versuch einer offiziellen Missbilligung der Erklärung Heymanns durch die Akademie. Selbst Einsteins Freund Fritz Haber (1868–1934, Nobelpreis 1918) billigte die Erklärung; kurz darauf versuchte Max Planck ihn (vergeblich) in einem persönlichen Gespräch mit Hitler für die deutsche Wissenschaft zu retten.

Nach seiner Rückkehr gab Max Planck am 11. Mai 1933 eine Erklärung zu Protokoll, in der er die Leistungen Einsteins würdigte, «*deren Bedeutung nur an die Leistungen Johannes Keplers und Isaac Newtons gemessen werden kann*». Er fügte hinzu: «*Daher ist es [...] tief zu bedauern, daß Herr Einstein selber durch sein politisches Verhalten sein Verbleiben in der Akademie unmöglich gemacht hat.*»

Die Ereignisse in Berlin erlauben es, die Lücken unserer Kenntnisse der Münchner Situation mit Vermutungen zu füllen. Es existiert eine auf den Physiker und späteren Präsidenten (1946–1950) Walther Meißner (1882–1974, ordentliches Mitglied seit 1938) zurückgehende Tradition, der zufolge Wenger ohne Wissen der Akademiemitglieder gehandelt habe. Daran ist richtig, dass Ende März/Anfang April 1933 keine Sitzungen stattgefunden hatten. Eine andere (eher zu verneinende) Frage ist, ob Wenger es gegenüber den anderen Mitgliedern des Präsidiums wagen konnte, einen von ihm

allein zu verantwortenden Brief als Brief des Präsidiums auszugeben. Überdies zeigen die Vorgänge in Berlin mit erschreckender Deutlichkeit, dass der Brief des «Präsidiums» aller Wahrscheinlichkeit nach die Stimmung der Mehrheit in der Akademie wiedergab. Dem entspricht, dass keinerlei Indizien für eine Trübung des Verhältnisses Wengers zu den Akademiemitgliedern existieren.

Zu den weiteren Aktivitäten Wengers als Präsident nur wenige Worte: In der Jahressitzung vom 17. Mai 1933 lässt seine Rede Hoffnung und Anteilnahme an der «nationalen Erhebung» erkennen. 1934 fand keine Jahressitzung statt. In der Jahressitzung vom 12. Juni 1935, also kurz vor seinem Weggang, ist der Ton nüchtern, vielleicht sogar (zwischen den Zeilen gelesen) kritisch. Energische Interventionen der Machthaber zur Umgestaltung der Akademie nach dem «Führerprinzip» sind während seiner Präsidentschaft nicht erkennbar. Zu den Besonderheiten der Bayerischen Akademie gehörte es, dass ihr Präsident in Personalunion Generalkonservator einer Vielzahl von wissenschaftlichen Sammlungen war (darunter das Museum für Völkerkunde, die Prähistorische, Ägyptische und Zoologische Sammlung, der Botanische Garten). Im Jahre 1934 begannen vom Stab des Stellvertreters des Führers Rudolf Heß unterstützte Bestrebungen, diese von der Akademie zu trennen. In einem Gespräch im Kultusministerium am 28. Mai 1935 setzte sich Wenger für den Status quo ein; die Trennung erfolgte nach seinem Weggang.

Als Nachspiel seien im Auszug zwei Texte zitiert, ein Schreiben des Gaudozentenführers vom 18. März 1940 über die Akademie *«als letzten Hort vergangener Zeiten und damit der Reaktion»*[18] und gemütvolle Worte Wengers aus seiner «Selbstdarstellung».[19]

«An ihrer [sc. der Akademie] Spitze steht ein Parteigenosse als Präsident; regiert wird sie jedoch von einer kleinen, sozial durch Höchsteinkommen eindeutig bestimmten Gruppe von Geheimräten, die schon vor der Machtübernahme sich als Überfakultät und Über-Akademie in der Form des sog. ‹Kyklos› tarnte und von diesem Zirkel aus eine unsichtbare, dafür aber um so wirkungsvollere Personalpolitik betrieben. Eines der rührigsten und gefährlichsten Mitglieder dieses ‹Kyklos› ist der Geh.Rat Walter Otto, der als ausgesprochener Gegner des Nationalsozialismus bezeichnet werden muß.»

Wenger: «*Noch einmals [sc. nach Graz] [...] wurde mir das Glück zuteil, in einem harmonisch gestimmten Gelehrtenkreis einiges Eigenes bringen und viel mehr Anderes aufnehmen zu können. Es war in München in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und im ‹Kyklos›, einem in schweren Zeiten, November 1919, gegründeten kleinen [...] Humanistenkreise [...].*» Wenger nennt dann einige Mitglieder (unter ihnen Eduard Schwartz, «*die Seele – und Feuerseele – des Ganzen*») und schließt mit den Worten: «*[...] in diesem Sinne gedenke ich dankbar immer des auch einer inhumanen Zeit zum Opfer gewordenen Kyklos und seiner überlebenden und der Überzahl der abberufenen Freunde.*»

Zum wissenschaftlichen Werk

Die Literaturliste zählt 167 Bücher und Aufsätze, 198 zum Teil umfangreiche Rezensionen und Kongressberichte sowie 36 biographische Beiträge. In einer wissenschaftlichen Biographie müsste das Werk im Zentrum stehen; an dieser Stelle kann dem bisher Angedeuteten nur Weniges beispielhaft hinzugefügt werden.

Wenger war «Enzyklopädist» und «Universalist»; es sei hier an den Althistoriker Eduard Meyer (1855–1930) und den vielleicht prominentesten Juristen der wilhelminischen Epoche Josef Kohler (1849–1919) erinnert. Das schließt intensive Arbeit am Detail nicht aus. Auffällig ist der schnelle Zugriff auf neues Quellenmaterial. Im Jahr 1927 waren die fünf Edikte des Augustus aus Kyrene (mit dem sich an das fünfte anschließenden *Senatusconsultum Calvisianum*) bekannt geworden; bereits 1928 erschien in den Abhandlungen der Akademie ein umfangreicher, gemeinschaftlich mit Johannes Stroux (1886–1954) verfasster Kommentar. Er gab Wenger Gelegenheit, seine (mit denjenigen Theodor Mommsens nicht stets übereinstimmenden) Auffassungen über das «Wesen» des Prinzipats, die Rechtsstellung der Provinzialen, über römisches Straf- und Strafverfahrensrecht darzulegen.

Zwei weitere Beispiele seien wenigstens skizziert; sie gehen über eine spezifisch juristische Thematik hinaus.

Das Thema «Vormundschaft der Mutter» ist letzthin durch das in einer Höhle am Toten Meer aufgefundene «Archiv» der Witwe Babatha aus der Zeit Hadrians wieder aktuell geworden. Nach klas-

sischem römischen Recht war die Vormundschaft (als «*virile officium*») den Männern vorbehalten; immerhin hatte Papinian (4 resp. Dig. 26.6.26 pr.) betont, dass das galt «*iure nostro*», also «nach römischem Recht». Wenger stellt einige Papyri vor, die eine mütterliche Vormundschaft oder wenigstens mütterliche Personen- und Vermögenssorge im römischen Ägypten bezeugen.[20] Da im spätantiken Recht auch Mütter als Vormünder zugelassen werden, konnten diese Texte als Zeugnisse für den Einfluss «volksrechtlicher» Institute auf das spätrömische Recht herangezogen werden.

Bis heute hat die sog. Inschrift von Nazareth (erstmals veröffentlicht 1930) nichts von ihrer Faszination eingebüßt.[21] Ihre Herkunft wird nur durch eine handgeschriebene Notiz bezeugt: «*Dalle de marbre envoyée de Nazareth en 1878.*» Sie bezeichnet sich als «*diatagma Kaisaros*» (nach der Schrift Caesar, Augustus oder Tiberius) und enthält Sanktionen bei Grabschändung (*tymborychia*): Zerstörung des Grabes, Entnahme des Leichnams, (dolose) Transferierung des Leichnams, Entfernung von Grabinschriften und -steinen. Wenger widmete ihr einen sorgfältig-nüchternen Kommentar.[22] Danach handelt es sich um ein kaiserliches Edikt, das bei Grabschändung die Todesstrafe verhängte. Doch sei die Inschrift selbst ein privates Elaborat. Es sei zu vermuten, dass der Inhaber eines Grabes den Text – neben den üblichen Drohungen gegen Grabfrevler – als Schutz am Grabbau hatte anbringen lassen. Auf weitere Spekulationen geht er nur kurz ein: Der Text spricht von der Wegschaffung des Leichnams und der Entfernung des Grabsteins. Sollte er aus Nazareth stammen, dann liegt es nahe, ihn mit Matth. 28.12–15 zu assoziieren: Die Juden bezichtigen die Jünger des Diebstahls des Leichnams Jesu.

Zumindest in den Augen Wengers war sein Hauptwerk «Die Quellen des Römischen Rechts» (Wien 1950) – im Wesentlichen beendet Ostern 1947, fast 1000 (ursprünglich handgeschriebene) Quartseiten und doch nur ein Fragment.[23] Es war ursprünglich für die Abhandlungen der Bayerischen Akademie bestimmt, ist aber wegen der Zeitläufte bei der Österreichischen Akademie der Wissenschaften erschienen.

Seit seinen Anfängen hatte Wenger eine «Römische Rechtsgeschichte» geplant; ausgeführt wurden die «allgemeine Einleitung» («Die Gesamtaufgabe einer römischen Rechtsgeschichte», 1–45)

und der Abschnitt über die Quellen (46–911). Obwohl er wiederum den Austausch zwischen Gegenwart und Vergangenheit betont (911 f.) und die Kombination von Jurisprudenz und Altertumswissenschaft postuliert (34 f.), handelt es sich letztlich um eine historisch-antiquarische Enzyklopädie; selbst eine bloße Inhaltsübersicht würde den hier gesetzten Rahmen sprengen. Einzelne zufällig ausgewählte Überschriften geben eine blasse Vorstellung: Rechtsphilosophie, Ethnologie, Sprachwissenschaft, Epigraphik, Beschreibstoffe, Zahlzeichen, Sphragistik, Rechtsarchäologie; besondere Erwähnung verdienen die umfangreichen Kapitel über literarische Quellen (174–326) und «das Kodifikationswerk Justinians» (562–679) sowie die reiche Sammlung erhaltener privatrechtlicher Urkunden (734–841). Sicherlich könnte man Einzelheiten oder auch das gesamte Konzept kritisieren. Doch erscheint Kritik an einem Opus, das sich am ehesten noch mit den nützlich gebliebenen enzyklopädischen Werken des 17. und 18. Jahrhunderts vergleichen lässt, letztlich als wenig fruchtbar. Man muss es nur richtig zu nutzen verstehen.

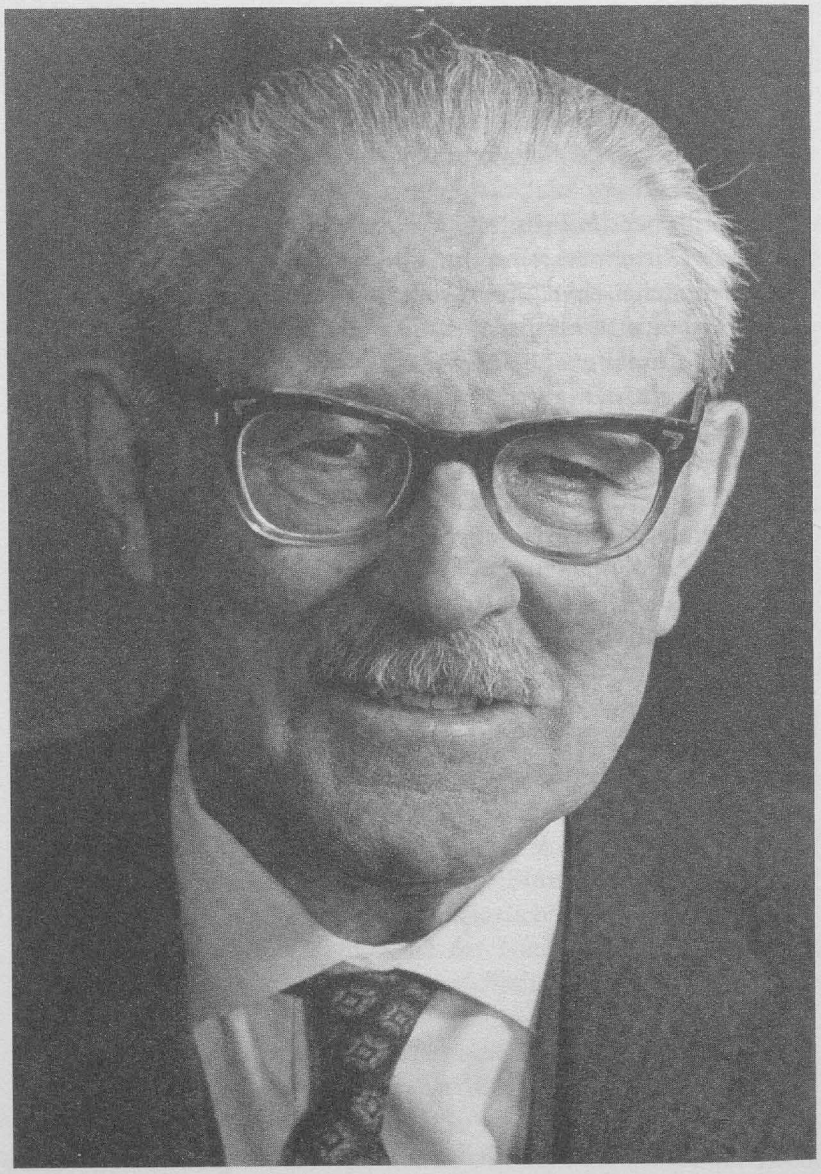
Epilog

In der «Selbstdarstellung» schreibt Wenger: «*Die größte Ehre und Freude für mich aber war es, daß Eminenz Kardinal Giovanni Mercati [...] den Inhaltsplan [sc. der «Quellen des Römischen Rechts»] dem Heiligen Vater vorlegen durfte, und seine Heiligkeit, Papst Pius XII, bei diesem Anlaß, den erbetenen apostolischen Segen zu erteilen die Gnade hatte.*»[24] Wie für viele große Gelehrte war tiefe Religiosität für Wenger Fundament und Ansporn wissenschaftlicher Produktion. Sie bewahrte ihn vor Sinnfragen und methodischen Skrupeln, gab Vertrauen und letztlich auch Optimismus. So entspricht es nicht nur dem Geist der Nachkriegszeit, dass seine letzten Schriften Paränesen für das christliche Naturrecht enthalten.

Folgt man seiner religiösen (oder einer entgegengesetzten radikal skeptischen Einstellung), so ist die Frage sinnlos, inwieweit seine Leitgedanken «aktuell» sind. So mag es mit einigen kursorischen Bemerkungen sein Bewenden haben. Soweit heute enzyklopädische Anstrengungen für sinnvoll gehalten werden, denkt man

an Teamwork, Projektgruppen, Workshops; für den «Einzeltäter» ist nur wenig Raum. Wer eine universale Rechtsgeschichte schreiben will, muss sich pragmatisch beschränken;[25] ihre kulturgeschichtliche Einbettung würde jeden Einzelforscher überfordern. Doch lässt gerade das Konzept der «Rechtsgeschichte als Kulturgeschichte» einen modernen Ansatz erkennen. Nicht umsonst neigte Wenger zur narrativen Argumentation und verlangte «*künstlerische Darstellung*»; er war kein scharfsinniger Analytiker oder bohrender Rätsellöser.

Aktuell, aber der Erfüllung ferner denn je ist sein Ansinnen, den gesamten Mittelmeerraum und alle Epochen der Alten Geschichte – von den archaischen Gesellschaften bis zur byzantinischen Spät- und Hochkultur – als Territorium des Rechtshistorikers zu beanspruchen; immer weniger Juristen beteiligen sich an der Erforschung der altorientalischen, der griechischen und hellenistischen Rechte (einschließlich der Papyrologie). Wagt man sich an eine eher rhetorische als poetische Metaphorik, so hat Wenger Türen geöffnet und – bisweilen vorsichtig, bisweilen übereilt – die vor ihm liegende Weite betreten. Seine Nachfolger sind dabei, die Türen wieder zu schließen, um in der Enge altgewohnter Aktivitäten dem (ihm nicht fremden) Ideal einer europäischen Rechtskultur nachzugehen, das sie zugleich verraten.



Karl Alexander von Müller (1882–1964)

Historiker, Syndikus und Akademiepräsident im «Dritten Reich»

Winfried Schulze

Es gehört mit zu den unleugbaren Tatsachen der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, dass sich die Institutionen der Wissenschaft nicht von den politischen Zwängen des Nationalsozialismus freihalten konnten. Auch die Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ist davon gezeichnet, selbst wenn sich der korporative Widerstand der Akademiemitglieder – freilich vergeblich – gegen die «Machtergreifung» in der Akademie richtete. Die Akademien waren wie die anderen Institutionen der Wissenschaft wichtig genug, um auch die Aufmerksamkeit der Parteiinstanzen auf sich zu ziehen, nicht zuletzt waren sie prestigeträchtige Einrichtungen, die den Ehrgeiz derer beflügelten, die sich bislang zu kurz gekommen wähnten. Das Grundprinzip der Behandlung wissenschaftlicher Einrichtungen durch den Nationalsozialismus bestand in der Durchsetzung des der Wissenschaft völlig wesensfremden «Führerprinzips». Damit sollte das zentrale Prinzip politischer Führung mit den Erfordernissen der Wissenschaft verbunden werden. In der Bayerischen Akademie der Wissenschaften bestand dieser Vorgang darin, dass ihr das Recht zur Wahl des Präsidenten genommen und der Präsident durch Parteiinstanzen bestimmt wurde. Die Person, die 1936 so in den Mittelpunkt des Geschehens trat, war der Münchner Historiker Karl Alexander von Müller. Nicht der eigentlich gewählte Präsident, der klassische Philologe Eduard Schwartz (1858–1940), der schon von 1927 bis 1930 Präsident gewesen war, durfte das Amt übernehmen, sondern der nicht gewählte von Müller wurde vom zuständigen Reichsminister zum Präsidenten ernannt.

Ein Akademiepräsident wider Willen?

Wer war der Mann, der 1936 die Präsidentschaft auf diese wenig akademische Weise übernahm? War er ein willfähriger Parteigänger der Nationalsozialisten, einer jener Karrieristen, die damals mit dem Rückenwind ihrer Parteibücher nach vorne rückten, oder bloß ein nationalkonservativer Historiker, der für die Nationalsozialisten die Rolle eines nützlichen Idioten spielte? Die Antwort auf diese Frage fällt nicht leicht, und ihre Komplexität wirft ein Licht auf die unterschiedlichen Richtungen, die bei deutschen Intellektuellen der späten Weimarer Republik zur Annäherung an nationalsozialistisches Denken führen konnten.

Zunächst brachte er den unbezweifelbaren Vorteil mit, die Akademie genau zu kennen. Seit 1917 amtierte er als Syndikus, war also zuständig für die Leitung des Geschäftsbetriebs der Akademie und für die staatlichen Sammlungen. Die Akademie umfasste damals nämlich noch einen sehr viel umfangreicheren Tätigkeitsbereich, der auf Reformen zu Beginn des 19. Jahrhunderts zurückging: Sie war nicht nur – wie heute – gelehrte Gesellschaft und Forschungseinrichtung, die ihre Arbeit in Klassen und Kommissionen organisierte, sondern zählte noch alle wissenschaftlichen Staatssammlungen zu ihrem Zuständigkeitsbereich. Doch es war kaum diese Vertrautheit mit dem organisatorischen Binnenleben der Akademie, die von Müller in der Sicht der Nationalsozialisten für diese Aufgabe qualifizierte, zumal im Mai 1936 die Sammlungen ohnehin aus dem Zuständigkeitsbereich der Akademie herausgelöst wurden. Um die wahren Gründe für seine Einsetzung herauszufinden, bedarf es eines gründlicheren Blicks auf die durchaus widersprüchliche Persönlichkeit Karl Alexander von Müllers. Ihrer gespaltenen Struktur kann man sich mit zwei sehr unterschiedlichen Zitaten nähern:

«Welche Wonne, die Augen schweifen zu lassen über das alte Land, über die lieblichen Wiesenhügel und die dunklen Forste zu meinen Füßen, zwischen denen der alte Heimatfluss in herrlichen Bogen herausgezogen kommt, stolz und ungebrochen, weit über graugrüne Geschiebeinseln ausgebreitet gleich einer Riesenmuschel, in der die Silberadern seiner Wasser aufblitzen – und hinter ihm über das große, weitgeschwungene, wälderübergossene Oster-

land, dass Höhe hinter Höhe, Welle hinter Welle, flutend aufsteigt bis zum felsigen Kranz der Alpen, vom Wendelstein bis zur Zugspitze, vom Staufen bis zum Grünten. Helle, lustige Zwiebeltürme glänzen über seine frischen Wiesmatten. [...] Von seinen Hügeln läuten die Glocken seiner Herden. Von überallher schimmern die weißen, großen Bauernhöfe, jeder inmitten seiner Bilder und Fluren wie ein eigener Herrscher für sich, oft mit denselben Namen noch, an derselben Stätte, wo die ersten Bayern vor 1400 Jahren ihren Speer in die Erde der neuen Heimat gepflanzt.»[1]

«Wir wissen alle: es ist ein Mann gewesen, der dieses Licht in das deutsche Dunkel gebracht hat: ein Mann, dessen fanatischer Glaube und magische Willenskraft im Stande waren, ein ganzes Volk aus Not und Erniedrigung wieder aufzureißen; ein Mann, dessen innere Stärke im Kampf um seine Ideen, Seelenspannungen, Gefahren und Anstrengungen durchhält, die jeden anderen zerbrechen würden; mit einem Willen, der über sein eigenes persönliches Erdendasein weit hinausreicht und der deshalb fähig ist, Leistungen zu vollbringen, die für ein ganzes Volk notwendig, aber die nur ihm allein möglich sind, die ohne ihn undenkbar wären, in wenigen Jahren das zu erfüllen, was sonst die Arbeit von Jahrhunderten genannt wird. [...] Dies deutsche Volk bekennt sich zu sich selbst und zu seiner Zukunft, wenn es sich zu ihm bekennt: wenn es am 10. April als eine Antwort auf die Frage, die ihm vor der Geschichte gestellt ist, vom Rhein zur Donau und von den Alpen zum Meer den Ruf aufnimmt, der vor 20 Jahren in dieser Stadt hier zuerst der Zuruf einiger weniger Getreuer war, der dann der Kampfruf der Bewegung wurde, und der jetzt zum Kampfruf und Dankruf geworden ist von 75 Millionen Deutschen – Adolf Hitler – Sieg-Heil!»[2]

Können beide Texte vom gleichen Verfasser stammen? Die Antwort ist eindeutig, sie beide wurden im Abstand eines guten Jahrzehnts geschrieben, aber gerade das Nebeneinander der Texte ist verstörend und macht die besondere Schwierigkeit aus. Das erste Zitat stammt aus einem 1920 entstandenen Text, dem «Landtagebuch aus dem Isartal», dessen Verfasser gemütvolle und bildstarke Beschreibungen des bayerischen Oberlands zusammenstellt. Bei dem zweiten Text handelt es sich um einen Vortrag zum Anschluss Österreichs, der am 7. April 1938 in der Aula der Münchner Uni-

versität vor den versammelten Dozenten aller Münchner Hochschulen gehalten wurde. Der Verfasser ist in beiden Fällen Karl Alexander von Müller, dessen Bewertung bislang ganz unterschiedlich verlaufen ist. Während Heinz Gollwitzer (1917–1999), Theodor Schieder (1908–1984) und Karl Bosl (1908–1993) in ihren Nachrufen betonten, dass von Müller kein Nationalsozialist gewesen sei, bestand für Helmut Heiber (1924–2003) kein Zweifel daran, dass er eben als solcher zu bezeichnen sei.[3] Er hatte von Müller 1966 in seinem großen Buch über «Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands» mehrfach in seinen zentralen Funktionen beschrieben – und er genoss den großen Vorzug, ihn noch persönlich interviewen zu können. Ganz offensichtlich war es Heiber bei seiner Beschäftigung mit von Müller so ergangen, wie es Historikern zuweilen zu gehen pflegt, wenn man seinem Gegenstand zu nahe kommt. Er hatte ihn schließlich – unbeschadet seiner Schwächen und Fehler – in einem keineswegs unfreundlichen Grundton gezeichnet. Schon diese historiographische Ambivalenz unterstreicht das Problem einer eindeutigen Bewertung von Müllers.

Der Historiker Karl Alexander von Müller

Karl Alexander von Müller ist ohne jeden Zweifel einer der Münchner Historiker, an dem sich auch die Entwicklung der Geschichtswissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität und das Binnenleben der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in einer kritischen Phase ihrer Geschichte gut beobachten lassen.[4] Da er seit seiner Habilitation im Jahre 1917 zunächst als Privatdozent, dann als Honorarprofessor, schließlich seit 1928 als Ordinarius bis 1945 am Historischen Seminar der Universität lehrte, insgesamt also fast 30 Jahre, und zudem sein gesamtes Studium der Geschichte seit 1906 in München absolviert hatte, ist es wohl angemessen, einen ersten genaueren Blick auf seine Tätigkeit als Hochschullehrer zu werfen. Auf der anderen Seite war er seit frühen Jahren der Akademie und ihren Kommissionen engstens verbunden. Vom jungen Mitarbeiter bei der – von ihm wenig geliebten – Edition der Akten des Dreißigjährigen Krieges, als a.o. und ordentliches Mitglied der Historischen Kommission und schließlich als Syndikus

und späteres Mitglied der Akademie bis hin zur Übernahme des Präsidentenamtes ist er engstens verwoben mit der Geschichte dieser Institution. Neben den wesentlichen Stationen seines Lebens soll auch auf seine große Autobiographie in drei Bänden eingegangen werden, die er in den 1950er und 1960er Jahren publizierte – und die so etwas wie den Versuch einer kritischen Selbstreflexion am Ende des Lebens bildete, freilich eine Reflexion ganz besonderer Art. Zusammen mit einem knappen Blick auf die ganz unterschiedliche Bewertung von Müller in der historischen Forschung ergibt sich ein Mit- und Gegeneinander von historischer Aufarbeitung und Selbststilisierung, das hoffentlich zu einem besseren Verständnis seiner Person führen wird.[5]

1882 ist das Jahr, in dem Karl Alexander Müller als Sohn des damals noch nicht geadelten Münchner Polizeipräsidenten und späteren bayerischen Kultusministers als erstes von vier Kindern geboren wurde, als Sohn eines freilich früh verstorbenen hohen bayerischen Beamten also, der in der Vorkriegsepoche alle Vorzüge seines Standes genießen konnte: ein wohlhabendes, kulturell anregendes Elternhaus, einen weiten Freundeskreis, eine exzellente Erziehung, die ihn nach dem sehr guten Abitur, das er übrigens zusammen mit Katja Pringsheim (1883–1980), der späteren Frau Thomas Mann, ablegte, in die Stiftung Maximilianeum führte, eine spezifisch bayerische Förderungsmöglichkeit hochbegabter Studenten.[6] Das zunächst aufgenommene Studium der Rechte befriedigte ihn wenig, und nach einem einjährigen Aufenthalt als erster deutscher Rhodes-Stipendiat in Oxford 1903/04 vollzog er den abrupten Wechsel zur Geschichtswissenschaft. Er erkannte bald hier seine wahre Begabung, wurde schon nach zwei Jahren mit bester Note bei Karl Theodor von Heigel (1842–1915) und Sigmund von Riezler (1843–1927) über «Bayern im Jahre 1866» promoviert, eine gründliche, aus den Quellen gearbeitete Untersuchung zur Vorgeschichte des Ministeriums Hohenlohe, die sofort in die von Friedrich Meinecke (1862–1954) herausgegebene Beiheftreihe der «Historischen Zeitschrift» aufgenommen wurde. Die Dissertation wird mit ihren – damals durchaus ungewöhnlichen – 288 Seiten inkl. Anmerkungen und Literaturverzeichnis die längste wissenschaftliche Arbeit sein, die er in seinem Leben verfasst hat, alle späteren Arbeiten waren von bemerkenswerter Kürze. Ein wirklich großes

Buch ist ihm nicht mehr gelungen, er publizierte im Wesentlichen biographische Essays und Sammlungen seiner Vorträge. Es kann deshalb nicht erstaunen, wenn ein Artikel in einer Münchner Zeitung bei seiner ersten Berufung 1928 seine Qualifikation für die bayerische Geschichte ganz offen infrage stellte.

Der hoffnungsvolle junge Historiker verdingte sich zunächst im Archiv der Universität, wo er eine erste Ordnung der chaotischen Bestände schuf, wechselte dann als Mitarbeiter zur Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, wo ihm die Edition von Akten des Dreißigjährigen Krieges anvertraut wurde. So konnte er – wie es damals angesichts nicht vorhandener Assistentenstellen üblich war – in der Wissenschaft Fuß fassen, sah dabei bald die Chance einer Habilitation, die 1917 mit einer zunächst unveröffentlichten Schrift über «Görres in Straßburg 1818/19» auch gelang. Freilich war dies nur der unverbindliche Einstieg in das üblicherweise entbehrungsreiche Leben eines Privatdozenten, das er jedoch durch die Übernahme des Postens eines Syndikus der Bayerischen Akademie der Wissenschaften abmildern konnte, der damals fest in den Händen von Historikern war. Als Regierungs-, später Oberregierungsrat führte er die Geschäfte der altehrwürdigen Korporation, und man kann davon ausgehen, dass er ein guter, anerkannter und wohlgelittener Administrator war, der in guten Beziehungen zu den Präsidenten und Klassensekretären dieser Jahre stand. In München gehörte er zum gehobenen Bürgertum, 1929 wurde er Mitglied des Rotary Clubs und damit Clubfreund Thomas Manns.

Bald wurde er auch Honorarprofessor und konnte – trotz seiner nachgeordneten Stellung – erste Studenten an sich binden. Besonders stolz war er auf seinen ersten Doktoranden Alois Hundhammer (1900–1974), der 1925 bei ihm über den bayerischen Bauernbund promovierte. Die Bewerbung um die Nachfolge seines Lehrers von Riezler im Jahre 1917 misslang noch, denn da wurde ihm trotz von Riezlers Unterstützung, der ihn für «*höchst genial*» hielt, Michael Doeberl (1861–1928) vorgezogen.[7] Er musste in den 20er Jahren noch eine Reihe weiterer Misserfolge verkraften, da scheinbar sichere Rufe auf die Universitäten von Köln, Kiel, Breslau und Halle – wie von Müller mutmaßte – aus politischen Gründen nicht erteilt wurden.[8] Es hat den Anschein, als hätten diese Missachtun-

gen seiner Person bei ihm Verletzungen hinterlassen, die seine ohnehin gegebene politische Differenz zur Weimarer Republik noch verstärkten. Denn von Müller galt nicht nur als bayerischer Konservativer, sondern er machte auch aus seinen monarchistischen Neigungen keinen Hehl. So entwickelte sich bei ihm eine Grundhaltung zum Weimarer Staat, die er in der Autobiographie folgendermaßen beschreibt: «*Er will mich nicht haben, also brauche ich ihn auch nicht zu lieben.*»[9]

So empirisch falsch der Satz ist, so psychologisch erklärungskräftig scheint er zu sein. Denn so wenig wurde er von der akademischen Welt nun auch nicht geliebt. Zum einen konnte er sich über durchaus regen studentischen Zuspruch freuen, vor allem deshalb, weil er seit 1923 einen Lehrauftrag für «Historische Politik» erhalten hatte und er sich in seinen regelmäßigen Seminaren mit aktuellen politischen Fragen beschäftigte, was ihm eine bestimmte studentische Klientel zuführte. Zum anderen erhielt er einen Ruf an die Technische Hochschule Karlsruhe und auf die Direktorenstelle des Reicharchivs in Berlin, die er freilich beide nicht annahm. Wichtiger war ihm – neben seiner offensichtlich starken Bindung an die bayerische Heimat – der Erfolg bei einer ganz bestimmten Gruppe politisch wacher Studenten, die an Fragen der Parteipolitik oder des Sozialismus interessiert waren – und zwar von links wie von rechts. Auf der einen, der rechten Seite waren es Walter Frank (1905–1945), Karl Richard Ganzer (1909–1943), Reinhold Lorenz (1898–1975), die späteren NS-Historiker, aber auch Parteigrößen wie Hermann Göring (1893–1946), Rudolf Heß (1894–1987) und Baldur von Schirach (1907–1974), auf der anderen Seite junge – damals – sozialistische Historiker wie Wolfgang Hallgarten (1901–1975) und Michael Freund (1902–1972). Man wird durchaus davon ausgehen müssen, dass sich der Kern des späteren «Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands» ganz wesentlich aus dem Müller'schen Schülerkreis rekrutierte. Das ist keineswegs die Feststellung des Historikers, sondern schon die zeitgenössische Wertung.

Der Aufstieg in der Zeit des Nationalsozialismus

Hierin liegt natürlich auch der Grund für den unglaublichen Aufstieg von Müllers seit der Machtübernahme, denn diese jungen Männer hatten alle mithilfe seiner Gutachten und Referenzen Karriere machen können. Nach 1933 konnten sie ihren Lehrer und Gönner dafür angemessen belohnen. Von Müller profitierte dabei von dem sicheren Gefühl seiner Studenten, dass sie es hier nicht mit einem politischen Wendehals zu tun hatten, sondern mit einem Historiker, der ohne allzu enge Parteibindung doch seit langem den richtigen «nationalen» Weg gegangen war. Deutlich war dies z. B. geworden, als von Müller am 9. November 1923 die Teilnehmer seines Seminars zu Ehren der Gefallenen zu einer Schweigeminute sich erheben ließ, während andere Geschichtsprofessoren wie Hermann Oncken (1869–1945) diesen Putschversuch als töricht verurteilten.

Doch Müller konnte schon vor 1933 seinen ersten großen beruflichen Erfolg verzeichnen: Als Michael Doeberl 1928 ganz plötzlich an einer Tumorerkrankung starb, eröffnete sich ihm die Chance einer Hausberufung auf die Professur für Bayerische Landesgeschichte. Hermann Oncken hatte ein fulminantes Gutachten formuliert, das von Müller zu Recht als *«litterarisches Formtalent»* würdigte.[10] Jetzt begann er eine durchaus erfolgreiche Lehrtätigkeit als Ordinarius und machte auch finanziell einen wichtigen Schritt. Neben der Bayerischen Geschichte, die er jetzt schwerpunktmäßig zu betreuen hatte, griff er auch regelmäßig auf die Themen der Neueren Geschichte und der «Historischen Politik» zurück, für die er – wie erwähnt – schon 1923 einen besonderen Lehrauftrag erhalten hatte. Insofern war die Übernahme des Ordinariats für Neuere Geschichte die durchaus konsequente Fortsetzung seiner über die engere bayerische Geschichte hinausweisenden Münchner Karriere, als 1936 Arnold Oskar Meyer (1877–1944) nach Berlin wechselte.

Die Berufung auf das sog. Erste historische Ordinariat an der Ludwig-Maximilians-Universität stellt ohne Zweifel den Höhepunkt seines beruflichen Lebens dar, das ganz auf München bezogen war. Eine in akademischen Kreisen durchaus ungewöhnliche Festschrift zum 50. Geburtstag im Dezember 1932, die freilich erst

im Februar 1933 überreicht werden konnte, belegt die anerkannte Stellung, die von Müller inzwischen erreicht hatte. Auf dem Stiftungsfest der Ludwig-Maximilians-Universität des Jahres 1933 hielt er die offizielle Rede über die «Gegenwärtige Lage der Universität». Der vom «Führer» verliehene Verdun-Preis im Jahre 1935 unterstrich für alle Welt seine Bedeutung.

Erleichtert wurde der Weg auf den Lehrstuhl von Heinrich von Sybel (1817–1895) und Wilhelm von Giesebrecht (1814–1889), von Erich Marcks (1861–1938), Oncken und Meyer durch das entscheidende Datum von 1933, die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten, durch die sich auch die akademische Welt entscheidend veränderte. Man wird sicher nicht behaupten können, dass ein solcher Aufstieg ohne den Nationalsozialismus völlig unmöglich gewesen wäre, aber jetzt ging alles auf verblüffende Weise glatt und unproblematisch, er genoss den Rückenwind der neuen Zeit. Ein Gutachten der Gauleitung zur Verleihung der Goethe-Medaille 1942 formulierte zutreffend: «*Freundlich gegen jedermann, ohne Unterscheidung nach Stellung und Rang, verkörpert Prof. von Müller in seinem persönlichen Wesen die nationalsozialistische Volksgemeinschaft.*»[11]

Dabei war von Müller keineswegs ein altes Parteimitglied, das jetzt auf die Dividende seines frühen Bekenntnisses zum Nationalsozialismus hätte spekulieren können, aber doch so etwas wie ein eindeutiger Sympathisant, der bei allen Fachgenossen und Studenten den Eindruck erweckte, dass er dem Nationalsozialismus freundlich gegenüberstand, und dies vor allem durch personale Beziehungen zum Ausdruck brachte. Im April 1941 schrieb ihm der damalige «Führerrektor» Walther Wüst (1901–1993) mit der Anrede «*Hochverehrter Herr Präsident! Lieber Kamerad von Müller!*» den eindeutigen Satz: «*Warst Du es doch, der vor nunmehr sieben Jahren durch Hereinnahme von uns jungen Forschern in die Fakultät uns erst das Tor zur aktiven deutschen Kulturpolitik öffnete.*»[12] Offensichtlich wusste Wüst sehr genau, wem er den Umschwung an der Universität zugunsten junger nationalsozialistischer Wissenschaftler zu verdanken hatte.

Von Müller war zudem über seine Frau verwandt mit Gottfried Feder (1883–1941), dem Theoretiker der nationalsozialistischen Bewegung, er hatte Hitler im privaten Kreis mehrfach getroffen, ja

ihm sogar einen Vortrag gehalten, und er hatte seit den frühen 20er Jahren mit heißem Herzen den Aufstieg dieser Bewegung verfolgt. Durch persönliche Kontakte zu Elsa Bruckmann (1865–1946) – einer frühen Förderin Hitlers – und zu Ernst («Putzi») Hanfstaengl (1887–1975) war von Müller immer wieder in direkten Kontakt mit Hitler gekommen und hatte sich von ihm durchaus fasziniert gezeigt.

Parteimitglied Nr. 1747534 wurde von Müller erst im Mai 1933, in einer Zeit also, in der eigentlich eine Aufnahmesperre bestand, um die vielen «Märzgefallenen» abzuwehren, was für von Müller freilich nicht gelten konnte. Obwohl er nach 1945 diese Parteimitgliedschaft immer damit relativierte, er habe gar kein Parteibuch besessen, steht seine Mitgliedschaft zweifelsfrei fest. So stimmt zwar weiterhin die Feststellung, dass vor 1933 keiner der deutschen Geschichtsordinarien Mitglied der NSDAP war, aber von Müller gehörte ohne jeden Zweifel zum verlässlich unterstützenden Umfeld der Partei. Seine Aussage, dass die deutsche Geschichtswissenschaft *«nicht mit leeren Händen zum neuen deutschen Staat und seiner Jugend»* komme, trifft die Wahrheit in doppelter Bedeutung, als Fach insgesamt, aber gewiss auch in seiner Person.[13] Im Vorwort zu einem Sammelband seiner Vorträge von 1936 schrieb er, dass *«der Pulsschlag der Zeit»* ihn *«schon in jenen trüben Jahren des Weimarer Zwischenstaates mit der aufwachsenden Jugend des Dritten Reiches verbunden»* und es ihm ermöglicht habe, *«unter ihr eine lebendige wissenschaftliche und politische Saat auszustreuen»*. In der Tat: Liest man seine Bemerkungen über die Sehnsucht nach einer starken Führerpersönlichkeit von 1923, dann wird ersichtlich, wie stark hier schon dieser Lösung vorgearbeitet worden war: *«Unsere eigene, gärende übergangsvolle Gegenwart, unser eigenes, niedergebrochenes, aus der Bahn geworfenes deutsches Volk haben diesen neuen schöpferischen Gestalter noch nicht gefunden. Indem wir diese Bildnisse seiner Vorgänger (d. h. die Biographien der «Meister der Politik») aus der Vergangenheit sammeln, lauscht unsere Hoffnung in die Zukunft, durch die dunkle Nacht der Ratlosigkeit, in der nicht nur Deutschland, sondern Europa heute lebt, auf das erste Blitzen, das ihn verkünden wird.»*[14]

Der nationalsozialistische Vielfachfunktionär

Jetzt, als die «*dunkle Nacht der Ratlosigkeit*» zu Ende war, zahlte sich diese Haltung aus: Er wurde mit allen möglichen Funktionen – wichtigen und unwichtigen – geradezu überhäuft: Mitglied der Akademie der Wissenschaften war er schon 1928 geworden, auch Sekretär der Historischen Kommission und Schriftführer der Kommission für bayerische Landesgeschichte.[15] Jetzt aber wurde er Gutachter für die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, Dekan der Philosophischen Fakultät, Ehrenmitglied des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands und zugleich Leiter der in München angesiedelten Judenabteilung dieses Instituts. Er wurde auch Leiter des 1930 gegründeten «Instituts zur Erforschung des deutschen Volkstums im Süden und Südosten», in dem sein Doktorand Fritz Valjavec (1909–1960) bald Karriere machen sollte, und er wurde schließlich Leiter des «Reichsbunds Volkstum und Heimat», einer Institution zur Gleichschaltung der regionalen Geschichtsvereine.[16] 1942 machten ihn die Akademien in Berlin und Wien zu ihrem korrespondierenden Mitglied.

Dies geschah freilich erst nach einem weiteren Karrieresprung, den von Müller 1936 tat, als er vom zuständigen Reichsminister zum Präsidenten der Akademie ernannt wurde. Dieser Schritt ist ihm nach 1945 vor allem von seinen Akademiekollegen vorgehalten worden, zumal von Müller sich keiner Wahl gestellt hatte, vielmehr war der erwähnte Philologe Schwartz gewählt worden. Die Einzelheiten der Entscheidung sind nicht mit letzter Genauigkeit zu eruieren. Vor dem Hintergrund vielfacher Kritik gerade aus dem NS-Dozentenbund an der Akademie und ihrer Distanz zum neuen Regime schien vermutlich von Müller als die einzig vertretbare Lösung, die auch viele Mitglieder durchaus akzeptierten, selbst wenn sie einen staatlichen Oktroi hinnehmen mussten.[17]

Dass die Fachkollegen solche Aktivitäten auch kritisch sahen, belegt die Reaktion des Freiburger Historikers Gerhard Ritter (1888–1967) auf Müllers Rolle bei der Gründung des «*Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands*»: «*Über das Theater der Berliner ‹Institutseröffnung› lassen Sie mich schweigen [...] Es hat, so viel ich sehe, allgemeine Verachtung geweckt.*»[18] Von Müller muss sich der Kompromisse, die er einging, bewusst gewesen

sein. Als der ihm in seiner monarchischen Grundüberzeugung verbundene Publizist Erwein von Aretin (1887–1952) in Schwierigkeiten mit dem Regime kam und gerade aus einer ersten Haft entlassen worden war, gratulierte ihm von Müller und riet zum Anschluss an den «nationalen Aufbruch», was dieser aus innerer Überzeugung jedoch strikt ablehnte.[19]

Die fachpolitisch wohl bedeutendste Funktion übernahm er 1935 mit der Herausgeberschaft der «Historischen Zeitschrift», deren Jahrgang 1936 er mit einem pompösen Vorwort eröffnete. Diesem Sieg ging ein lange währender Machtkampf zwischen dem Oldenbourg Verlag, Friedrich Meinecke und den zuständigen Parteistellen voraus, der schon von Helmut Heiber in all seinen Verästelungen und Details beschrieben worden ist und zuletzt noch einmal von Gerhard A. Ritter analysiert wurde.[20] Man wird in diesem Zusammenhang gewiss nicht behaupten können, dass von Müller um dieses Amt gekämpft hätte, eher müsste man sagen, es fiel ihm mit einer gewissen Zwangsläufigkeit als dem deutschen Historiker zu, der einerseits dem Verlag und der Partei die Gewähr bot, die Leitung der Zeitschrift den «Erfordernissen der Zeit» anzupassen und eine damals offensichtlich geplante Neugründung einer nationalsozialistischen Geschichtszeitschrift zu verhindern. Zum anderen bot der konservative und auf fachliche Qualität bedachte Münchner Historiker dem bisherigen Herausgeber Friedrich Meinecke die Gewähr, den alten wissenschaftlichen Kurs der Zeitschrift bewahren zu können. Und tatsächlich – trotz einer Reihe von verbalen Anpassungen, der Entfernung jüdischer Mitarbeiter und einigem Wortgeklingel erfüllte die «Historische Zeitschrift» insgesamt keineswegs die Erwartungen, die die Heißsporne um Walter Frank in eine Herausgeberschaft von Müllers gesetzt hatten. 1943 organisierte von Müller sogar ein Doppelheft der Zeitschrift zu Ehren Friedrich Meineckes, der gerade 80 Jahre alt geworden war.

Betrachtet man die Fülle der Ämter, die von Müller an sich zog, dann muss man auf seine entgegenkommende Natur verweisen, die es ihm gebot, solche Ämter und Aufgaben nicht abzulehnen, obwohl unter seinen Fachkollegen durchaus bekannt war, dass er über keine «*Führereigenschaften*» verfüge und «*zu weich und zu wenig arbeitsam*» sei, wie schon Meinecke befand. So als wollte er sich für vermeintliche frühere Nichtbeachtung rächen, nahm er je-

den Auftrag und jeden Posten an, stand für jedes Amt zur Verfügung – und zog erst dann die Notbremse, wenn er für die jeweiligen Ämter wirklich arbeiten sollte. Dann wurde er – dies war sein verspäteter Abwehrmechanismus – krank und verweigerte die Reise an den jeweiligen Sitzungsort. Insofern hatten seine Freunde im System nicht viel Freude an seinen Engagements, vor allem wenn sie außerhalb Münchens lagen.

Verhielt sich Karl Alexander von Müller in Sachen «Historischer Zeitschrift» insgesamt eher zurückhaltend, was ihn freilich nicht hinderte, Berlin gegenüber ganz offensiv darauf hinzuweisen, welche Mühe es ihn gekostet habe, die Zeitschrift «*judenfrei*» gemacht zu haben, so kann man dies in anderen Fragen nicht in gleicher Weise sagen. Er nutzte seine Fähigkeiten als Festredner zu historischen Gedenktagen und zu Propagandavorträgen, die er schon in den 20er Jahren erprobt und entwickelt hatte, jetzt zunehmend zu entsprechenden Einsätzen, an denen im NS-Staat wahrlich kein Mangel bestand. Zum Reichsgründungstag 1936 pries er Adolf Hitler als den Mann, der «*zähes bäuerliches Blut des alten Deutschlands in seinen Adern*», aber als «*Arbeiter der Stirn und der Faust zugleich*» «*aus dem Schoß des großen, schweigsamen Volkes selbst entsprungen*» den Entschluss fasste, das deutsche Elend zu wenden, «*denn die ganze Glut der neugeborenen Einheit der Volksgemeinschaft, die sie im Angesicht des Todes draußen erlebt hatten, schlug in einer unerhörten Flamme in ihm auf*».[21] Zum «Anschluss» Österreichs an das Reich 1938 hielt er in der Aula der Münchner Universität vor den versammelten Dozenten der Münchner Hochschulen eine offensive Rede, die ebenfalls – wie erwähnt – sprachmächtig die Leistungen des Führers hervorhob.[22]

Mit solchen immer wiederholten Phrasen reihte sich der Historiker ganz eindeutig in jene Kategorie von hagiographischen Rednern ein, die aus Hitler eine messianische Figur machten und damit jede mögliche Kritik erstickten. 1939 wurde er von der Wehrmacht als Englandspezialist herangezogen, um die weltgeschichtliche Rolle des englischen Commonwealth zu beleuchten. Siegfried A. Kaehler (1885–1963) sprach später von der «*wahnsinnigen Englandrede*»; von Müller habe «*im Sommer 1939 völlig den Kopf verloren und eine Rede über die nächste Zukunft gehalten, die man*

dem guten Englandkenner vorher nicht zugetraut habe».[23] Von dem daraus entstandenen kleinen Buch waren nach kurzer Zeit – zum finanziellen Wohl des Redners – über 120 000 Exemplare verkauft, die Reichspost hatte alleine 61 000 Stück aufgekauft.[24] Am 30. Januar 1940 verfasste er außerdem einen Artikel im «Völkischen Beobachter» mit dem Titel «Warum Deutschland siegen muß? Die geschichtlichen Grundlagen des deutschen Sieges».

In solchen Beiträgen realisiert sich eine spezifische Auffassung von der öffentlichen Bedeutung des Historikers, so wie sie von Müller verstand. Schon im Ersten Weltkrieg war er in die Herausgeberschaft der «Süddeutschen Monatshefte» eingetreten und hatte in einer langen Reihe von Aufsätzen seinen Teil zu «Deutschlands Kampf um Leben und Tod» – so der Titel einer Publikation mit einem Aufsatz von Müllers – beigetragen.[25] Vielleicht kann man diese Kriegspublizistik als die kompensatorische Reaktion des jungen Mannes deuten, der aus gesundheitlichen Gründen wieder nach Hause geschickt worden war, als er kurz nach seiner Meldung zum Kriegsfreiwilligen körperliche Schwächeanfälle erlitt und sofort vom Dienst mit der Waffe befreit wurde. Einfach war diese Erfahrung für ihn sicher nicht gewesen, und so versuchte er durch Arbeit für das Rote Kreuz und Kriegspublizistik einen Teil der Schuld abzuarbeiten, die er angesichts des massenhaften Sterbens an den Kriegsfronten unter seinen Kameraden und Freunden empfinden musste. Bei dieser Gelegenheit ist auch auf die durchaus instabile Gesundheit von Müllers zu verweisen, die ihn sein Leben lang plagte, ihn immer wieder zu längeren Unterbrechungen seiner Arbeit zwang und ihm auch den Ruf eines gesundheitlich anfälligen, wenig belastbaren Wissenschaftlers einbrachte. Dies war gerade in den 30er Jahren durchaus praktisch, wenn wieder einmal ein Termin im fernen Berlin anstand und von Müller wenig Neigung zeigte, die beschwerliche Reise auf sich zu nehmen.

Zu prüfen ist schließlich noch, wie von Müller sich im akademischen Umfeld verhielt. Hier ist zunächst darauf zu verweisen, dass er es nach dem Krieg als sein hohes Verdienst, ja gar als einen Akt des Widerstands bezeichnete, auch nach der Berufung auf die Professur für Neuere Geschichte weiterhin die Bayerische Geschichte vertreten zu haben, da ja dieser Lehrstuhl nicht wieder neu besetzt worden war. Ob dies angesichts seiner Position wirklich so schwie-

rig war, ist schwer nachvollziehbar, sicher erscheint aber, dass von Müller in seiner akademischen Lehre eigentlich so weiterarbeitete, wie er es zu tun gewohnt war, es gibt keine Indizien für eine parteipolitische Verschärfung gegenüber der bayerischen Geschichte. Es ist auch darauf hinzuweisen, dass von Müller – den seine Studenten liebevoll-respektlos «Kax» nannten – ein eher milder Professor war, der seinen Schülern freundlich entgegenkommend keinerlei Zwang auferlegte: «*Strenge Lehre in der Werkstatt wurde ihnen nicht zuteil*», urteilte sein letzter Doktorand Heinz Gollwitzer nicht unkritisch. Vielleicht erklärt dies die eigentlich unerklärliche Zahl von über 200 Doktoranden zwischen 1928 und 1945, die belegt sind.[26]

Auch die seit 1933 schwelende Affäre um den Dozenten von Kloeber, die einige Zeit lang das Historische Seminar der Universität belastete, scheint von Müller nicht zu einer Demonstration seiner Macht genutzt zu haben, denn die schließliche Entfernung dieses Dozenten, eines «Historikers neuen Typs», der die neuere Parteigeschichte der NSDAP unter dem Titel «Vom Weltkrieg zur nationalen Revolution» mit Rückendeckung des Ministeriums und der NS-Dozentenschaft als universitäres Fach vertreten wollte, hat er nicht verhindert. Interessant scheint hierbei die Einschätzung des Ministeriums, dass offensichtlich keiner der vorhandenen Professoren diese Periode der deutschen Zeitgeschichte angemessen lehren könne, also auch von Müller nicht. Immerhin ist der Widerstand gegen von Kloeber ein bemerkenswerter Vorgang, weil es hier einer Fakultät gelang, einen wissenschaftlich schwach fundierten Parteifunktionär aus dem Wissenschaftsbetrieb herauszuhalten; schließlich und endlich wich der in der Fakultät verfemte «Dilettant» in den Münchner Schuldienst aus.[27]

Ein anderer Vorgang muss hier jedoch näher untersucht werden, der von Müllers Eintreten für die Grundprinzipien der neuen nationalsozialistischen Geschichtswissenschaft deutlicher zeigen kann. 1936 war durch seine eigene Berufung auf den Lehrstuhl Arnold Oskar Meyers seine alte Professur frei geworden, deren Besetzung jetzt anstand. Zunächst hatte sich der Archivrat Eugen Franz darauf Hoffnungen gemacht, aber sowohl der damalige Dekan Walther Wüst, der spätere «Führerrektor» der LMU, als auch das Ministerium hatten Vorbehalte gegen diesen Mann, der zu sehr «*baye-*

risch-katholisch» sei. Nachdem Franz mit einem persönlichen Ordinariat abgefunden worden war und später einen Ruf nach Würzburg erhielt, entbrannte ein verdeckt ausgetragener Kampf um die Besetzung zwischen von Müller und seinem Schüler Walter Frank, der inzwischen Präsident des «Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands» geworden war und sich als solcher immer wieder in alle Personalentscheidungen des Fachs einmischte. Frank protegierte einen seiner Mitarbeiter für die Professur, den jungen Historiker Kleo Pleyer (1898–1942), während von Müller und Wüst den gerade einmal 30-jährigen Ulrich Crämer (1907–1992) bevorzugten, der bislang in Jena arbeitete und über beste Beziehungen zu Reichsinnenminister Frick verfügte. Dies hing ursächlich mit der langen Beschäftigung Crämers mit Fragen der Reichsreform zusammen, für die er als ausgewiesener Spezialist galt. Crämer war seit langem Parteimitglied, kam aus der Schule von Willy Andreas (1884–1967), hatte sich mit einer Dissertation über Straßburg im 16. und 17. Jahrhundert und einer Habilitationsschrift über Carl August von Weimar qualifiziert und konnte sich angesichts der Unterstützung durch von Müller und Wüst berechtigte Hoffnungen auf die Münchner Professur machen.

Von Müller ging freilich nicht offen gegen die Pläne Walter Franks vor, sondern formulierte stattdessen ein Gutachten über die beiden Kandidaten, das man als eine taktische Meisterleistung bezeichnen muss: Es präferierte bei Würdigung der Qualitäten beider Kandidaten eindeutig Crämer, ohne freilich Pleyer – und damit dessen Mentor Frank im Hintergrund – zu beschädigen. Deutlich wird jedoch, dass der Ordinarius keinen Zweifel an der politischen Bedeutung der Münchner Professur für das nationalsozialistische Wissenschaftssystem ließ, deren Inhaber unbedingt «*weltanschaulich zuverlässig sein müsse*». In seinem klugen Abwägen der beiden Kandidaten kam er schließlich zu der Formulierung: «*Wenn aber für irgendeine Universität, so muss für die Universität der Hauptstadt der Bewegung gerade in diesem Punkt der unbedingten Anhänglichkeit an den Führer und des Gehorsams gegen seine Weisungen völlige und positive Sicherheit gegeben sein.*» Spätere Notizen von Müllers zu der Angelegenheit, die sich im Nachlass finden, lassen freilich den Verdacht aufkommen, dass er sich von dem fleißigen und zurückhaltenden Crämer eher eine wirksame

Entlastung in seinen alltäglichen Aufgaben versprach als von dem rhetorisch talentierten und umtriebigen Pleyer, der als «Heißsporn» und begnadeter Redner galt.[28]

In jedem Fall zeigt sich in der Berufungsangelegenheit, dass es von Müller in dieser Sache, in der er übrigens den Sieg davontrug, ganz und gar nicht um die wissenschaftliche Qualifikation seines Kandidaten ging, sondern um ein Machtspiel, das er mithilfe des Kollegen Wüst gegen seinen mächtig gewordenen Schüler Walter Frank spielte. Karl Alexander von Müller wusste – trotz seiner immer behaupteten Abneigung gegen akademische Personalpolitik – sehr wohl auf der Klaviatur der Intrigen im komplizierten Einflusssystem der NS-Wissenschaftspolitik zu spielen. Dafür spricht auch seine volle, ja gehässige Zustimmung zur publizistischen *«Erledigung»* (so von Müller selbst) seines Vorvorgängers Hermann Oncken – des Mannes, der seine erste Berufung gefördert hatte –, als dieser 1935 von Walter Frank in einem Artikel so scharf attackiert wurde, dass seine vorzeitige Emeritierung in Berlin die Folge war.

Die verfügbare Quellenlage verbietet es leider, den Weg von Müllers in der späten Phase des nationalsozialistischen Regimes genauer zu verfolgen. Wie hat er, dessen Söhne und Verwandte an der Ostfront standen oder schon gefallen waren, auf den militärischen Zusammenbruch an dieser Front, auf Stalingrad, reagiert, wie hat er den Attentatsversuch auf Hitler, wie hat er die Gefangennahme und Ermordung der Geschwister Scholl an seiner Universität kommentiert, was hat er konkret gegen die Verhaftung und Verurteilung seines Freundes Kurt Huber (1893–1943) unternommen, dessen persönliche Bekanntschaft er nach 1945 als Beweis seiner Distanz zum Nationalsozialismus anführte?[29] All dies wissen wir nicht, denn darüber liegen keine belastbaren Quellenzeugnisse vor, der dritte Band seiner Autobiographie bricht mit dem Jahr 1932 ab. Dass er über die Vorgänge an der Ostfront genau informiert war, unterliegt keinem Zweifel, denn sein Schüler Hans Rall (1912–1998) berichtete ihm während seiner Heimaturlaube von den Frontereignissen. 1942 feierten seine Schüler den Lehrer mit einer von Kurt von Raumer (1900–1982) und Fritz Wagner (1908–2003) organisierten «Festschrift», die allerdings nur aus Bildern der an verschiedenen Fronten kämpfenden uniformierten Schüler bestand.[30] 1944 trat er aus gesundheitlichen Gründen vom

Präsidentenamt der Akademie zurück, schon 1943 hatte er seinen Wohnsitz nach Rottach-Egern verlegt, 1944 kam er nur mehr selten nach München, nahm aber im August immerhin an einer Sitzung der Historischen Kommission in Murnau teil.[31] Im Januar 1945 meldete er sich beim Dekan für den Rest des Semesters krank. Man wird dies als zunehmende Distanzierung deuten können. Immerhin aber war er im Juli 1944 noch als Redner zu einem in Krakau geplanten großen antijüdischen Kongress vorgesehen, der dann aus naheliegenden Gründen jedoch abgesagt wurde.[32]

Bedeutungsverlust nach 1945

Das Ende des «Dritten Reiches» bedeutete für Karl Alexander von Müller und seine Familie den Zusammenbruch der Welt, in der er als Wissenschaftler in einer herausgehobenen Position lebte. Das Jahr 1945 wurde für ihn ein desaströses Jahr. Harte Vorwürfe an die Adresse von Müllers erhob das zuständige Ministerium für Unterricht und Kultus gegenüber der Akademie: «*Die Geschäftsführung des der Akademie für mehrere Jahre aufgezwungenen Präsidenten Prof. Dr. von Müller*» habe das Bestreben befördert, die «*Akademie zur willenlosen Dienerin des nationalsozialistischen, wissenschaftsfeindlichen Geistes zu machen*».[33]

Ende August schickte ihm der Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften einen Brief mit Vorwürfen, die seine Amtsführung seit 1936 betrafen. Er blieb jedoch relativ allgemein und warf von Müller im Wesentlichen vor, dass er sich von den Parteistellen habe zum Präsidenten ernennen lassen, ohne von der Akademie gewählt worden zu sein. Der andere Vorwurf lautete: Von Müller habe bei der Ausübung seines Amtes das Selbstbestimmungsrecht und die Interessen der Akademie nicht immer so vertreten, wie es pflichtgemäß vom Präsidenten zu erwarten gewesen sei. Er habe sich vielmehr «*öfters zum Nachteil der Akademie zum Wortführer der ihm von parteipolitischen und anderen Stellen aufgetragenen Wünsche gemacht*».[34]

Man kann nicht sagen, dass diese «Anklageschrift» ein besonders gelungenes Werk des betreffenden Ausschusses war, sie blieb in sehr allgemeinen Vorwürfen stecken, die von Müller in einem 16-seitigen Schreiben größtenteils leicht widerlegen konnte. Seine

Strategie zielte hierbei auf die Ausnahmesituation, in der man in diesen Jahren gelebt habe: «*Die Grundtatsache ist die: Wir haben in dieser Zeit meiner Amtsführung in keinem Rechtsstaat gelebt, und es wär unmöglich, eine Institution wie die so zu leiten, als ob wir uns in einem normalen Staat befunden hätten. Die eigentliche Aufgabe der Leitung der Akademie in diesen Jahren war eine ganz elementare: sie überhaupt am Leben und durch die augenblicklichen Stürme in ihrem wiss. Grundcharakter zu erhalten. Auf dieses Ziel war alles ausgerichtet, was ich getan habe.*»[35] Seine Einsetzung als Präsident habe er zudem nicht betrieben, er habe zufällig davon im Rundfunk gehört. Auch den Vorwurf, über die Köpfe des Akademievorstands hinweg gehandelt zu haben, wies er zurück, stattdessen verwies er auf die Einmütigkeit der Beschlüsse unter seiner Präsidentschaft. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als versuchte sich die Akademie im konsequenten Vorgehen gegen ihren ehemaligen Präsidenten ihrer NS-Vergangenheit mit einem exemplarischen Schritt zu entledigen.

Von Müller musste freilich erkennen, dass hinter dem Vorgehen gegen seine Person die US-Militärregierung und das Kultusministerium standen. Er zog daraus die Konsequenz, indem er am 23. September 1945 aus der Akademie austrat, dies aber mit dem Vorbehalt verband, dass dieser Schritt keine Anerkennung der Vorwürfe bedeute, die gegen seine Amtsführung erhoben worden seien. Dem Präsidenten gegenüber beklagte er, dass eine Weiterführung des Verfahrens gegen ihn für die Akademie ebenso beschämend sei wie für ihn.

Ähnliches widerfuhr ihm in der Universität und in der Historischen Kommission. Nach Entscheidungen der amerikanischen Militärregierung teilte ihm der Dekan am 12. Dezember 1945 seine sofortige Entlassung mit, an eine Weiterführung der Herausgeberschaft der «Historischen Zeitschrift» war nicht zu denken, sie hatte ohnehin schon 1944 ihr Erscheinen eingestellt. Am 12. November 1945 teilte ihm der Verleger der «Historischen Zeitschrift» (HZ) Geheimrat Oldenbourg mit, dass Meinecke sein Schreiben über die Rückgabe der HZ-Herausgeberschaft erhalten habe, und formulierte diplomatisch, aber eindeutig: «*[…] ich bin genötigt, die Fortführung der HZ ohne Ihre bewährte aktive Mitwirkung in die Wege zu leiten […].*»[36]

Da von Müller im Dezember 1945 seinen 63. Geburtstag feierte, traf ihn der Verlust der Ämter wohl mehr in einem psychologischen Sinne denn als reale Bedrohung seiner wissenschaftlichen Karriere, die sich ohnehin dem Ende zuneigte. Problematischer blieb freilich die Tatsache, dass er mit der fristlosen Entlassung an der Universität auch alle Versorgungsansprüche verloren hatte. Erst am 5. Juli 1948 wurde er durch Minister Hundhammer – seinen ersten Doktoranden – wieder zum o. Professor ernannt und gleichzeitig in den Ruhestand versetzt. Die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften verweigerte ihm wie auch Heinrich von Srbik (1878–1951) allerdings die Wiederaufnahme, was ihn zunehmend verbitterte. Die Wahl in die Akademie der Schönen Künste im Jahre 1953 konnte dafür kein Ausgleich sein. Dem greisen Walter Goetz (1867–1958) schrieb er im September 1950: «*Wenn ich sehe, was sich sonst ringsum an Rehabilitierungen begibt, will mir der dauernde Ausschluss von Srbik und mir gerade aus der Historischen Kommission doch schwer eingehen.*»[37]

Es wäre jedoch völlig falsch anzunehmen, dass von Müller jetzt in Untätigkeit versunken wäre. Anders als sein Schüler Walter Frank, der am Ende des Krieges Selbstmord beging, verstand es von Müller, sich in die neuen schweren Lebensbedingungen der Nachkriegszeit einzufügen. Seine Entnazifizierung ging er aktiv an, er sah seine Schuld und versuchte doch keine Entschuldigung, sondern eine Erklärung: «*Die folgenden Zeilen*» – so beginnt sein ausführliches Schreiben an die Spruchkammer in Miesbach – «*beabsichtigen keine Entschuldigung – jeder Deutsche, der den NS irgendwie unterstützt hat und nun das namenlose Elend sieht, das er über Deutschland und die Welt gebracht hat, trägt schwer an der Mitschuld, die ihn trifft –, sondern nur eine Erklärung, die an einem persönlichen Einzelfall etwas von der Verwirrung und inneren Not deutlich machen kann, die viele Deutsche in den letzten 12 Jahren erlebt haben.*»[38]

Seine Strategie in diesem achtseitigen, zusätzlich zum Fragebogen verfassten Schreiben ist in ihrer Abwendung von den Tatsachen eindeutig: Er habe sich mit dem System nur insoweit eingelassen, als dies für die Sicherung der fachlichen Arbeit notwendig war, seine Funktionen habe er entsprechend genutzt, er habe keine

finanziellen Vorteile gehabt, in seinen Vorlesungen habe er keine Preisgabe seiner Wissenschaft vollzogen. Und diese Strategie war letztlich erfolgreich, die «Mitläuferfabrik» – wie Lutz Niethammer das Entnazifizierungsverfahren in Bayern genannt hat –[39] produzierte in Gestalt der Spruchkammer Miesbach am 12. Februar 1948 einen weiteren Mitläufer, der immerhin 3204 RM Geldbuße zu bezahlen hatte. 1956 wurde er nach vielfach wiederholten Anträgen formell emeritiert und bezog dann ein jährliches Ruhegehalt von 11 600 DM plus Wohnungszuschuss.[40]

Um mit seiner Familie wirtschaftlich zu überleben, war er fast zwei Jahre als Heilkräutersammler unterwegs, zudem hielt er von 1948 bis 1951 jeweils im Winter öffentliche Vorlesungen im Gasthof Hille in Rottach-Egern und schrieb bald auch für die Heimatzeitschrift «Tegernseer Tal». Er zog sich keineswegs zurück, beklagte zwar wiederholt sein «*otium sine dignitate*», aber versuchte intensiv, seine wissenschaftlichen Kontakte mit den führenden Fachkollegen zu bewahren und weiterhin zu publizieren und so zumindest seinen Anspruch aufrechtzuerhalten, als Historiker wahrgenommen zu werden. Sieht man einmal von kleineren Arbeiten ab, die er in den nächsten Jahren publizierte, dann war es vor allen Dingen das große Unternehmen seiner Autobiografie, das er jetzt mit bemerkenswerter Intensität anging. Insgesamt drei Bände erschienen zwischen 1951 und 1966, wobei der dritte und letzte Band nach seinem Tode von seinem Sohn Otto herausgegeben wurde.[41]

Die Autobiographie von Müllers

Diese drei Bände können den historisch interessierten Leser noch heute faszinieren. Man wird auf eine Weise in das Lebensgeschehen dieses Mannes hineingezogen, der man sich nur schwer entziehen kann: die lebendig beschriebene Welt der bürgerlichen Gesellschaft vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, die scheinbare Stabilität der politischen und wirtschaftlichen Hochburgen, die Bildungserlebnisse des begabten Schülers, der nach dem Abitur als Maximilianeer und Rhodes-Stipendiat gefördert wurde, die Zeit des Ersten Weltkrieges, die für Müller auch die Zeit der ersten Beziehungen zum anderen Geschlecht war, die so ausführlich beschrieben werden, dass der Titel «Mars und Venus» durchaus

angemessen ist. Und gerade der dritte Band schildert dann die akademische Karriere des Historikers, der vom Syndikus der Akademie zum Professor an der Universität berufen wurde. Aber es wäre falsch, die Autobiografie nur aus der beruflichen Perspektive von Müllers zu sehen. Immer wieder baut er lange Passagen ein, in denen er sich mit der oberbayerischen Landschaft und ihren Menschen auseinandersetzt, in denen er sich mit den – durchweg positiv gesehenen – Vertretern des Hauses Wittelsbach beschäftigt und das musikalische und künstlerische Leben der Zeit ausführlich beschreibt. Als führendes Mitglied dieser bürgerlich-adligen Welt hatte er Zugang zu wichtigen Persönlichkeiten, traf interessante Menschen und war seit dem Ersten Weltkrieg auch publizistisch so intensiv in der Redaktion der «Süddeutschen Monatshefte» tätig, dass er öffentlich wahrgenommen wurde und damit natürlich auch zu wichtigen politischen Besprechungen verschiedenster konservativer Kreise herangezogen wurde. Nicht zuletzt geben die Berichte über das erste Auftreten Adolf Hitlers in München ein durchaus lebendiges Bild dieser unruhigen Jahre, das selbst in der Filterung der Nachkriegsjahre, als dieser Band der Erinnerungen geschrieben wurde, noch die Faszination durchschimmern lässt, die Hitler auf von Müller ausgeübt hatte.[42]

So ergibt sich insgesamt ein faszinierendes Bild einer Welt im Übergang zwischen der Sekurität des späten 19. Jahrhunderts und den tiefen Brüchen in der Mitte des 20. Jahrhunderts. So wie Talleyrand einst die Welt vor 1789 pries, die sich niemand vorstellen könne, der sie nicht selbst erlebt habe, so beschrieb er die Welt vor 1914: «*Wir Älteren können des Gefühls nicht Herr werden, dass niemand mehr weiß, wie schön die Welt sein kann, der die Jahre vor 1914 nicht erlebt hat.*» Ein Grundmotiv des Bedauerns durchzieht die Bände: Er beklagt den Zerfall der alten bäuerlichen Welt, die Heraufkunft der technisierten und schneller gewordenen Welt, die Vermassungserscheinungen des späten 19. und 20. Jahrhunderts, Flugzeuge und Rundfunk erscheinen ihm als Symbole dieser neuen Welt, die er im Grunde verachtet, sie zumindest nicht positiv wahrnehmen will. Als Rettungsanker gegenüber dem tatsächlich eingetretenen Wandel erscheinen dann die liebevoll beschriebenen Sammler bayerischer Volkslieder, der Kiem Pauli (1882–1960) etwa, oder die Vertreter des Hauses Wittelsbach.

Umso erstaunlicher wirkt vor diesem Hintergrund eines durchaus elitären adelig-bürgerlichen Denkens die intensive Berührung mit dem Nationalsozialismus und seinem Personal, das ja weder sozial noch vom Bildungsniveau her den Ansprüchen des Professors genügen konnte.[43] Der Nationalsozialismus verkörperte ja gerade die überschnelle Modernisierung und Technisierung des gesamten Lebens, gerade der «Führer» benutzte schnelle Autos, Flugzeuge und den Rundfunk, um die Massen der Volksgenossen zu beeindrucken. Wer einmal gesehen hat, wie für Adolf Hitler der gesamte Obersalzberg umgegraben und damit ein unberührtes Stück Natur vergewaltigt wurde, der wird sich fragen müssen, wie von Müller diese Unterschiede in sich vereinbaren konnte. Und schließlich die drängendste Frage: Von Müller war seit seiner frühesten Jugend mit dem jüdischen Bürgertum Münchens bestens vertraut, hatte zusammen mit Katja Pringsheim Abitur gemacht und viele Jahre im engsten Kontakt mit Paul Nikolaus Cossmann (1869–1942) gearbeitet, dem zum Katholizismus konvertierten jüdischen leitenden Redakteur der «Süddeutschen Monatshefte», eines in der damaligen Zeit außerordentlich wirksamen Publikationsorgans, das nationales und bürgerliches Gedankengut verbreiten wollte. Es gibt auch keine Hinweise darauf, dass von Müller in seinen frühen Jahren irgendeine Art von antisemitischer Grundhaltung gezeigt hätte. Umso mehr muss dann erstaunen, ja besser erschrecken, dass er sich für den nationalsozialistischen Antisemitismus einspannen ließ, ja selber konkrete Maßnahmen gegen die jüdischen Mitarbeiter der «Historischen Zeitschrift» ergriff, und sogar formeller Leiter der Judenabteilung des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands in München wurde – eine Aufgabe, der er sich leicht hätte entziehen können. In seiner Rede zur Eröffnung dieser Abteilung am 19. November 1936, ebenfalls in der Aula der Münchner Universität, stellte er die rhetorische Frage, warum die Eröffnung dieser Abteilung so viel Aufmerksamkeit hervorgerufen habe, und gab die Antwort: «*Sie alle fühlen, dass die Gründung dieser Forschungsabteilung Judenfrage im Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands mehr ist als ein gewöhnlicher organisatorischer Akt der Wissenschaftspflege, dass sie vielmehr auf dem Felde der Wissenschaft und der Hochschule selbst ein Akt der Revolution, der großen nationalsozialistischen*

Revolution Adolf Hitlers ist. Es ist zum ersten Mal, nicht nur in unserem Vaterland, dass die wissenschaftliche Forschung eines Volkes unserer Rasse sich dieses Gegenstandes grundsätzlich und mit völkischer Zielsetzung annimmt. Es ist einer der wichtigsten und schicksalsvollsten Gegenstände der Geschichte. Aber ‹Tabu› stand bisher über jedem Eingangstor, das zu ihm führte: ‹Tabu› das heißt verboten und geheiligt zugleich und wehe dem, der diese Schranke übertritt! Dieses Tor ist aufgesprengt.»

Dies alles sagt von Müller, nachdem die Nürnberger Gesetze erlassen worden und an den Universitäten zur Entlassung v. a. jüdischer Professoren geführt hatten. Die Frage muss sich aufdrängen, wie er mit dieser Schuld nach 1945 umgegangen ist. Auch hier scheint seine Reaktion nicht untypisch zu sein, wenn er eine Art von literarischer Verarbeitung unternahm. In einem Beitrag für die katholische Zeitschrift «Hochland» des Jahres 1949 schilderte er die Lebensgeschichte des von ihm hoch geschätzten jüdischen Publizisten Paul Nikolaus Cossmann, der – wie er formulierte – im *«verhältnismäßig besten jüdischen KZ»* Theresienstadt umgekommen war, und versah dieses Lebensbild des alten Freundes so mit dem Eingeständnis seiner freilich sehr abstrakt formulierten Schuld.[44] Im dritten Band seiner Autobiographie sprach er sowohl von Cossmann als auch von dem Mitbesitzer der Zeitschrift, dem jüdischen Hofrat Schulmann, der sich in Erwartung des Abtransports *«in seinem schönen Haus an der Leopoldstraße»* das Leben genommen hatte: *«Was für ein armes unsicheres Geschöpf auf dieser Erde bleibt der Mensch! Welche Gottesgeschenk, dass keiner von uns die Stunde seines Endes kennt.»* Ein erstaunlicher Kommentar für einen Mann, der 1933 die Beschlagnahme des Archivs dieser Zeitschrift durch die Politische Polizei erlebte und drei Jahre später die Eröffnung des Instituts für Judenfragen feierte. Wie bringt man dies alles zusammen?

Auch seine zuweilen waffenstarrende Rhetorik liest man mit wachsendem Erstaunen, wenn man sich des sensiblen, ja geradezu romantischen Schriftstellers erinnert, der mit Worten Landschaften malen will. Aber auch wenn man dies kaum versteht, so muss man doch erkennen, dass von Müller sich auf diese Weise wieder in den Kreis der Unschuldigen hineinschrieb. Seine Strategie, während des «Dritten Reichs» die Rhetorik des Systems mit persön-

licher Freundlichkeit zu verbinden, sich, wenn immer es ging, aus Konflikten herauszuhalten, als Herausgeber der «Historischen Zeitschrift» möglichst wenig Wortradikalität zu dulden und Meineckes Andenken hochzuhalten, vor allem schließlich die kultivierte Freundlichkeit des Edelmanns zu bewahren, ging nach 1945 auf, als es darum zu tun war, wieder Kontakt mit den Fachkollegen aufzunehmen. Sowohl seine Publikationen als auch seine fortdauernden Kontakte zu den Schülern, die inzwischen in wichtige Positionen eingerückt waren, ermöglichten ihm in der allgemeinen Sucht der 1950er Jahre nach Vergessen, nach einem Schlussstrich, die Rückkehr in den Kreis der Wissenschaft. 1961 verlieh ihm die Regierung von Hans Ehard (1887–1980), dessen Ehefrau von ihm promoviert worden war, den Bayerischen Verdienstorden. Seinen 80. Geburtstag feierte das Institut für Bayerische Geschichte mit einer kleinen Tagung, an der die Schüler Karl Bosl, Fritz Wagner, Wolfgang Zorn (1922–2004) und Theodor Schieder teilnahmen, um den Meister zu ehren,[45] ja Schieder hatte ihm sogar den Entwurf seines Artikels zum 100. Geburtstag der HZ zugeschickt, um sicherzugehen, den verehrten Lehrer nicht zu verletzen. Karl Bosl ehrte den 1964 wenige Tage vor seinem 82. Geburtstag Gestorbenen in der «Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte» mit einem Artikel, der in seinem freundlichen Hinweggleiten über die 1000 Jahre des «Dritten Reichs» ein Musterbeispiel für die Tendenz jener Jahre ist. Er schrieb: «*In gerechter Würdigung aller Vorwürfe, die vor allem gegen die Nachgiebigkeit des Toten erhoben wurden, kann man nicht sagen, dass er je ‹Nationalsozialist› war, auch wenn er seinem Vaterland und seiner Art zutiefst verbunden und verpflichtet war. Dieser nationale Konservative erwartete zwar vom Dritten Reich einen Aufstieg Deutschlands aus den Nöten der Nachkriegsjahre, ja er hoffte, ‹die ursprünglichen und positiven Ansätze des neuen Staates mit den großen Überlieferungen der deutschen Geschichte in Staat, Religion und Kultur vereinigen zu können›, wie er selber bekannt hat. Aber er hat ebenso freimütig ausgesprochen, dass dieses ein furchtbarer und verhängnisvoller Irrtum war, für den er innerlich schon vor 1945 gebüßt habe. Er glaubte aber für sich verlangen zu müssen, dass man dies als Irrtum des Bewusstseins gelten lasse und nicht als bewusstes schuldhaftes Handeln wider besseres Wissen ansähe. Von Müller nahm*

auch für sich in Anspruch, zu allen, im besonderen nationalsozialistischen Anschauungen im Gegensatz gestanden zu sein und auch danach gehandelt zu haben.»[46]

Seit jenen verdrängenden Sätzen Bosls hat sich die Quellengrundlage für ein Urteil über Karl Alexander von Müller erheblich verändert, aber – auch das muss relativierend gesagt werden – wir sehen heute mit einem schärferen Blick auf jene Phase der «Vergangenheitspolitik», die Bosls Nachruf noch prägte.[47] Es kann kein Zweifel daran bestehen: Von Müller war Nationalsozialist, nicht nur als Parteimitglied seit 1933, sondern auch in Worten und Taten; denn er hat dem NS-System nicht nur seinen guten Namen geliehen, sondern auch dessen verbrecherische Ziele im Rahmen seiner Möglichkeiten gefördert. Wenn er sich im tiefsten Innern seine Reserven gegenüber dem Nationalsozialismus bewahrte, wie er bei seiner Entnazifizierung behauptete, dann war dies jedenfalls eine unsichtbare Reserve, die von keinem wahrgenommen wurde. Dass er nicht die moralische Kraft aufbrachte, seinen alten Freunden Cossmann, Schulmann und Kurt Huber wirklich zu helfen, als diese in Todesgefahr schwebten, wird man als menschliche Schwäche zu bewerten haben, die das Bild seiner Persönlichkeit belastet.

Franz Dölger (1891–1968)

Ein Leben für die byzantinische Diplomatik

Martin Hose

Als Franz Dölger, Professor der byzantinischen und neugriechischen Philologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München und ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, am 5. November 1968 starb, war ein ungewöhnlich reiches Gelehrtenleben zu Ende gegangen. Man kann, ohne andere Byzantinisten herabzusetzen, feststellen, dass Dölger der führende Vertreter seines Faches war. Äußerlich dokumentieren dies die Ehren, die ihm zuteil wurden. Dölger war Mitglied zahlreicher Akademien Europas, nicht nur, wie für einen Byzantinisten naheliegend, der von Athen, Sofia oder Wien, sondern auch der British Academy, der Académie Royale de Belgique und der Società Italiana di Storia del Diritto. Er hatte Ehrendoktorate in Athen, Sofia und Saloniki erhalten und war Mitglied des Ordens Pour le mérite.[1] Der Münchner Lehrstuhl, bekanntlich der erste, der überhaupt für Byzantinistik (oder, wie die ursprüngliche Denomination lautete: für mittel- und neugriechische Philologie) eingerichtet worden war, hatte in Dölger 1931 einen Gelehrten gefunden, der nach dem Begründer des Faches Karl Krumbacher (1856–1909) und dessen Nachfolger August Heisenberg (1869–1930) die Byzantinistik in umfassender Weise konzeptualisierte. Denn ihr Gegenstandsbereich sollte – und musste – die Geschichte, die Kultur und die Literatur eines mehr als tausendjährigen Reiches sein, ja auch noch dessen Fortwirken. Byzantinistik bedeutete mit Dölger ein Fach, das Literatur (hier lag der Schwerpunkt Krumbachers wie Heisenbergs) und Geschichte gleichberechtigt umschloss und damit ein «Totalitätsideal» erfüllte. Um ein solches Konzept umsetzen zu können, waren nicht allein wissenschaftlicher Scharfsinn und Ideenreichtum, sondern auch eine gewaltige Arbeitskraft er-

forderlich. Dölger besaß offenkundig all diese Eigenschaften. Sein Schriftenverzeichnis dokumentiert bis zum Jahr 1966 einen ungebrochenen Publikationsstrom kleinerer wie größerer Arbeiten zu allen Aspekten von Byzanz. Unter den mehr als 360 größeren und einigen hundert kleineren Veröffentlichungen finden sich Untersuchungen zur byzantinischen Poesie, zur Theologie, zu speziellen Aspekten der Geschichte, zur Geschichte von Byzanz im Verhältnis zur europäischen Staatenwelt des Mittelalters, zur Wirtschafts- und Finanzgeschichte sowie zur byzantinischen Diplomatik.[2] Dölgers Arbeit war darüber hinaus eng mit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften verbunden, hatte er doch seine wissenschaftliche Laufbahn über die Mitarbeit an den «Regesten der Kaiserurkunden des oströmischen Reiches» begonnen, einem Vorhaben, das von der Bayerischen Akademie in Zusammenarbeit mit der Wiener Akademie getragen wurde. Ferner ist Dölgers Name eng verknüpft mit der Edition der Schriften des Johannes von Damaskus, einem Editionsvorhaben, in dem sich das Byzantinistische Institut Scheyern und die Bayerische Akademie zusammengeschlossen haben. Gleichwohl steht dieses imponierende Lebenswerk nicht monolithisch da, ist nicht Resultat einer intensiven, auf innere Konzentration gegründeten Gelehrtentätigkeit, sondern speist sich zu einem beträchtlichen Teil aus den Verwerfungen und Brüchen, die die Geschichte des 20. Jahrhunderts einem mitteleuropäischen Wissenschaftler bereithielt.

Byzantinistik – ein «junges» Fach

Franz Dölger, geboren am 4. Oktober 1891 im unterfränkischen Kleinwallstadt, absolvierte das humanistische Gymnasium in Aschaffenburg, um sich 1910 an der Münchner Universität für Klassische Philologie einzuschreiben; neben dem Studium bei Otto Crusius (1857–1918) und Albert Rehm (1871–1949) zog ihn auch das junge Fach der Byzantinistik an, das August Heisenberg vertrat. Heisenberg war erst seit Januar 1910 im Amt. Sein Vorgänger, der «Gründungsheros» der Disziplin Karl Krumbacher, hatte bei seinem überraschenden Tod im Dezember 1909 (er starb 53-jährig infolge eines Schlaganfalls auf dem Weg zur Vorlesung) kein einfaches Erbe hinterlassen. Denn das Fach der «mittel- und neugriechi-



schen Philologie» stellte in gewisser Weise eine Neuschöpfung dar. Auch Krumbacher hatte nämlich als Klassischer Philologe begonnen, seinen Interessenkreis einerseits unter dem Einfluss Wilhelm Christs (1831–1906) erweitert, der – untypisch für einen Klassischen Philologen des 19. Jahrhunderts – sich auch mit den griechischen Carmina Christiana befasste und dabei mittelalterliche griechische Kirchenpoesie in seine Forschungen einbezog. Andererseits wirkten auf Krumbacher in München lebende griechische Intellektuelle wie Nikolaos Politis (1852–1921). Zwar konnte Krumbacher 1883 unter der Ägide Christs über ein für Klassische Philologen abseitiges Thema, das Gesprächsbuch des Ps.-Dositheos, promoviert werden, doch eine Anstellung fand er lediglich im Rahmen der traditionellen Fachkultur, als Lehrer für Griechisch und Latein am Ludwigsgymnasium. Es stellt Christ wie der Münchner Universität ein Zeugnis der Liberalität aus, dass es Krumbacher gleichwohl 1884 ermöglicht wurde, sich für ein bis dato nicht existentes Fach – eben die mittel- und neugriechische Philologie – zu habilitieren, ferner ein Zeugnis für Innovationskraft, dass für dieses neue Gebiet eine Professur geschaffen wurde (1892 ein Extraordinariat, das man 1896 in einen Lehrstuhl umwandelte). Krumbacher wurde berufen und konnte 1899 gar ein Seminar einrichten. Institutionell war damit ein veritables Fach gleichsam aus dem Nichts entstanden, ein Fach, dessen systematische Berechtigung innerhalb des geisteswissenschaftlichen Fächerspektrums nicht zu bestreiten war, galt es doch, über dieses Fach «Byzanz» ein tausendjähriges Reich mit unüberschätzbarer Bedeutung für Spätantike, Mittelalter und Frühe Neuzeit, für Literatur- und Kulturgeschichte, für Theologie und Philosophie zu erforschen. In dieser Aufgabenfülle lag freilich nicht nur eine Chance, sondern zugleich ein gravierendes Problem. Denn natürlich hatte sich die Byzantinistik in der Forschung an dem Niveau auszurichten, das die ältere Schwester Klassische Philologie etwa in der Editorik seit ihrer Etablierung als wissenschaftliche Philologie erreicht hatte, das die Klassische Archäologie oder die Kunstgeschichte prägte, das in der Quellenherausgabe die Geschichtswissenschaft verlangte. Und während diese älteren Disziplinen sowohl auf eine längere Tradition (die Einrichtung eines philologischen Seminars in Halle durch Friedrich August Wolf [1759–1824] gilt als die institutionelle Begründung der wissen-

schaftlichen Klassischen Philologie)[3] als auch auf eine vielköpfige Schar von Gelehrten als ihre Träger blicken konnten, stand Krumbacher zunächst gänzlich allein auf dem neuen Feld der Wissenschaft.

Immerhin hatte ihm der Zufall in Gestalt eines Projekts seines Lehrers Christ einen Ausgangspunkt für die Arbeit auf diesem Feld zugespielt. Denn Christ sah sich als Herausgeber des Handbuchs der Altertumswissenschaften vor dem Problem, seine Geschichte der griechischen Literatur durch einen Anhang zur byzantinischen Literatur abrunden zu müssen. Diesen «Anhang» (er scheint für Christ nie ernstlich als buchstäblicher Anhang zu seiner Geschichte der griechischen Literatur in Betracht gekommen zu sein, wie seine Vorreden in den verschiedenen Auflagen der Literaturgeschichte zeigen) übernahm Krumbacher und legte 1891 die erste und zugleich monumentale Geschichte der byzantinischen Literatur vor: Dieses Werk bezeugt eine enorme Arbeitsleistung, die Krumbacher noch als Gymnasiallehrer gleichsam in der «Freizeit» bewältigt hatte. In der zweiten Auflage (1897) wuchs es auf einen Umfang von 1193 Seiten an, von denen jede einzelne von Grundlagenforschung zeugt, denn Krumbacher konnte kaum auf Vorarbeiten oder bibliographische Hilfsmittel zurückgreifen. Zugleich offenbart das Werk ein spezifisches Problem des neuen Faches. Indem es sich mit Krumbacher zunächst als philologische Disziplin begriff, stand es gleichsam im Bann der literarischen Ästhetik der Klassischen Philologie des 19. Jahrhunderts. So musste Krumbacher in der Vorrede zur ersten Auflage ein erhebliches Ausmaß an Apologetik für sein Werk betreiben: «*Einer der ersten Sterne am philologisch-historischen Himmel von Europa warnte mich einst mit eindringlichen Worten vor dem Studium der unaussprechlichen Jahrhunderte und ihrer geistigen Erzeugnisse; die reine Liebe zum Altertum und die pädagogische Kraft müssen verkümmern, wenn sich die Philologie auf solche Abwege verirre; ich möge Buße tun und zu den ästhetischen Fleischtöpfen der klassischen Zeit zurückkehren. […] Ich brauche deshalb hier nicht, wie es sonst in Vorreden hergebracht ist, mein Verhältnis zu Vorgängern darzulegen – denn ich habe keine; was mir obliegt, ist vielmehr, das wissenschaftliche Recht des Gegenstandes an sich in Schutz zu nehmen […].*»[4]

Bereits hiermit wird deutlich, dass eine «Byzantinistik» sich nicht als rein philologische (und daher ästhetische) Disziplin verstehen will. Die Krumbacher'sche Literaturgeschichte war nur der erste Schritt bei der Etablierung eines neuen Fachs eigenen Rechts. Krumbachers Nachfolger Heisenberg bedeutete freilich dem gegenüber keine weitere Profilierung des Fachs. Denn auch Heisenberg war zunächst Philologe, auch er, ein gebürtiger Westfale, hatte vor seiner Berufung auf Krumbachers Lehrstuhl als Gymnasiallehrer für Alte Sprachen – zuletzt am Würzburger Alten Gymnasium – gearbeitet.[5] Im Gegensatz zu Krumbacher, der bei einer gewissen Introvertiertheit seine größte Wirkung im Seminarunterricht entfaltete,[6] war Heisenberg ein charismatischer Lehrer mit reichen künstlerischen Interessen, begeistert von Musik und Malerei. Dies schlug sich auch in seinen wissenschaftlichen Schwerpunktsetzungen nieder. Heisenbergs Byzantinistik war Auseinandersetzung mit byzantinischer Literatur und Kunst. Prägnant zeigen dies seine erste Arbeit, rhodischen Liebesliedern gewidmet,[7] und ein Werk, das als sein Opus magnum gelten kann, «Grabeskirche und Apostelkirche. Zwei Basiliken Konstantins».[8] Bemerkenswerterweise nutzte Heisenberg seinen Militärdienst im Ersten Weltkrieg für wissenschaftliche Studien. Als Hauptmann der Landwehr eingezogen, wurde er von 1916 bis 1918 zur Bewachung eines Gefangenenlagers in Görlitz eingesetzt, in dem die Angehörigen der 4. griechischen Division festgehalten wurden. Den Umstand, dass hier Griechen aus allen griechischen Sprachräumen versammelt waren, nahm Heisenberg zum Anlass, systematisch «phonographische Aufnahmen» der verschiedenen Dialekte aufzuzeichnen, die eine wesentliche Grundlage für die linguistische Erforschung des Neugriechischen bildeten.[9]

Dölger ließ sich augenscheinlich von Heisenberg in den Bann ziehen (er widmete seinem Lehrer zwei mit Schwung und Begeisterung geschriebene Würdigungen). Zwar beschritt er durch das Studium auch der Klassischen Philologie zunächst den Weg, der ihn in den Brotberuf des Lehrers führen würde, und legte 1913 bzw. 1919 die Staatsprüfungen für das Lehramt ab. Seine Dissertation, die er 1919 vorlegte, galt freilich einem byzantinistischen Gegenstand: «Quellen und Vorbilder zu dem Gedicht des Meliteniotes: Εἰς τὴν Σωφροσύνην. Mit einer Einleitung über die Person des

Dichters». Wann er sie verfasst hat, lässt sich nicht bestimmen, da er sich bereits 1914 als Kriegsfreiwilliger gemeldet hatte und bis November 1918 im Dienst war. Dölger scheint mit Leib und Seele Soldat gewesen zu sein. Nicht allein, dass er mit dem Eisernen Kreuz (2. Klasse) und dem bayerischen Militärverdienstorden ausgezeichnet wurde, bezeugt dies. Auch in einer launigen «Festpredigt» in Versen, in der August Heisenberg anlässlich seines 60. Geburtstages seinen Schülern dankte, wird dies im Abschnitt über Dölger erkennbar:

«Franz Dölger aber hab ich mir gewahrt.
Als ihn der Glanz der Uniform betört und Ares ihn
Mir ganz entreißen wollte, hab ich mich gewehrt
Und ihn gefesselt in den Mauern von Byzanz [...].»[10]

Bemerkenswert und fast ein Bruch in der Biographie ist der Umstand, dass Dölger ungeachtet der beiden Lehramtsexamina, die er 1913 und 1919 abgelegt hatte, nicht in den Schul-, sondern in den Bibliotheksdienst trat – und damit einen deutlich von Krumbacher und Heisenberg verschiedenen Lebensweg einschlug. Dass dieser jedoch wieder in die Byzantinistik zurückführte, ergab sich aus einem Akademieprojekt, das Krumbacher initiiert hatte.

Das Urkundenprojekt

Krumbacher war bewusst, dass mit seiner Literaturgeschichte nur ein erster Teil der Arbeit am neuen Fach Byzantinistik geleistet war, dass zur Erforschung des Phänomens Byzanz auch die Beschäftigung mit der inneren und äußeren Geschichte gehörte. Hier war zunächst die Erschließung der zentralen Quellen geboten. Da – im Rahmen des sog. Bonner Corpus – die historiographischen Texte bereits in einer vorläufig brauchbaren Form vorlagen, wandte sich Krumbacher dem nächstliegenden Desiderat, einer Edition der Urkunden, zu.[11] Er nutzte die Möglichkeit, die ihm die Bayerische Akademie der Wissenschaften eröffnete, als sie ihn 1901 zur ersten Generalversammlung der Association Internationale des Académies in Paris entsandte, und stellte dort das Projekt eines «Corpus der griechischen Urkunden des Mittelalters und der neueren Zeit» vor, für das er breite Zustimmung fand und das er 1903 in einer

gleichnamigen Denkschrift weiterentwickelte. Das Vorhaben war ebenso ambitioniert wie unverzichtbar, wollte man Byzanz in der Intensität und Dichte erforschen, die auf andere staatliche Gebilde des Mittelalters seit dem 19. Jahrhundert verwandt wurde. Ziel sollte, so Krumbacher, die «*Verarbeitung des gesamten Nachrichtenmaterials der griechischen Chroniken, Privatbriefe, Synodalakten u. dgl. [...]*» sein. Hinzu trete «*eine Fülle von Daten aus armenischen, georgischen, hebräischen, syrischen, arabischen, lateinischen, italienischen, altrussischen und anderen Urkunden, Chroniken, Memoiren und Reisebeschreibungen*».[12] Insgesamt wurde das Corpus dieser Urkunden auf einen Umfang von 16 bis 17 Bänden veranschlagt (ohne freilich die Athos-Urkunden zu berücksichtigen), die in insgesamt acht Abteilungen nach Regionen (Konstantinopel, Kleinasien, Syrien etc.) gegliedert geplant waren.[13] Ferner war vorgesehen, die Urkundensammlungen nicht nach den Archiven, in denen sie sich befinden, sondern nach den Kanzleien, in denen sie ausgestellt worden waren, zu gliedern, da nur so allfällige Echtheitsfragen methodisch begründet lösbar sein würden. Allerdings, darüber bestand Einigkeit, würde die Disposition nach dem Kanzleiprinzip eine erheblich längere Bearbeitungszeit bedingen, da die Publikation jedes einzelnen Bandes erst dann erfolgen könnte, wenn sämtliche Urkunden einer Kanzlei gesammelt wären.[14]

Angesichts dieses Ziels und der dafür erforderlichen immensen Ressourcen – die natürlich nicht zur Verfügung standen – war es eine sinnvolle Entscheidung der dritten Generalversammlung der Association 1907, mit einer Regestensammlung zu beginnen, wobei auf die wohl wichtigste Urkundengruppe, die Kaiserurkunden, fokussiert wurde.[15] Im selben Jahr beschloss die Bayerische Akademie der Wissenschaften, eine eigene Dienststelle einzurichten, und 1909, einen «wissenschaftlichen Hilfsarbeiter» zu finanzieren. Leiter dieser Dienststelle wurde – natürlich – Krumbacher, sein Mitarbeiter Paul Marc (1877–1949), der ältere Bruder des Malers Franz Marc (1880–1916), der seit Jahren Krumbacher zugearbeitet und für die Denkschrift von 1903 ein mehr als hundertseitiges Register der bis dato bekannten Urkunden erstellt hatte.[16] Marc sollte das Projekt auch nach Krumbachers Tod weiterführen: Er stellte der Association der Akademien bei ihrer Versammlung in Rom 1910

Druckproben vor, er bereiste für das Projekt Griechenland (1906 Berg Athos, 1911 Patmos, 1913 Athen) und Italien (1911 Venedig) und photographierte dabei zahlreiche Urkunden.[17] Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurde auch Marc eingezogen; angesichts der mit dem Krieg zusammenbrechenden Zusammenarbeit der europäischen Akademien mochte fraglich sein, wie das Projekt nach dem Krieg weitergeführt werden könnte. Bezeichnend für diese Sorge ist ein Brief Heisenbergs aus Görlitz, in dem er im November 1917 den Akademiepräsidenten Otto Crusius dafür zu gewinnen suchte, Marc die vakante Position des Akademiesyndikus zu übertragen. Der Versuch blieb ohne Erfolg, im Juli 1919 bat der nunmehr aus dem Kriegsdienst entlassene Marc die Akademie um Entlassung aus seiner Redakteursstellung. Er sah sich gezwungen, *«einen Verdienst zur Bestreitung meines vollen Lebensunterhalts zu suchen»*.[18]

Heisenberg fand Ersatz. Am 6. Februar 1920 bestätigten Marc und Franz Dölger in einem Protokoll, dass Dölger das gesamte Material zum Urkundencorpus übernommen hatte.[19] Für Dölger begann damit eine Doppelbelastung; er erarbeitete zeitgleich im Bibliotheksdienst den Schlagwortkatalog der Universitätsbibliothek und im Dienst der Akademie den ersten Band der Kaiserregesten. Seine Arbeitskraft ist staunenerregend. Bereits 1924 erschien der erste Teilband der Regesten aus dem Intervall 565 bis 1025, dicht gefolgt vom zweiten Teilband 1925, der die Zeit von 1025 bis 1204 abdeckte. Beide Teilbände zusammen gaben erstmals einen Eindruck von der Arbeit der oströmischen Kaiserkanzlei, zumal – entsprechend der Konzeption Krumbachers – nicht nur tatsächlich erhaltene Urkunden aufgenommen waren, sondern auch «deperdita» verzeichnet wurden, d. h. in der Hauptsache «erzählende Quellen», also etwa Geschichtswerke, die im Hinblick auf in ihnen erwähnte Urkunden exzerpiert worden waren.[20] Beide Bände zusammen tragen damit 1668 Urkunden bzw. Bezeugungen von Urkunden zusammen. Unklar ist freilich, in welchem Umfang Dölger die Vorarbeiten Marcs verwerten konnte.[21]

Dass mit Bibliotheksdienst und Arbeit an den Regesten Dölgers wissenschaftliche Ausrichtung eine andere Akzentsetzung als die seiner philologischen Lehrer gefunden hatte, bezeugt auch seine Habilitationsschrift, die er bereits im Dezember 1925 an der

Münchner Universität vorlegte und die 1927 unter dem Titel «Beiträge zur Geschichte der byzantinischen Finanzverwaltung, besonders des 10. und 11. Jahrhunderts» als Heft 9 des Byzantinischen Archivs publiziert wurde. Mit dieser Arbeit (ihre Substanz bezeugt der Umstand, dass sie 1960 nachgedruckt wurde) erweiterte Dölger demonstrativ das Spektrum der Byzantinistik um die Wirtschaftsgeschichte. 1926, 1928 und 1930 konnte er Griechenland, den Athos und Italien bereisen und weitere Urkunden in Autopsie untersuchen. Hierbei gewann er wichtige Erkenntnisse über die Praxis der Urkundenausstellung der byzantinischen Kaiser, die er in Aufsätzen mitteilte, die aber auch in den dritten Faszikel der Regesten eingingen, den er bereits 1932 vorlegte. Dieser dokumentierte die Urkunden von 1204 bis 1282 und führte damit für eine besonders schwierige Epoche der byzantinischen Geschichte die Sammlung bis zur Nummer 2075. Hiermit und mit dem bereits 1931 erschienenen Band «Facsimiles byzantinischer Kaiserurkunden» war Dölger zu *der* Kapazität auf dem Gebiet der byzantinischen Diplomatik geworden. Seine Berufung auf den Lehrstuhl Heisenbergs, der am 22. November 1930 gestorben war, war daher nur konsequent: «*Als August Heisenberg, der das Erbe Krumbachers, des Begründers der Byzantinistik als einer selbständigen Wissenschaft vom ganzen Lebensinhalt des mittelalterlichen Griechenland, übernommen hatte, 1930 starb, hat die philosoph. Fak. [...] der Univ. München alle irgendwie in Frage kommenden Persönlichkeiten ernsthaft gewürdigt, ist aber zu der einstimmigen Überzeugung gekommen, daß eine volle Gewähr für die Fortführung der großen Tradition von Krumbacher und Heisenberg allein die Person von Franz Dölger biete*», formulierte 1935 Rudolf Pfeiffer in einem Gutachten, das die Wahl Dölgers in die Bayerische Akademie vorbereitete und das von zahlreichen Akademiemitgliedern, unter ihnen Eduard Schwartz (1858–1940), Walter Otto (1878–1941), Martin Grabmann (1875–1949) und Albert Rehm, unterzeichnet wurde.[22]

Auch von seiner Professur aus arbeitete Dölger weiter am Urkundenprojekt, wie zahlreiche Publikationen seit 1931 bezeugen.[23] Zudem befasste er sich eingehender mit der Ausstrahlung des byzantinischen Reiches auf dem Balkan, insbesondere mit Blick auf Bulgarien. Er fand rasch Anerkennung: 1936 wurde er Mitglied des

Bulgarischen Archäologischen Instituts, 1939 Ehrendoktor der Universität Sofia (einen Athener Ehrendoktor hatte er bereits 1937 erhalten). Sein Verhältnis zum Nationalsozialismus war, so scheint es, distanziert:[24] Dölger gehörte der Bayerischen Volkspartei und dem Stahlhelm an, wurde als Mitglied des Stahlhelm 1934 in die SA überführt, trat jedoch aus der SA alsbald aus. Mitglied der NSDAP war er niemals. Die Distanz des von Dölger geleiteten byzantinischen Seminars zum Regime bezeugt auch Hans-Georg Beck: «*Aber es war, als ob der Geist dieser Epoche vor den beiden Türen 325 und 326 der Universität haltgemacht hätte. Kein Doktorthema dieser Zeit, keine Seminarübung und kein Referat machte Konzessionen. Daß Byzantinistik gelegentlich wieder als artfremder Byzantinismus verschrieen wurde, störte niemand sonderlich.*»[25]

Hierzu steht in Kontrast, dass Dölger im November 1946 – nachdem er erst im April 1946 durch die Staatsregierung im Amt bestätigt worden war – aus seiner Professur entlassen und zudem als Klassensekretär der Bayerischen Akademie der Wissenschaften abgesetzt wurde. Grundlage dieser Maßnahmen war eine Verfügung der Militärregierung, die Universitätsprofessoren «*wegen Mangels an positiven erzieherischen Eigenschaften*» ihres Amtes entheben konnte. Was war geschehen?

Die Athosexpedition 1941

Nachdem Dölger bereits im Herbst 1938 als Oberleutnant der Reserve erstmals wieder eingerückt war, schloss sich eine zweite Dienstzeit vom 28. September 1939 bis zum 8. Januar 1940 – unter Beförderung zum Hauptmann – bei Ausbruch des Krieges an. Diese beiden Dienstverpflichtungen absolvierte Dölger in München als Angehöriger des Luftgaukommandos VIII. Hierauf folgte eine weitere Dienstzeit vom 13. Februar bis zum 3. Dezember 1941 in Rumänien und Griechenland. Dölger selbst bezeichnete seine Funktion hier als «*Sprach- und Landeskundiger für Griechenland, als solcher nur zugeteilt*», und gab an, zudem vom 28. Mai bis zum 3. Dezember «*zu wissenschaftlichen Zwecken beurlaubt*» gewesen zu sein.[26] Was sich mit dieser Beurlaubung verband, erläutern zwei Publikationen Dölgers: «Deutscher Gelehrtenbesuch im bulgari-

schen Athoskloster Zographou im Kriegsjahr 1941», erschienen in Bulgaria, Jahrbuch der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft 1942 (dort 392–396), sowie «Mönchsland Athos. Mit Beiträgen von F. Dölger, E. Weigand und A. Deindl, hrsg. v. F. Dölger», München 1943.

Die Zeitschrift «Bulgaria» wurde vom Präsidenten der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft herausgegeben, der auf dem Titelblatt als Dr. h. c., SS-Gruppenführer und Generalleutnant a. D. figurierte, die Monographie «Mönchsland Athos» gibt sich im Geleitwort, unterzeichnet von *«Utikal, Stabsführer Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg»*, als Resultat einer *«wissenschaftlichen Expedition»*, die *«im Sommer 1941 [...] von dem Sonderkommando Griechenland des Einsatzstabes Reichsleiter Rosenberg für die besetzten Gebiete [...] nach dem Berg Athos ausgesandt»* wurde. Dölger wird in diesem Geleitwort ausdrücklich als Leiter der Expedition benannt.

Nun verbindet sich mit dem «Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg» in der Regel Kunst- und Bibliotheksraub in den von den Deutschen besetzten Ländern,[27] wofür Hitlers Chefideologe sein «Amt» angesichts ansonsten nicht umsetzbarer Pläne einsetzte.[28] Was Dölger in eine solche Gesellschaft führte, scheint zunächst rätselhaft. Seine eigenen Vorbemerkungen in «Mönchsland Athos» sind freilich frappierend: *«Es ist das Verdienst des Einsatzstabes des Reichsleiters Rosenberg, im Frühjahr 1941 den Vorteil erkannt zu haben, welche die Besetzung Griechenlands durch deutsche Truppen für einen neuerlichen erfolgreichen Besuch des Athos durch deutsche Gelehrte bot; waren doch jetzt zahlreiche Schwierigkeiten, welche bisher dem Besuch des Heiligen Berges entgegenzustehen pflegten, ausgeschaltet und bestand die Aussicht, das herkömmliche Mißtrauen bei friedensmäßiger Durchführung der Expedition zu überwinden. Unsere Erwartungen wurden nicht enttäuscht [...]. Unsere Wünsche hinsichtlich des Studiums und der photographischen Aufnahme der uns interessierenden Gegenstände wurden überall mit größter Zuvorkommenheit erfüllt.»*[29]

Dölger unternahm also diese Expedition (sie bestand aus sechs Teilnehmern, fünf Maultiertreibern und zehn Maultieren),[30] um seine Urkundenstudien voranzutreiben, und den Kontext für dieses Unternehmen scheinen weniger die Ziele des Amts Rosenberg

zu bilden als das Regestenprojekt. Denn Dölger hatte bereits in der Praefatio zum 3. Faszikel über die geringe Kooperationsbereitschaft der Athosklöster geklagt, was ihm die Arbeit erschwerte: «*[...] man hat mir dort nicht gestattet, selbst die Bestände durchzusehen, hat mir wohl auch nicht alle vorhandenen Kaiserurkunden vorgelegt, mir von den vorgelegten unter Hinweis auf die vorangegangenen Aufnahmen durch Millet nur gewisse Teile zu photographieren gestattet, endlich auch den wichtigen Cod. B [...] nur zu einer kurzen Einsichtnahme eingehändigt [...].*»[31]

1941 war das gänzlich anders, und Abbildung 182 in «Mönchsland Athos» zeigt einen von zwei Mönchen umgebenen Franz Dölger, der feststellt (so der Begleittext S. 288): «*Urkunden wurden in den Archiven gesichtet, die bisher der Wissenschaft noch völlig unbekannt oder doch den Blicken fremder Besucher entzogen waren.*»

Dass er für sein Projekt einen Pakt mit dem Teufel geschlossen hatte und sich durch die Herausgabe des Prachtbandes «Mönchsland Athos», dessen letzte Abbildung (Abb. 184) ein von Mönchen gemaltes Hitlerporträt im Kloster Konstamonitu zeigt, zum Propagandisten des Regimes machen ließ, hat Dölger nie als Problem gesehen.[32] Seine Amtsenthebung blieb ihm unverständlich. Noch 1953 konnte er voll Bitterkeit schreiben: «*Die vorliegende Studie ist entstanden, als der Verfasser in den Jahren 1946/48, von der Besatzungsmacht aus nicht bekannt gegebenen Gründen aus seinem Amt entfernt und mit Beschäftigungsverbot belegt, im Byzantinischen Institut der Abtei Scheyern als Hilfsarbeiter Zuflucht und Brot für sich und seine Familie fand.*»[33]

Nachdem Dölger 1947 in einem Spruchkammerverfahren als «Minderbelasteter» eingestuft worden war und er sich gegen die erhobenen Vorwürfe – u. a. mithilfe zahlreicher Entlastungsschreiben – erfolgreich verteidigen konnte, stellte die Bayerische Akademie der Wissenschaften am 5. Januar 1948 beim Ministerium einen Antrag auf Wiederzulassung Dölgers als Mitglied, dem entsprochen wurde. Zudem erteilte die Militärregierung am 17. Februar die Genehmigung, Dölger wieder in seine Professur einzustellen. Damit war der wohl schwierigste Abschnitt in seiner Biographie bewältigt, in dem er trotz der Amtsenthebung wissenschaftlich weiterarbeitete, denn wie aus dem oben zitierten Passus ersichtlich,

fand er 1946 in der Benediktinerabtei Scheyern Aufnahme. Dies war keineswegs reiner Zufall, da der Prior des Klosters, Johannes Hoeck (1902–1995), 1939 bei Dölger mit einer Arbeit über Nikolaos-Nektarios von Otranto promoviert worden war; und als die Schließung des Klostergymnasiums 1939 von den Nationalsozialisten erzwungen wurde, hatten sich die Mönche auf Rat des Patristikers Albert Ehrhard (1862–1940) darangemacht, eine Neuausgabe der Werke des Johannes von Damaskos zu beginnen. Als Dölger 1946 nach Scheyern kam, konnte das dortige «Byzantinistische Institut» bereits eine stattliche Spezialbibliothek vorweisen; die Herstellung einer Gesamtbibliographie zu Johannes war weit vorangeschritten, die handschriftlichen Grundlagen für eine Edition waren zum großen Teil ermittelt. Desiderat war freilich, sicheren Grund in der Frage der Echtheit einiger Schriften im Corpus der (zahlreichen) Werke zu erreichen, die Johannes zugeschrieben werden. Hier setzte Dölger ein. Innerhalb von sechs Monaten legte er einen Wortindex zum Corpus an, der auf 15 000 Zetteln 120 000 Notate verzeichnete.[34] Damit schuf er eine wichtige Arbeitsgrundlage für die Edition. Allerdings, und dies ist durchaus begreiflich, überschätzte er die Möglichkeiten, mithilfe dieses Index aufgrund von Sprachstatistik Echtheitsfragen zweifelsfrei klären zu können, in einem bedeutsamen Fall, denn er kam mittels seines Index zu dem Schluss, dass der Barlaam-Roman ein Werk des Johannes sein müsse. 1953 legte er dies in der bereits wegen ihres Vorworts zitierten kleinen Monographie dar. Indes haben die Teile dieses Buches durchaus unterschiedliche Überzeugungskraft. Durchschlagend kann Dölger empirisch nachweisen, dass die bis dato für eine Verfasserschaft vorgeschlagenen Kandidaten nicht infrage kommen: Euthymios von Iberon wird ebenso gründlich als Autor ausgeschlossen (3–37) wie ein sonst unbekannter Johannes aus dem Sabaskloster Jerusalems (38–60). Weniger überzeugend kann dann jedoch der «positive Nachweis» für Johannes von Damaskos geführt werden (61–68). Hier verschließt sich Dölger («Rächte» sich dabei, dass er nicht, wie seine Vorgänger, Philologe geblieben war?) der methodischen Erkenntnis, dass «Echtheit» nicht bewiesen werden kann. Aber vielleicht wäre es Dölger nicht unangenehm, wenn der in Druck befindliche Band VI.1 der Johannes-Ausgabe (sie wird jetzt von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gemein-

sam mit dem Byzantinistischen Institut betreut) mit der Einleitung zum Barlaam-Roman Johannes als Verfasser des Romans ausschließen kann.[35]

Mit der Rückkehr auf den Lehrstuhl konnte Dölger die Arbeit an den Regesten wieder aufnehmen. 1960 erschien der vierte Teil mit den Regesten von 1282 bis 1341 (mit fortlaufender Nummerierung 2075 bis 2862), 1965 der abschließende fünfte Band, der mit dem Jahr 1453 das Ende Konstantinopels erreichte. Damit hatte Dölger Regesten von 3555 Urkunden vorgelegt und die Regierungs- und Verwaltungstätigkeit der byzantinischen Kaiser insgesamt erstmals durchgängig dokumentiert. Er selbst gab am 6. November 1964 ein Resümee seiner Arbeit in einem Vortrag vor der Philosophisch-historischen Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, in dem er nicht nur die Geschichte des Projekts darstellte (und u. a. darauf hinwies, dass man 1910 mit 600 zu verzeichnenden Urkunden kalkuliert hatte, die Sammlung jetzt mehr als fünfmal so viel enthalte),[36] sondern auch eine Neuauflage der ersten drei Faszikel forderte.[37] Dieser Forderung wurde entsprochen. Peter Wirth, der bereits am fünften Faszikel mitgearbeitet hatte, besorgte die 2. Auflage der Teile 2 (1995) und 3 (1977), der 1. Faszikel wurde aufgeteilt: 1.2, bearbeitet von Andreas E. Müller, erschien 2003, 1.1 – und damit der Abschluss des Werkes –, wiederum bearbeitet von Andreas E. Müller, befindet sich in der Drucklegung. Sämtliche Neuauflagen enthalten, wie es Dölger vorausgesehen hatte, erhebliche Erweiterungen des Bestandes (etwa 300 pro Band), haben aber die grundsätzliche Anlage der Sammlung, wie sie Marc und insbesondere Dölger konzipiert hatten, bewahrt.

Einen Abschluss der Arbeiten Dölgers zu den Kaiserurkunden stellt die 1968 erschienene Byzantinische Urkundenlehre (Erster Abschnitt, Die Kaiserurkunden) dar, in der er gemeinsam mit Johannes Karayannopulos seine immense Expertise dieses Bereichs der Diplomatik in einer großen Synthese dargestellt hat. Damit konnte sein großes Werk als abgeschlossen erscheinen. Franz Dölger starb am 5. November 1968.[38]



Walther Meissner (1882–1974)

Pionier der Tieftemperaturforschung und Präsident des Wiederaufbaus

Brigitte Röthlein

Obwohl Fritz Walther Meißner, der erste Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften nach dem Zweiten Weltkrieg, zu den führenden Forschern der Tieftemperaturphysik gehört, war er nie ein betriebsblinder Experte, sondern blieb sein ganzes Leben lang vielseitig interessiert und engagiert; immer blickte er auch über seine Fachgrenzen hinaus und war bereit, Verantwortung zu übernehmen, weit über die reine wissenschaftliche Arbeit hinaus. Dies spiegelt sich auch in seinem Lebenslauf.

Am 16. Dezember 1882 in Berlin geboren, besuchte Meißner das Realgymnasium und studierte nach dem Abitur Maschinenbau an der Technischen Universität Charlottenburg *«bis kurz vor der Hauptprüfung»*.[1] Dann wechselte er jedoch an die Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität, an der zu jener Zeit berühmte Wissenschaftler wie Walther Nernst (1864–1941) und Max Planck (1858–1947) wirkten. Meißner studierte dort Mathematik und Physik und wurde als einer der acht Doktoranden von Max Planck im März 1907 mit dem Thema «Zur Theorie des Strahlungsdruckes» promoviert.

Das wissenschaftliche Umfeld an der Universität faszinierte Meißner sehr. Als ihm die TU Berlin 1963 die Ehrendoktorwürde verlieh, berichtete er in seiner Dankesrede, wie beeindruckt er von Plancks Leistung war: *«Ich besinne mich noch ganz genau auf eine Sitzung des Physikalischen Colloquiums, in der eine Postkarte verlesen wurde, die Rubens von Planck erhalten hatte, und auf dieser Postkarte waren die bisher unverständlichen Messungen von Rubens und Lummer gedeutet, nämlich Messungen über die Strahlung eines schwarzen Körpers, die sich durch eine auf der Postkarte*

angegebene Formel darstellen ließen. Und da stand die Planck'sche Strahlungsformel. Diese Postkarte hatte er schon vor der Sitzung der Physikalischen Gesellschaft geschrieben, in der er dann ausführlicher darüber sprach. Die Formel war rein empirisch, allerdings unter Zurückgreifen auf die Formel für die Entropie, abgeleitet worden. Und erst in den nächsten Wochen gelang es dann Planck, eine theoretische Deutung dieser Formel zu finden, in genialer Weise durch die Einführung des Energiequants hν.»[2]

Die Faszination der tiefen Temperaturen

1908 kam der nun 26-jährige Walther Meißner als Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter an die Physikalisch-Technische Reichsanstalt[3] (PTR) und wurde dort 1915 verbeamtet, dann erst zum Regierungsrat und 1927 zum Oberregierungsrat befördert. Im Laboratorium für Wärme und Druck war er zunächst für Prüf- und Forschungsarbeiten auf dem Gebiet der Temperatur-, Druck- und Zähigkeitsmessungen zuständig. Ab 1912 führte er zusammen mit Hans Geiger (1882–1945) im Strahlungslabor Arbeiten zur Atomforschung durch. «*Der Auftakt seiner Tätigkeit im Gebiet der tiefsten Temperaturen war der 1913 gestellte Auftrag Präsident Warburgs, an der Reichsanstalt eine Wasserstoff-Verflüssigungsanlage einzurichten.*»[4] Hier kamen ihm nun seine maschinenbaulichen Kenntnisse zugute, zusammen mit seinem physikalischen Wissen. Schon nach wenigen Monaten konnte im Labor für Wärme und Mechanik der Physikalischen Abteilung der Wasserstoffverflüssiger in Betrieb genommen werden, der im ersten Jahr fast 50 Liter des flüssigen Gases erzeugte. Im Rückblick bewertete der Dekan der Naturwissenschaftlichen Fakultät der TU Berlin, Günter Hellwig, jene Zeit: «*Die Physik jener Tage läßt sich vielleicht mit dem Namen ‹Einmannphysik› kennzeichnen, was zum Ausdruck bringen soll, daß noch ein Einzelner ergiebige Messungen an Apparaturen relativ geringen Ausmaßes unternehmen konnte.*»[5] Der Erste Weltkrieg unterbrach aber zunächst diese erfolgreiche Entwicklung.

1911 hatte Meißner geheiratet. Seine Frau Lilli, geb. Braun, verstarb jedoch schon ein Jahr später nach der Geburt der Tochter Leonore. Walther Meißner hingegen zog nun in den Krieg: 1915 mel-

dete er sich als kriegsfreiwilliger Fliegerfunker und wurde später zum Fliegerfunker-Leutnant ernannt. Er nahm 1915 an den Stellungskämpfen bei Lemberg teil, 1917 vor Reims, von August 1917 bis Februar 1918 an der Abwehrschlacht bei Verdun und Anfang 1918 bei Douai. Zuletzt war er in Döberitz bei Berlin eingesetzt.[6] Bei Kriegsende erhielt er das Eiserne Kreuz II. Klasse.

Auch während des Krieges behielt der Physiker sein geschultes Forscherauge. «*Wie sehr Meißner mit Leib und Seele Wissenschaftler war, zeigt die Tatsache, dass er die [...] Zeit des Ersten Weltkrieges, die er bei der Fliegerfunktruppe zubrachte, nicht ergebnislos verstreichen ließ*», berichtete 1963 Professor Herbert Kölbel, Rektor der TU Berlin. «*Er fasste dort seine gesammelten Erfahrungen in dem Büchlein ‹Entfernungs- und Höhenmessung in der Luftfahrt› zusammen.*»

Nach seiner Rückkehr an die Physikalisch-Technische Reichsanstalt wandte sich Meißner nun ganz der Tieftemperaturphysik zu. Er legte 1920 erste Pläne für einen weiteren Ausbau des Kältelabors vor. Die Erforschung tiefster Temperaturen hatte in den Jahren zuvor großen Aufschwung erfahren durch die Arbeiten des niederländischen Physikers Heike Kamerlingh Onnes (1853–1926), dem es 1908 zum ersten Mal gelungen war, flüssiges Helium zu erzeugen. Mit dessen Hilfe hatte er 1911 das Phänomen der Supraleitung entdeckt. Die Tatsache, dass bestimmte Metalle in der Nähe des absoluten Nullpunkts schlagartig ihren elektrischen Widerstand verlieren, konnte zunächst nicht erklärt werden und gab Anlass zu intensiven Forschungsbemühungen.

Auch Meißner war infiziert; so sah es auch sein späterer Kollege Günter Hellwig: «*Die von Kammerlingh Onnes in Leiden entdeckte Supraleitung mußte einen Physiker wie Meißner gewaltig reizen. Jedoch brauchte man für die Untersuchung dieser Erscheinung flüssiges Helium [...] Daß er dabei neben den rein technischen Schwierigkeiten auch noch das Problem der Heliumgewinnung zu lösen hatte, konnte ihn nicht abschrecken.*»[7] In der Tat schrieb Meißner 1925: «*Viele ungeklärte Probleme harren hier auf dem Gebiet der tiefsten Temperaturen noch der Lösung.*»[8] Obwohl ihm nur bescheidene Geldmittel und ein einziger Techniker zur Verfügung standen, stürzte er sich in die Arbeit. Ein großes Problem war, Heliumgas zu beschaffen. Die USA weigerten sich, He-

lium auszuführen, weil man damit Luftschiffe füllen konnte, auch aus Kanada konnte man keines beziehen. «*Die Ausbeute der bisher untersuchten heliumhaltigen deutschen Gasquellen ist nicht lohnend*», so Meißner. «*Es kam daher trotz des außerordentlich geringen Heliumgehaltes der Luft (weniger als 0,0005 Volumen-Prozent) nur die Gewinnung aus Luft in Betracht. Sie wurde ermöglicht durch das Vorhandensein der großen Sauerstoffwerke der Gesellschaft Linde, in denen Neon-Helium-Gemisch als Nebenprodukt abgeschieden wird. Dieses musste allerdings von mir erst mühselig mit Hilfe von flüssigem Wasserstoff getrennt werden.*»[9]

Internationale Erfolge trotz bescheidener finanzieller Mittel

Das Vorhaben gelang. In enger Zusammenarbeit mit Linde konstruierte Meißner seine Helium-Verflüssigungsanlage, die aus drei Stufen bestand: Die erste erzeugte flüssigen Stickstoff von minus 196 Grad Celsius, damit wurde in der zweiten Stufe der Wasserstoff vorgekühlt, bevor er bei minus 253 Grad verflüssigt wurde. Er kühlte seinerseits in Stufe drei das Helium vor, das dann ebenfalls verflüssigt wurde, bei minus 268 Grad, nur fünf Grad über dem absoluten Nullpunkt. Damit verfügte die Physikalisch-Technische Reichsanstalt nach Leiden und Toronto über die dritte Helium-Verflüssigungsanlage der Welt. So boten sich hier nun günstige Voraussetzungen für die wissenschaftliche Grundlagenforschung auf dem Gebiet tiefster Temperaturen.

Während Kamerlingh Onnes in Leiden ein regelrechtes Großlabor mit vielen Mitarbeitern und teuren technischen Anlagen aufgebaut hatte, kam das Kälteinstitut der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt mit recht geringen Mitteln aus. Später, als 81-Jähriger, erinnerte sich Meißner an den Aufwand: «*Für dieses Institut an der PTR wurden, wenn ich es recht in Erinnerung habe, […] 90 000 oder 100 000 Mark vom Reich bewilligt, und dieselbe Summe ungefähr von der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft. Und mit diesen 200 000 Mark gelang es mir dann, wirklich ein vernünftiges Kältelabor, in dem also in tiefsten Temperaturen gearbeitet werden konnte, aufzubauen.*»[10] Der Rektor der TU Berlin, Herbert Kölbel, betonte in diesem Zusammenhang: «*Dass es ihm unter einem Mindestaufwand an finanziellen Mitteln und*

Hilfskräften gelang, den dritten Heliumverflüssiger der Welt aufzubauen, muss als eine technische und auch organisatorische Meisterleistung ersten Ranges gewertet werden.»[11]

1921 heiratete Walther Meißner erneut. Mit seiner Frau Johanna (1896–1973), geb. Galmert, hatte er drei Söhne, die in den Jahren 1922, 1928 und 1934 zur Welt kamen. Aus jenen Jahren in Berlin datiert auch Meißners Freundschaft zu seinem drei Jahre älteren Kollegen Max von Laue (1879–1960). Dieser hatte sich als theoretischer Physiker mit Fragen der Relativitätstheorie beschäftigt und 1914 für seine Arbeiten zur Röntgenbeugung an Kristallen den Nobelpreis erhalten. 1924 gelang es der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt, «*Herrn Professor von Laue nebenamtlich als Theoretiker für die Reichsanstalt zu gewinnen*».[12] Er verbrachte nun einen Tag pro Woche dort und stand den Wissenschaftlern mit Rat und Tat zur Seite. Ganz besonderes Interesse zeigte er an den Arbeiten zur Tieftemperaturphysik. Laue und Meißner lernten sich auf diese Weise näher kennen, und die Freundschaft hielt für den Rest ihres Lebens. Sie schrieben sich Hunderte von Briefen und besuchten sich häufig. Gemeinsam mit ihren Familien unternahmen sie auch Reisen und Skifahrten.

Die Forschungs- und Entwicklungsarbeiten Anfang der 1930er Jahre machten Meißner als Experimentalphysiker international bekannt. Er wurde ins Ausland eingeladen, darunter auch nach Russland. Diese Reise hat er akribisch dokumentiert.[13] Er beschrieb sowohl seine Beobachtungen über Land und Leute («*streng vertraulich! Unter keinen Umständen zu Propagandazwecken verwenden!*») als auch seine wissenschaftlichen Gespräche, selbst Kleinigkeiten bis hin zu den Türschlössern der Wohnung («*federnde Kugelschnepper*»), Wandfarben («*Leimfarbe*»), Grünspan auf den Wasserhähnen und Zigarettenstummeln auf dem Vordach, oder ungewöhnliche Verhältnisse: «*Tür von Badezimmer und Toilette war nicht verschließbar oder abriegelbar, was aber die Wohnungsinhaber (Herr und Frau Striker) nicht im Geringsten zu stören schien.*» Der wissenschaftliche Austausch mit dem Physikalisch-Technischen Institut in Charkow, wo ein neues Kältelabor eingerichtet wurde, verlief für Meißner sehr befriedigend.

Angeregt durch die Diskussionen mit Laue, begann er in Berlin, das magnetische Verhalten der Metalle beim Eintritt der Supralei-

tung genauer zu untersuchen. In diesem Zusammenhang entdeckte er zusammen mit Robert Ochsenfeld (1901–1993) im Jahr 1932: «*Hat man einen kreiszylindrischen, möglichst langen Supraleiter in einem senkrecht zu ihm gerichteten schwachen Magnetfeld und erniedrigt die Temperatur bis unter die Sprungtemperatur, so werden die Kraftlinien aus dem Supraleiter nach außen herausgedrängt.*»[14] Dieses Phänomen, das heute unter dem Namen Meißner-Ochsenfeld-Effekt bekannt ist, gilt als eine fundamentale Entdeckung zur Supraleitung. «*Auf der Entdeckung dieses Effektes, die Laue als Wendepunkt in der Geschichte der Supraleitung bezeichnete, da hier eine ganz neue Seite der Supraleitung erschlossen worden war, gründete sich die weitere Supraleitungsforschung.*»[15]

Parallel zu seiner Forschungs- und Entwicklungsarbeit engagierte sich Meißner nun auch zunehmend in der Lehre. 1930 wurde ihm die Venia Legendi für Physik an der Universität Berlin erteilt, wobei ihm alle Habilitationsleistungen außer der Antrittsvorlesung erlassen wurden.[16] Als ihm auf Anregung von Max von Laue an der Universität Berlin eine Honorarprofessur angeboten wurde, verbot ihm sein Chef, PTR-Präsident Johannes Stark (1874–1957), diese anzunehmen. Empört entschloss sich Meißner daraufhin, 1934 die Berufung als ordentlicher Professor für Technische Physik und Direktor des Laboratoriums für Technische Physik an der Technischen Hochschule München zu akzeptieren und Berlin zu verlassen.[17]

Neue Aufgaben in München

Auf der Vorschlagsliste der TH München war er zunächst nur an dritter Stelle aufgeführt, dann aber überzeugten seine Qualitäten. Der Lehrstuhlinhaber müsse «*einen offenen Blick für die Bedürfnisse der Technik*»[18] haben, was auf ihn zweifellos zutraf, ferner würdigte die Berufungskommission, «*dass er in den Jahren 1907–1931 eine sehr umfassende physikalische Forschertätigkeit entwickelt hat*». Außerdem habe er «*sich einen besonderen Namen in der Physik verschafft durch die [...] Einrichtung der Helium-Verflüssigungsanlage in der PTR und durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der tiefsten Temperaturen*».[19] Am 20. März 1934 wurde

Meißner ernannt, man sicherte ihm ein Gehalt von jährlich 11 100 Reichsmark zu. Zunächst zog er zu seiner Tochter in die Sternwartstraße, bis er dann ab September 1934 sein neues Quartier in der Exterstraße in München-Pasing bezog.

Die Physikalisch-Technische Reichsanstalt in Berlin ließ ihn ungern ziehen, und Reichspräsident Paul von Hindenburg (1847–1934) sprach ihm «*für seine dem Reiche geleisteten treuen Dienste meinen Dank aus*».[20] Am 14. Juni 1934 um 18.00 Uhr c.t. hielt Meißner seine Antrittsvorlesung an der TH München zu dem Thema «Probleme der technischen Physik». Eine ganze Reihe großer Persönlichkeiten war dazu erschienen: Carl von Linde (1842–1934), Walther Gerlach (1889–1979), Arnold Sommerfeld (1868–1951), Carl Friedrich von Siemens (1872–1941), Robert Bosch (1861–1942) und Hugo Junkers (1859–1935).

In München richtete Meißner bald ein neues Kältelaboratorium ein, für das von 1936 bis 1938 nach seinen Plänen ein neuer Heliumverflüssiger gebaut wurde, der nicht mehr mit flüssigem Wasserstoff, sondern durch eine Expansionsmaschine vorgekühlt wurde. Seine Erfahrung als Tieftemperaturphysiker wurde international anerkannt, und so lud ihn eine ganze Reihe von Organisationen zu Fachvorträgen in Europas Hauptstädte ein, darunter auch die Royal Society in London, wo er im Mai 1935 eine Rede über die «Supra-Leitfähigkeit» hielt.

Aber auch in München beschränkte sich Meißner nicht auf die Tieftemperaturphysik, sondern spielte seine vielfältigen Fähigkeiten aus. Zum 50-jährigen Jubiläum des Laboratoriums für Technische Physik erinnerte er sich an die Absichten des Gründers: «*Nach dem Wunsche Carl von Lindes sollte das Laboratorium von einem Physiker geleitet werden, der die experimentellern Beobachtungsmethoden schon kennt und sich nur nach den technisch-physikalischen Wünschen der Technik umzusehen braucht. Er soll jung sein, damit er noch kein Steckenpferd reitet, sondern sich dauernd bemüht, solche Fragen zu bearbeiten, die die Technik bearbeitet zu haben wünscht.*»[21]

Nun, ganz jung war Walther Meißner nicht mehr, als er das Labor übernahm; er war immerhin schon 52 Jahre alt, aber vielseitig und geistig beweglich war er dennoch. So erforschte er eine breite Palette von Themen, wie etwa die in den Reifen von Kraftfahrzeu-

gen auftretende Erwärmung, die Luftdurchlässigkeit und Wärmeisolierung von verschiedenen Baustoffen, die Wärmeleitfähigkeit von flüssigem Sauerstoff und Stickstoff, die thermodynamischen Eigenschaften von Glykol-Wasser-Gemischen, die in Flugmotoren verwendet wurden, die Eigenschaften elektrischer Belichtungsmesser oder die Messung der Schallreflexion bei schrägem Einfall der Schallwellen.[22]

Der 58-jährige Hochschullehrer Meißner blieb im Zweiten Weltkrieg vom Kriegsdienst verschont. Er wurde im November 1939 zunächst für drei Monate, später bis Ende 1940 freigestellt. Sein Sohn Hans jedoch wurde einberufen. Walther Meißner hielt weiterhin Seminare und Vorlesungen. Zu seinem 60. Geburtstag im Dezember 1942 fand an der TH München ein Festkolloquium zu seinen Ehren statt, und es nahmen daran rund 120 Personen teil – normalerweise wurde das Kolloquium nur von 60 bis 80 Personen besucht. Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs wurden die Forschungsarbeiten des Labors stark beeinträchtigt. Es musste 1943 nach Herrsching am Ammersee verlagert und in Baracken untergebracht werden.

Die anstrengende Aufbauarbeit nach dem Zweiten Weltkrieg

Nach dem Ende des Krieges wurde Walther Meißner wie alle Hochschullehrer des Dienstes enthoben, die Honorierung wurde eingestellt. Da er aber keiner der nationalsozialistischen Parteiorganisationen angehört hatte außer dem nationalsozialistischen Wohlfahrtsverband und einigen Beamtenvereinen,[23] hatte die US-Militärregierung 1946 keine Einwände gegen Meißners *«Verbleiben in der dienstlichen Stellung»*;[24] und am 17. Juli 1947 teilte das Bayerische Kultusministerium Meißner mit: *«Die Prüfung Ihres Falles ist jetzt beendet.»*[25]

Da Walther Meißner politisch unbelastet war, wurden ihm nun neben der Rückführung des Laboratoriums für Technische Physik nach München und dessen Wiederaufbau viele zusätzliche Aufgaben übertragen. So wurde er unter anderem am 8. Januar 1946 zum kommissarischen Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ernannt, deren Mitglied er seit 1938 war. Er übernahm damit ein schweres Erbe, denn er musste sowohl politische als auch

wirtschaftliche Wunden heilen. In der Zeit des Nationalsozialismus und während des Zweiten Weltkriegs hatte die Akademie schwer gelitten und musste sich einer Vielzahl von Eingriffen der Machthaber beugen. «*Ihr wurden Parteimitglieder aufgezwungen, die den nationalsozialistischen Geist in sie hineintragen und pflegen sollten.*»[26] Außerdem wurde in der Nacht vom 24. auf den 25. April 1944 das Wilhelminum, der Sitz der Akademie in der Neuhauserstraße, durch Brandbomben getroffen und brannte völlig aus. Die Verwaltung zog daraufhin in Behelfsräume in der Schellingstraße und in das Goethe-Institut in der Ludwigstraße.

Der 64-jährige Forscher nahm die schweren Aufgaben sofort und mit enormer Energie in Angriff. Er begann seine Arbeit mit «*Besprechungen mit dem Akademiedezernenten Geheimrat Demoll und Minister Dr. Fendt*»,[27] in denen beschlossen wurde, Satzung und Geschäftsordnung der Akademie neu zu formulieren und beim Ministerium einzureichen. Parallel dazu sollten alle Akademiemitglieder politisch überprüft werden, insbesondere jene mit «*nicht völlig weißem Fragebogen*». Diese sollten durch Zeugnisse unbelasteter Kollegen entlastet werden. Daraus ergab sich ein gewaltiger Arbeitsaufwand, vor allem durch die «*vielen erforderlichen Briefe und Rücksprachen*».[28] Beinahe wäre auch Walther Meißner selbst noch in die Mühlen der Entnazifizierung geraten, denn plötzlich zweifelte die Militärregierung an, ob sein Fragebogen tatsächlich ganz «weiß» war. Schließlich habe er «*während des Krieges in der Herrschinger Ausweichstelle seines Hochschulinstitutes mit Reichsmitteln ein Tiefsttemperatur-Institut eingerichtet […], in dem durch beim Heer reklamierte junge Physiker Arbeiten über das Vereisen von Flugzeugtragflächen und dergl. durchgeführt wurden*».[29] Meißner wurde erst völlig entlastet, als er belegen konnte, dass er «*zusammen mit seinem Bruder einen bei der Linde-AG in wichtiger Position wirkenden nichtarischen Physiko-Chemiker aus dem KZ gerettet hatte*».[30]

Getreu dem Wort der Antigone des Sophokles «Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da», bemühte sich Meißner, die Angelegenheiten seiner Kollegen möglichst gerecht zu regeln, was nicht immer leicht war. So beklagte er sich in einem Brief an seinen Freund Max von Laue im August 1946: «*Es ist entsetzlich, was auch jetzt noch Menschen, die nichts verbrochen haben, die nicht*

einmal P.G. waren, zu leiden haben. Natürlich ist es richtig, dass wir alles denen zu verdanken haben, die so dumm waren, sich von Hitler einwickeln zu lassen. Aber es sollte doch endlich einmal Friede auf Erden werden. Schrödinger hat schon recht. Die ganze Situation ist noch trostlos. Aber das soll nicht heißen, dass ich ein Pessimist bin. Ich suche auch aus der vorhandenen Situation das Beste zu machen.»[31]

Die Ausarbeitung einer neuen Satzung erforderte viel Fingerspitzengefühl und lange *«Verhandlungen des kommissarischen Präsidenten im Kultusministerium und Finanzministerium»*,[32] bis Meißner sich schließlich mit seinen Vorstellungen durchsetzen konnte und die Satzung am 28. April 1947 im Amtsblatt veröffentlicht wurde.

Auch die Reorganisation der Akademiearbeit war nicht leicht. Zwar konnte man das Haus in der Maria-Josepha-Straße 11, das vorher von der Deutschen Akademie genutzt worden war, nach dem Krieg übernehmen, aber viele Akten waren bei dem Brand zerstört worden. Hinzu kam, dass ein *«erheblicher Teil der Angestellten nicht bestätigt»*[33] worden war und man *«neue Hilfskräfte»*[34] gewinnen musste. Einrichtungs- und Kunstgegenstände, die man ausgelagert hatte, mussten nun zurückgeführt werden, was mitunter nur nach langen Verhandlungen mit der Militärregierung gelang. Meißner kümmerte sich um alle Details. So berichtete er später, es sei ihm erst 1949 geglückt, die Ölbilder der früheren Akademiepräsidenten von der Militärregierung zurückzuerhalten. Von 105 Ölbildern hätten aber sieben gefehlt, bei 79 fehlten die Rahmen.

Berufliche Erfolge und private Sorgen

Am 8. Januar 1946 wurde Walther Meißner zum Präsidenten der Akademie gewählt. Er berichtete darüber in einem Brief an Max von Laue: *«Die hiesige Akademie hat nun [...] Arbeitsgenehmigung erhalten. Es haben ordnungsgemäße Wahlen des Präsidenten und der Klassensekretäre stattgefunden. Ich bin mit 30 von 33 Stimmen zum Präsidenten gewählt worden. Man ist also offenbar mit meiner Tätigkeit als kommissarischer Präsident zufrieden gewesen.»*[35] Allerdings fühlte er sich durch die Verhandlungen ziem-

lich ausgelaugt und gestand Laue, dass er sich zurück zu seiner geliebten Physik wünschte: «*Ich habe jetzt direkt schon einen Heißhunger, wieder zu wissenschaftlicher Arbeit zu kommen. Leider bin ich abends immer sehr müde, da ich tagsüber zu sehr in Hetzjagd mit den vielen Verwaltungsgeschichten usw. bin.*»

Diese galten nicht nur dem Wiederaufbau der Akademie der Wissenschaften. An der Technischen Hochschule München wurde Meißner zur selben Zeit Dekan der Fakultät für Allgemeine Wissenschaften und Direktor von zwei experimentellen Instituten, ferner war er Leiter des Prüfamtes und des Tieftemperaturlaboratoriums. Gleichzeitig gehörte er dem Vorstand des Deutschen Museums an, für dessen Wiederaufbau er sich stark einsetzte, und wurde Vorsitzender der Physikalischen Gesellschaft in Bayern. Aus dieser Zeit datiert eine hübsche Anekdote, die ehemalige Mitarbeiter zum Gedenken an Meißner zu seinem 100. Geburtstag in den «Physikalischen Blättern» erzählten. Angeblich habe es im Deutschen Museum einen Kellner gegeben, der Meißner sehr ähnlich sah. Daraus entstand folgendes Missverständnis: Ein Erfinder hatte eine Wärmekraftmaschine entwickelt, die er ins Kälteinstitut brachte, um sie dort begutachten zu lassen. Der Direktor des Instituts, «*ein gewisser Meißner*», habe die Erfindung jedoch für Unsinn gehalten. Deshalb wandte sich der Erfinder nach und nach an andere Stellen – an das Physikalische Institut der TH München, an den Dekan, an die Bayerische Akademie der Wissenschaften und zuletzt an das Deutsche Museum. Immer trat ihm aber dieselbe Person entgegen: Walther Meißner. Als er schließlich in seiner Verzweiflung im Restaurant des Deutschen Museums einen Kognak bestellen wollte, stand er wieder vor «*diesem Meißner*». Er stürzte sich auf ihn und schlug ihn nieder. Erst in der Psychiatrie wurde das Missverständnis aufgeklärt.[36]

Parallel zu den beruflichen Problemen, die Walther Meißner lösen musste, gab es auch häusliche Sorgen. Seine Frau war immer wieder krank und musste auf Kur gehen. 1946 war sein Sohn Helmut offenbar in einem Sanatorium in Riezlern, wo er nicht genügend zu essen bekam, sodass man ihm Nahrungsmittel schicken musste. «*Vielleicht kann er sich aber jetzt auch Eier beschaffen*», schrieb Meißner voller Sorge im Juli 1946 an Max von Laue. Auch die Ernährungssituation in der Großstadt München war sehr ange-

spannt. Die Meißners behalfen sich mit Eigeninitiative, und der Familienvater schilderte die Aktivitäten seiner Söhne und die Lage seiner Tochter in Briefen an den Freund: *«Holger ist jetzt Hühnervater, da er 5 Küken betreut. Helmut hat 4 Stallhasen unter sich, übt im übrigen trotz der vielen medizinischen Vorlesungen mit Begeisterung Klavier. Von Lore und ihren Kindern haben wir auch ganz gute Nachrichten. Unser Haus in Kleinmachnow liegt in der russischen Zone. Der dortige Bürgermeister hat es reparieren lassen und vermietet. Die Mieten dienen zur Deckung der Reparaturkosten. Ob wir noch jemals von dem Haus etwas haben werden?»*

Als am 26. September 1946 zum ersten Mal nach dem Krieg wieder eine öffentliche Sitzung der Akademie stattfand, berichtete Meißner von der Überwindung der Schwierigkeiten und betonte: *«Nun [...] sind die uns aufgezwungenen Elemente wieder abgestoßen, und der Quell der Wissenschaft fließt in der Akademie wieder klar und rein. Der Quell ist geläutert durch die tiefe Erfahrung, dass edle Wissenschaft von edlem Menschtum nicht zu trennen ist.»*[37]

Die Arbeit der Akademie konnte nun allmählich wieder aufgenommen werden, und die Sitzungsberichte zeugen davon, dass sie mehr und mehr mit Leben erfüllt wurde. Als Walther Meißner Anfang 1950 sein Wirken als Präsident beendete, war er dennoch erleichtert. An Max von Laue schrieb er: *«Ich selbst habe am 28.12. auf einem Akademie-Tee einen Vortrag über meine Erlebnisse in den USA gehalten, der großen Anklang fand. Er war mein Schwanengesang als Akademie-Präsident, da ich mein Amt niederlege und wir im Januar einen neuen Präsidenten wählen werden. Dann komme ich wieder mehr zu wissenschaftlichen Arbeiten.»*[38] Wie sehr die Mehrfachbelastung durch die vielen Ämter den äußerst korrekten Mann bedrückt hatte, geht aus einem ärztlichen Attest hervor, das Meißner im Januar 1948 an den Rektor der TH München schickte. Der Arzt Dr. Stangelschmidt bescheinigte ihm darin *«hochgradige nervöse und körperliche Erschöpfung»*[39] und schrieb ihn für vier Wochen arbeitsunfähig.

Das an den Ammersee ausgelagerte Institut nahm nun allmählich auch wieder seine Arbeit auf. *«Schwer ist noch, dass das Labor für technische Physik mit dem Prüfamt noch in Herrsching ist und ich trotz des Wagens zu selten nach Herrsching komme»*, klagte

Meißner in einem Brief an Max von Laue. «*Darunter leidet auch noch der Fortgang der Kältephysik, der an sich jetzt möglich wäre. Das Prüfamt floriert nicht, da die Industrie zu sehr darniederliegt.*» Aber auch hier besserten sich die Zustände allmählich. «*Von Forschung konnte in der ersten Zeit kaum die Rede sein, aber die Studenten wurden sehr bald wieder gut ausgebildet, und bald wurde auch wieder experimentiert*»,[40] schrieb Meißners späterer Nachfolger Heinz Maier-Leibnitz (1911–2000). Meißner leitete das Herrschinger Labor noch bis zu seinem 80. Lebensjahr, und er «*überließ [...] dem Nachfolger ein Institut in beneidenswert guter Verfassung*».[41] Von 1965 bis 1967 wurde das zur Bayerischen Akademie der Wissenschaften gehörige «Zentralinstitut für Tieftemperaturphysik» – wie es nun hieß – in Garching neu aufgebaut. Es blieb nach wie vor ein Ort, an dem international anerkannte Forschungsergebnisse erzielt wurden, darunter die Entdeckung, dass die Flusslinien in Supraleitern quantisiert sind. Anlässlich des 100. Geburtstags von Meißner wurde es 1982 in «Walther-Meißner-Institut» umbenannt.

Aktive Arbeit als Forscher bis ins hohe Alter

Die hohe Wertschätzung für den Forscher und Hochschullehrer Walther Meißner fand auch ihren Ausdruck darin, dass er weder zu seinem 65. noch zu seinem 68. Geburtstag emeritiert wurde. Seine Kollegen hatten dagegen jedes Mal vehement Einspruch eingelegt und 1948 ans Kultusministerium geschrieben, «*dass Professor Meißner für die Hochschule völlig unentbehrlich ist*».[42] Im Jahr 1950 wurde eine Berufungskommission für seine Nachfolge eingesetzt, diese kam aber zu dem Ergebnis, «*dass es zur Zeit unmöglich ist, einen nur einigermaßen gleichwertigen Nachfolger für Professor Meißner zu finden*».[43] So verließ der Forscher seinen Lehrstuhl erst 1952 im Alter von 70 Jahren.

Auch danach forschte er noch aktiv weiter und nahm regen Anteil am wissenschaftlichen Gedankenaustausch. Sein sieben Jahre jüngerer Kollege Walther Gerlach schrieb zu Meißners 85. Geburtstag: «*Als ich heute früh kurz nach 8 Uhr im Taxi zum Bahnhof fuhr, ging er mit frischen Schritten durch die Arcisstraße zur Technischen Hochschule. Meißner arbeitet unentwegt, sei es in*

dem von ihm geschaffenen Akademie-Institut und in seiner Kommission für Tieftemperaturforschung, sei es in Kolloquien oder Akademiesitzungen, sei es in der Hochschule oder in Garching, stets interessiert an Diskussionen – immer bereit zu einem Rat, zu Kritik und Anregung.»[44] Walther Meißner starb mit 92 Jahren am 15. November 1974 in München.

Friedrich Baethgen (1890–1972)

Besinnung und Neuanfang

Horst Fuhrmann

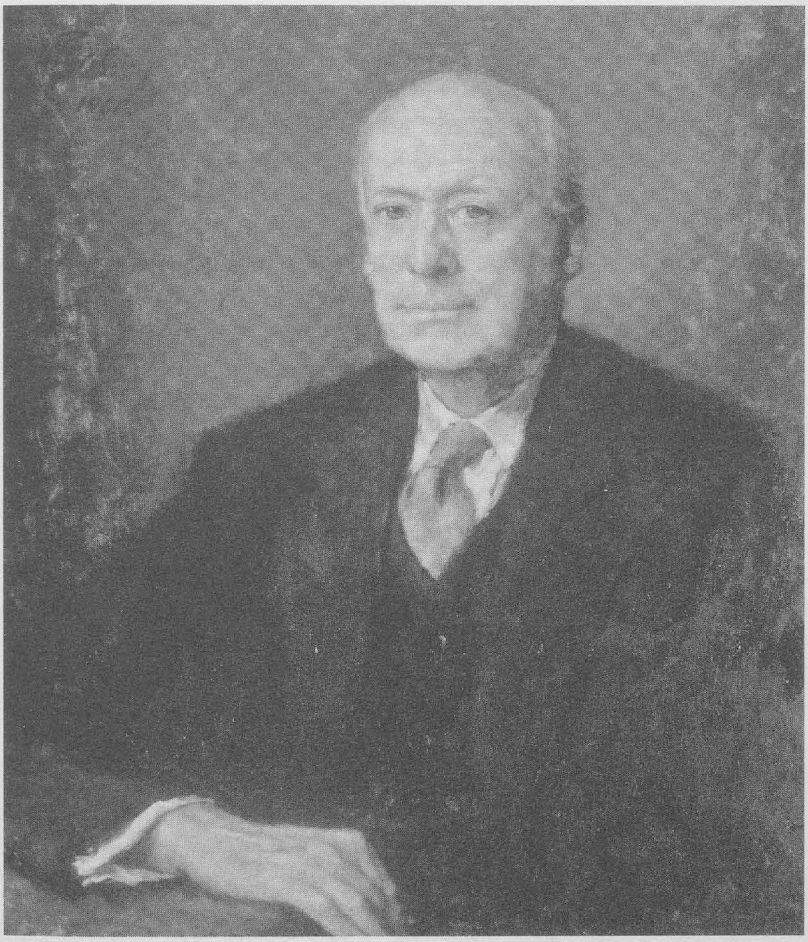
Jede Einrichtung hat ihr eigenes Gesicht. Beginnen wir mit dem Äußeren. Die Bayerische Akademie der Wissenschaften empfängt den Besucher mit einer gewissen Noblesse. Ihr Ort ist die ehemalige königliche Residenz, 1959 zum 200-jährigen Jubiläum bezogen, als Friedrich Baethgen das Präsidentenamt innehatte. Keine andere deutsche Akademie hat eine so prächtige Unterkunft, deren Vortragssaal im neoklassizistischen Stil mit einem kostbaren, übergroßen Antwerpener Bildteppich von 1565 geziert ist, der den Kampf des Herkules gegen die lernäische Schlange darstellt – ein von manchen Rednern gern in den eigenen geistigen Bereich gezogenes Motiv.

Die Mitglieder der Akademie tragen bei der feierlichen Jahressitzung und bei Festveranstaltungen eine Amtstracht, einen violetten Talar. Der erste König von Bayern, Maximilian I. Joseph (reg. 1799–1825, König ab 1806), hatte sie nach der Sitte der Zeit mit einer Hofuniform ausgestattet, die bis zum Ende der Monarchie bei Audienzen und anderen feierlichen Anlässen getragen worden ist. Die teure Einkleidung fiel in der Weimarer Zeit weg – entsprechend dem in der Verfassung festgelegten Verbot, Orden und Exklusivuniformen zu tragen –, doch war dem Vorstand der Akademie zugestanden, statt der Uniform Talare zu tragen. «*Verständnisvolle Freunde*», so heißt es in der Festrede ihres Präsidenten Baethgen 1959, hätten es ermöglicht, «*in größerem Umfang auf den alten Brauch (der Einkleidung der Mitglieder) zurückzugreifen*». Alle ordentlichen Mitglieder erhielten Amtstalare und tragen sie bis heute; es wird der entschuldigende Satz hinzugefügt: «*Die Erhabenheit der Wissenschaft ist es, die durch unsere feierliche Gewandung zum Ausdruck gebracht werden soll. Wir bleiben auch in ihrer Hülle ihre bescheidenen Diener.*»

Der Talar der Wissenschaft ist von der 68er-Bewegung verunglimpft worden: «Unter den Talaren Muff von tausend Jahren», lautete damals der Hohnspruch, und der Talar verschwand bei fast allen akademischen Einrichtungen, zum Erstaunen ausländischer Kollegen. Von den deutschen Akademien ist die bayerische die einzige, die den Talar beibehalten hat, in Übereinstimmung mit ausländischen Schwesterakademien, wie z. B. dem Institut de France, deren Mitglieder einen Frack mit grüner Stickerei tragen, zu welchem der von Freunden gestiftete Ehrendegen treten kann.

Damals, um 1959, in sachlichem und zeitlichem Zusammenhang mit dem Jubiläum, hat die Akademie ihren in der Zukunft bewahrten Unterbringungsort in der Residenz am Hofgarten erhalten. In den Jahren nach dem Krieg war sie durch die Stadt vagabundiert, fragmentiert durch den Bombenkrieg und durch nationalsozialistische Umgestaltungen. Im Bild der Stadt, die zu 85 % zerstört oder nicht bewohnbar war, war die Akademie nicht mehr recht sichtbar gewesen.

Ihr altes Haus, das Wilhelminum in der Neuhauser Straße, war das von Herzog Wilhelm V. (reg. 1579–1597) gestiftete Jesuitenkolleg gewesen, das nach der von Papst Clemens XIV. (1705–1774) im Jahr 1773 verfügten Auflösung des Ordens 1783 der Akademie übereignet worden war. Das Gebäude, in dem das Akademiearchiv, große Teile der Bibliothek, die Instrumentensammlung und reichliches Sammelgut untergebracht waren, ging zusammen mit der kostbaren Ausstattung bei einem Luftangriff im April 1944 zugrunde, darunter z. B. wertvolle Protokolle der in die Welt gegangenen Forscher. Eine Vorstellung von dem Verlust gibt das wenige Erhaltene wie die Berichte eines Philipp Franz Siebold (1796–1866), der uns als Mitglied der niederländischen Gesandtschaft ab 1826 in Japan naturhistorische und ethnographische Berichte niederschrieb, bis er wegen Spionageverdachts 1829 ausgewiesen wurde, um 1859–1862 von einem fremdenfreundlichen Shogunrat wieder eingeladen zu werden. Auch Japan hält das Andenken an Siebold wach und hat ein eigenes Museum eingerichtet, auf das Kaiser Akihito bei seinem Besuch der Bayerischen Akademie 1993 nachdrücklich und dankbar verwies.



Die Akademie und Friedrich Baethgen auf getrennten Wegen

Die erste Zeit nach dem Krieg war für die Akademie eine Zeit der Selbstfindung und der Neuorganisation unter Ausscheidung nationalsozialistischer Eingriffe. Einige wenige von der NSDAP der Akademie aufgezwungene Mitglieder wurden ausgegliedert. Um der Versammlung den Verdacht zu nehmen, ihre Mitglieder seien nicht aufgrund wissenschaftlichen Ansehens, sondern aus politischen Gründen gewählt worden, beraumte man im August 1945 eine Gesamtsitzung an, an der nur die vor 1940 gewählten Mitglieder teilnahmen; alle nach diesem Datum erfolgten Wahlen wurden überprüft. Zwei Mitglieder schloss man aus, ein weiteres trat freiwillig aus. Der in nationalsozialistischer Zeit von 1936 bis 1944 amtierende und politisch belastete Präsident Karl Alexander von Müller (1882–1964) kam einem Ausschluss durch Austritt zuvor.

In der Tat hatte sich die Akademie weitgehend gegen den Nationalsozialismus gesträubt. Der Gaudozentenführer Dr. Otto Hörner, ein glühender Parteigenosse, der im Kriege fiel, beginnt seinen im März 1940 erstatteten Bericht mit dem Geständnis: «*Die Bayer. Akademie der Wissenschaften in ihrer heutigen Gestalt ist eine wissenschaftliche Vereinigung, die sich zwar im Ausland mehr als im Inland eines gewissen Ansehens erfreut, aber innerhalb des kulturpolitischen Gefüges der Hauptstadt der Bewegung als letzter Hort vergangener Zeiten und damit der Reaktion bezeichnet werden muß.*»

Manche Einbuße, die die Akademie in nationalsozialistischer Zeit hat hinnehmen müssen, blieb freilich bestehen. Der größte Verlust war die Abtrennung der «Attribute»: wissenschaftlicher Sammlungen und Einrichtungen des Staates, die der Akademiepräsident seit 1807 bzw. 1827 (dem Datum der Neuordnung) in Realunion als «Generalconservator» mitverwaltete. Noch 1933, zum Zeitpunkt der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten, zählten rund zwanzig Institutionen zu den Akademieattributen, darunter so stattliche Einrichtungen wie das Museum für Völkerkunde, der Botanische Garten, die Paläontologische, die Zoologische, die Prähistorische Sammlung, das Museum für Abgüsse klassischer Bildwerke sowie das Münzkabinett.

Die Abtrennung der «Attribute» von der Bayerischen Akademie geht auf die Aktion eines nationalsozialistischen Karrieristen zurück, der sich von einer außerordentlichen Professur in Gießen lösen wollte, mithilfe der Partei den Posten eines von der Akademie getrennten «Generaldirektors der Staatlichen Sammlungen des Landes Bayern» anstrebte und 1936 trotz hinhaltenden Widerstands der Akademie auch erhielt, zusammen mit einer Honorarprofessur der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität. Dieser «Sammlungsdirektor» Max Dingler (1883–1961) aus Landshut – den Titel Generaldirektor hatte man ihm verweigert –, ein Forstsoziologe und Mundartdichter, der behauptet hatte, im November 1923 «*an [Hitlers] Seite*» zur Feldherrnhalle gezogen zu sein, stiftete nicht viel Unheil. Er war provokant untätig, wie in einer anonymen Anzeige behauptet wurde. Bereits 1945 – Monate vor den meisten damals ausgesprochenen Entlassungen – wurden Dingler als erwiesenem Nationalsozialisten im Auftrag der amerikanischen Militärregierung die Honorarprofessur und der Direktorposten entzogen.

Der Posten eines «Sammlungsdirektors» oder, wie es früher hieß, eines «Generalkonservators» jedoch entfiel für die Zukunft, die Trennung der einzelnen «Attribute» von der Akademie blieb bestehen. Angesichts der angewachsenen Größe der Institute und der Sammlungen, der ständigen Fortschritte zumal der naturwissenschaftlichen Forschungen wäre heute ein solches übergreifendes «Konservatorium» nicht mehr praktikabel. Es ist die List der Vernunft, dass mit einem trägen Nazibeamten etwas herbeigeführt wurde, was in späteren Tagen ohnehin eingetreten wäre.*

So zweckdienlich die Abtrennung einiger Institute, vor allem der naturwissenschaftlichen, gewesen sein mag: Die Akademie war geschädigt worden, und deren Präsidenten wurden nach dem Krieg nicht müde, eine «Wiedergutmachung» (so wörtlich) anzumahnen. Dem Jubiläumspräsident von 1959 wurde mit einer Liste der abgetretenen Einrichtungen folgende Erinnerung auf den Weg gegeben: «*Es könnte leicht in Vergessenheit geraten, wenn man nicht*

* Aus Anlass des 250-jährigen Jubiläums 2009 bekunden die alten «Attribute» und weitere wissenschaftliche Einrichtungen ihre einstige Zugehörigkeit zur Akademie während der Zeit von 1807/27 bis 1936; sie führen in ihren Häusern Ausstellungen durch, die auf diese Verbindung eingehen.

erinnern würde, daß durch einen Machtspruch der Diktatoren im Jahre 1936 [die] der Akademie zugehörigen wissenschaftlichen Institute, ohne unsere Meinung und unser Einverständnis vorher einzuholen, einfach weggenommen wurden. [...] Es wäre sehr wünschenswert, wenn man die Klärung (einer Wiedergutmachung) in nächster Zeit wieder vorantreiben würde, um ein seinerzeit unserer Akademie zugefügtes Unrecht auf kluge Weise wieder zu beseitigen und eine Schädigung, die wir damals erleiden und hinnehmen mußten, wieder gut zu machen.»[1]

Und sogar die wohlgesetzte Jubiläumsrede Baethgens von 1959 spricht von dem *«reinen Gewaltakt, der zudem von durchaus unsachlichen, auf dem Gebiet der Personalpolitik liegenden Beweggründen bestimmt war»*. Es mag sein, dass die desolate Lage der Akademie durch die Klage stärker in den Blick genommen wurde, der materielle Zugewinn in den Jahren um das Jubiläum ist jedenfalls beträchtlich.

Dem Verlust der Attribute standen fraglos Zugewinne gegenüber: die Aufnahme neuer naturwissenschaftlicher Einrichtungen, die das Finanzvolumen vergrößerten und die Forschung auf neue und moderne Felder lenkten. Die Deutsche Geodätische Kommission und das ihr angegliederte Deutsche Geodätische Forschungsinstitut fanden unter dem Dach der Akademie ihre Heimstatt, verbunden mit Arbeitsräumen, Werkstätten, Mess- und Experimentieranlagen. Einer der ersten Präsidenten nach dem Zusammenbruch, Walther Meißner (1882–1974), brachte ein neues Forschungsfeld ein, für das ein eigenes Institut entstanden war: das später nach seinem Schöpfer benannte Walther-Meißner-Institut für Tieftemperaturforschung, das der Supraleitfähigkeit nachgeht. Die Informatik begann sich zu regen. Aus kleinen Anfängen entstand das Leibniz-Rechenzentrum, das von der Zahl der Mitarbeiter her heute ein gutes Drittel des gesamten Personalbestandes ausmacht und 2006 in Garching ein großes eigenes Areal bezogen hat.

Ungeachtet dieser hauptsächlich naturwissenschaftlichen Ergänzungen blieb die Akademie eine Einheit. Beide Klassen, die Philosophisch-historische und die Mathematisch-naturwissenschaftliche, hatten den Willen, ihre Zusammengehörigkeit zu behaupten, trotz der gerade in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts

aufblühenden, teilweise aggressiven Diskussion um die Thesen eines Lord Snow,[2] der von einer strikten und kaum überbrückbaren Trennung der Natur- und der Geisteswissenschaften ausging. Trotz der Förderung und des Ausbaus einzelner Wissenschaftszweige fehlten der Akademie als Gesamteinrichtung eine Heimstatt und ein Repräsentant, der die Einheit sichtbar und nachdrücklich vertrat. Das tat der Jubiläumspräsident Friedrich Baethgen in überzeugender Weise. Als man später ihm, dem Amtserprobten, in einer Glückwunschadresse schrieb, er habe doch wohl in der Leitung der Bayerischen Akademie seine *«schönste Aufgabe»* gefunden, widersprach er nicht, im Gegenteil: Er gestand unverblümt, die Erfüllung seines Lebens mit diesem Amt gefunden zu haben.

Der Mittelalterhistoriker und sein Weg durch europäische Forschungsstätten

Wer war dieser als Stockpreuße sich gebende Friedrich Baethgen, der sich gar keine Mühe gab, den Nichtbayern zu verleugnen, der auf ein in ausgeprägtem Bayerisch gesprochenes «Grüß Gott» mit einem fast bellenden «Tag» – einem rudimentären «Guten Tag» – antwortete? Baethgen kam aus einer Gelehrtenfamilie. Sein Vater (1849–1905) war Professor für Altes Testament, der jedoch das Lehramt aus gesundheitlichen Gründen aufgegeben und sich nach Heidelberg zurückgezogen hatte. 1905, mit sechsundfünfzig Jahren, starb er. Sein 1890 geborener gleichnamiger Sohn Friedrich nahm nach einem glänzend bestandenen Abitur in Heidelberg ein Geschichtsstudium auf und wurde 1913 mit einer Dissertation über die Regentschaft Papst Innozenz' III. (1198–1216) im Königreich Sizilien promoviert.

Baethgen hatte das Glück, dass er zu Beginn seines Studiums in Heidelberg auf einen Lehrer traf, der in seiner Wissenschaftsauffassung ähnlich dachte und empfand wie er, auf Karl Hampe (1869–1936). Wir kennen Hampes politische Einstellung seit kurzem recht genau, seit sein «Kriegstagebuch 1914–1919» ediert ist,[3] immerhin über 800 Seiten mit viel Privatem, auch über Baethgen. Hampe, der durch die Schule des Mittelalterinstituts der Monumenta Germaniae Historica gegangen war (bedeutsam seine neue Schriften aufstöbernde Englandreise 1895/96), hat sich des bei ihm

in Heidelberg studierenden Schülers angenommen und mit ihm zusammen dessen erste Publikation verfasst. Der Erste Weltkrieg unterbrach die Studientätigkeit, Baethgen wurde Sanitätssoldat und kehrte erst nach dem Krieg an den Schreibtisch zurück. Am 1. Juli 1920 wurde er fester Mitarbeiter der Monumenta und mit einer delikaten Aufgabe betraut: Aus Straßburg war nach 28-jähriger Universitätstätigkeit der 72-jährige Harry Bresslau ausgewiesen worden, eine der Hauptstützen der Monumenta; ihm, dem hoch angesehenen Texteditor, war die Darstellung der Geschichte des ersten Jahrhunderts der Monumenta (1819–1919) anvertraut worden. Baethgen wurde ihm, «*dem immer etwas auf die Nerven*» Fallenden (Hampe über Bresslau), als Adlatus zugeteilt. Von Baethgens Hand stammen die Register des über 700 Seiten starken Bandes, die sich durch Präzision und durch disziplinierte Knappheit auszeichnen.

In eigener Verantwortung übernahm Baethgen die Ausgabe der Chronik des Franziskaners Johann von Winterthur († 1348), und hier realisierte er seine Vorstellung, dass die uns fremde Welt, das Anderssein, erschlossen werden sollte. Zunächst ermittelte er die ungewöhnlich extensive Abhängigkeit der Sprache und der Vorstellung des Autors von der Bibel. Johanns von Winterthur Schilderung der Zurüstung der Schweizer auf die Schlacht bei Morgarten (1315) ist eine Paraphrase des Berichtes aus dem Buch Judith, welche Vorkehrungen die Israeliten beim Herannahen des Holophernes trafen, alles mit Worten der Bibel. War dadurch der Berichtswert gering zu veranschlagen? Auch das wurde geprüft: Das biblische Sprachgewand war dem mittelalterlichen Chronisten zwar stark verinnerlicht, dennoch war er im Rahmen dieser Ausdrucksformen durch geschickte Verwendung zu präzisen historischen und die Zeit treffenden Angaben fähig. Baethgen dehnte seine Forschungen aus auf die Frage, ob es so etwas wie eine von der Ordenszugehörigkeit abhängige Geschichtsschreibung gibt. Seine Charakterisierung vor allem der Bettelordenhistoriographie (ihre Abhängigkeit von der Predigt, von den innerhalb des Ordens kursierenden Nachrichten, die Berücksichtigung des neuen Publikums breiter sozialer Schichten) hat ein eigenes historiographisches Genus in seinen Eigenheiten sichtbar werden lassen. Mit dem Abschluss der Edition des Johann von Winterthur gab Baethgen

1923 seine Stelle als fester Mitarbeiter der Monumenta auf (gleichzeitig stellte Harry Bresslau seine Mitarbeit ein), doch hielt er engen Kontakt zum Unternehmen, denn über Jahre, bis 1929, zog sich der Druck von Bänden hin, an denen Baethgen als Mitarbeiter beteiligt war.

Friedrich Baethgens Forschungsfelder

1927 übernahm Baethgen die Stelle eines Zweiten Sekretärs des Preußischen, später Deutschen Historischen Instituts in Rom, eine zentrale Position der deutschen Auslandsforschung. Er führte es weitgehend selbständig, denn der Institutsleiter Paul Fridolin Kehr (1860–1944) war häufig abwesend, hatte er doch zugleich die Ämter eines Generaldirektors der Preußischen Archive und eines Präsidenten der Monumenta Germaniae Historica inne, beide hatten ihre Zentrale in Berlin. Baethgen erschloss sich in Rom neue Arbeitsfelder. Er wertete die bislang ungenutzten Rechnungsbücher aus der Zeit des zentralistischen Papstes Bonifaz VIII. (1235–1303) aus, der nachdrücklich wie kein anderer Petrusnachfolger die päpstliche Weltherrschaftsidee vertrat, und arbeitete sich in die raffinierte Finanzverwaltung der Kurie ein. Die Eindrücke der römischen Zeit dürften bei Baethgen bis in seine späten Tage nachgewirkt haben. Als ihm in den fünfziger Jahren der Ehrendoktor der Facoltà di Lettere e Scienze der Universität Rom verliehen wurde, bedankte er sich in einem eleganten Italienisch, das viele überraschte.

Einen Schwerpunkt seiner Forschungen bildete die Zeit um 1300, die Zeit Dantes, Bonifaz' VIII. und vor allem des unglücklichen Cölestin V., des einzigen Papstes, der die Papstwürde ablegte (1294) und der in einer elenden Zelle, der Freiheit beraubt, seinem Ende entgegendämmerte. Auf das Schicksal dieses primitiven Einsiedlers vom Berge Morrone (bei Sulmona), der weder Lateinisch noch ein verständliches Italienisch sprechen konnte und der dem weltumspannenden und höchst rationalisierten Geschäftsverkehr der römischen Kurie nicht gewachsen war, kam Baethgen immer wieder zurück. In aufwendiger Gestalt gab er schließlich einen Band heraus: «Der Engelpapst – Idee und Erscheinung» (1949). Es mag sein, dass ihn das jämmerliche Schicksal des Menschen Cöles-

tin (des «Himmlischen») rührte eingedenk eines Mottos, das er dem Bekenntnis Ulrich von Wilamowitz-Moellendorffs (1848–1931) entnahm: «*Ohne Lernen erreicht zwar niemand etwas in der Wissenschaft, aber das Beste will erlebt sein.*» Die lernmäßigen Voraussetzungen waren für Friedrich Baethgen nur das eine, das andere, das Wertvolle, war das existentielle Erlebnis.

1929 wurde Baethgen als Nachfolger des Papsthistorikers Erich Caspar (1879–1935) nach Königsberg berufen, wo er auf eine Gruppe von Kollegen traf, die sich den kämpferischen nationalistischen Ostparolen verweigerten und zu «*sachlicher, kritischer, gewissenshafter Besinnung*» (Herbert Grundmann) aufforderten. Dort formte er auch einen Kreis von Studenten, die unbeeindruckt von nationalsozialistischer Doktrin ihre Forschungen betrieben. Nicht wenige von ihnen wurden später Opfer des Krieges.

Im Frühjahr 1939, vor Kriegsausbruch, erreichte Baethgen der Ruf nach Berlin, wo ihn ein ganz anderes Ambiente erwartete. Hier traf er auch wieder auf das Institut, mit dem er seit Jahrzehnten verbunden war, auf die Monumenta Germaniae Historica. Zwar waren einige Mitarbeiter, mit denen Baethgen befreundet war, im Institut geblieben, wie der charaktervolle Carl Erdmann (1898–1945), dem 1935 ein Lehrauftrag verweigert worden war («*angesichts Ihrer offen zugegebenen Ablehnung des Nationalsozialismus*», so der unverblümte Bescheid). Die Gesamtstruktur war jedoch total umgestaltet worden. Die Zentraldirektion, 1875 als ein auf den deutschen wissenschaftlichen Akademien fußendes Leitungsgremium gegründet, war 1935 aufgelöst worden und an deren Stelle ein «Reichsinstitut für ältere deutsche Geschichtskunde» eingerichtet, mit einem Präsidenten nach dem «Führerprinzip» an der Spitze. Das Wahlverfahren wurde abgeschafft, der Präsident nicht von einer Zentraldirektion unabhängiger Gelehrter erhoben, sondern vom zuständigen «Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung» ernannt. Dieses Reichsinstitut war, was der Name schon kundtut, als Ergänzung gedacht für das ganz und gar auf nationalsozialistischem Grund gebaute neue «Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands» des berüchtigten nationalsozialistischen Trommlers Walter Frank (1905–1945). Der vom Reichsminister ernannte Präsident der in ein «Reichsinstitut» umgewandelten Monumenta Germaniae Historica war 1942 nach

mancherlei Wechsel und Intrige Theodor Mayer (1883–1972), ein ausgewiesener Mediävist und tüchtiger Organisator, der umsichtig, um dem Berliner Bombenhagel auszuweichen, die wertvolle Bibliothek der Monumenta 1944 nach Schloß Weißenstein ob Pommersfelden bei Bamberg auslagerte, wo schließlich er selbst und einige Mitarbeiter ein Unterkommen fanden.

Friedrich Baethgen ließ sich vom Trubel Berlins nicht stören und verfasste einige Übersichtswerke wie «Das Reich und Italien im Mittelalter» oder «Die Kurie und der Osten im Mittelalter». «*Trotz unverkennbar zeitbedingter Intention*» seien die Beiträge «*so gediegen und beständig in ihrem historiographischen Erkenntniswert*», dass sie nach dem Krieg unverändert nachgedruckt werden konnten (H. Grundmann). Noch kurz vor Kriegsende war Baethgen in die Preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin gewählt worden.

In Berlin kam auch Baethgens Weltläufigkeit zum Zuge, und er gesellte sich zu Kreisen, die wenig mit dem Nationalsozialismus und mit der Mediävistik zu tun hatten. Er wurde in den Freundeskreis der 1863 gegründeten Mittwochsgesellschaft aufgenommen, zu deren Mitgliedern Männer des Widerstands wie Generaloberst Ludwig Beck (1880–1944), der frühere preußische Finanzminister Johannes Popitz (1884–1945) und Ulrich von Hassell (1881–1944) zählten. Auf der 1050. Sitzung des Kreises, im Februar 1944, ein halbes Jahr vor dem Attentat, sprach Baethgen über die Persönlichkeit des Stauferkaisers Friedrich II. (1194–1250). Der 20. Juli bedeutete das Ende des Mittwochkreises. Einige Mitglieder der Mittwochsgesellschaft waren in die Umsturzaktivitäten verwickelt und wurden verfolgt.

Baethgen, an den Attentatsplänen unbeteiligt, hielt unbeirrt zu den Angehörigen der von der Verfolgungswut Betroffenen. Er suchte manche in regelmäßigen Abständen auf, um ihnen die Einsamkeit und die Isolierung zu nehmen, die sie als Angehörige von Regimegegnern erfahren mussten. Betont auffällig, so wird berichtet, ging er vorbei an den durch ihre Ledermäntel markierten Gestapowächtern, er blieb der Freund auch in schlimmen Tagen. Baethgen hielt sich, politisch ungebunden und kein Parteigenosse, in der wirren Lage zurück. Wir kennen das Gutachten eines Mittelalterhistorikers, der sich in der damaligen Lage auskannte, das von

Wilhelm Engel (1905–1964), der den Monumenta nahestand und 1936/37 sogar ihr kommissarischer Leiter gewesen war. Er beschrieb den damaligen Baethgen als einen *«irenischen Typ»*, der trotz zugegeben starker Arbeitskraft *«fast müde und ausgeblutet»* wirke; in seiner Zurückhaltung sei er *«völlig in sich versponnen»*.

Die «Entnazifizierung» der Monumenta Germaniae Historica und Baethgen als deren Leiter

Welcher Trugschluss. In der nach dem Krieg einsetzenden Auseinandersetzung um die Zukunft der Monumenta wurde ein entschiedener, jedoch nie die Contenance verlierender Kämpfer Friedrich Baethgen sichtbar, der unbeirrt die Abwendung von Berlin nach Bayern betrieb und die Rückverwandlung des «Reichsinstituts» in eine von einer Zentraldirektion geleitete Einrichtung vollzog, die den Präsidenten erhob – und nicht ein auf Parteilinie dringender Minister. Möglich war dies nur, weil sich in Berlin nach Kriegsende die Zuständigkeiten verändert hatten, Preußen und das Reich gab es nicht mehr, der Magistrat von Groß-Berlin hatte die Verfügungsgewalt über die wissenschaftlichen Institute der Berliner Akademie und auch über die Monumenta Germaniae Historica. Die Führung der Geschäfte war von der Berliner Akademie Friedrich Baethgen übertragen worden. Die Lage wurde noch unübersichtlicher, als Theodor Mayer, der vom Reichsminister ernannte Präsident, von der amerikanischen Militärregierung im September 1945 in «automatischen Arrest» genommen wurde.

Bei den Akademien, die 1935 aus der Leitung der Monumenta ausgeschlossen worden waren, herrschte Unzufriedenheit über das neue Verfahren: Ein vom Minister nach Gutdünken eingesetzter Präsident schnitt sie von jeder Einflussnahme ab. Baethgen selbst war es, der im Rückblick Folgendes über das neu aufzunehmende Verfahren vortrug: *«Bei dem Fehlen aller über die einzelnen Länder hinausgreifenden staatlichen Organe und da zu diesem Zeitpunkt die Länderregierungen meist noch nicht einmal in der Lage waren, unmittelbar miteinander in Verbindung zu treten, erschien es als das Gegebene, für die Monumenta die notwendige Anlehnung bei den deutschen Akademien zu suchen, eine Lösung, die sich auch deshalb empfahl, weil die Akademien am ehesten den*

Anspruch erheben konnten, wenn auch nicht in organisatorischer Form, so doch der Idee nach eine Gesamtrepräsentation der deutschen Wissenschaft darzustellen.»

Die Akademien kamen überein, *«daß die älteren, vor der nationalsozialistischen Periode in Kraft gewesenen Statuten einschließlich der Ordnung für die Wahl des Präsidenten und den Mitgliedern der Zentraldirektion wieder als bindend anzusehen seien».*

Nachdem man sich des finanziellen Rückhalts beim Freistaat Bayern versichert hatte, wählten die Vertreter der fünf deutschen Akademien (Berlin, Göttingen, Heidelberg, Leipzig, München) Ende des Jahres 1947 einen neuen Präsidenten: Friedrich Baethgen. Er hatte seine Berliner Professur aufgegeben, nahm eine niedrigere Besoldung und den Verlust der Emeritierungsbezüge in Kauf, hatte aber die Genugtuung, die Monumenta Germaniae nach Bayern gerettet, zugleich dem Institut den Geruch eines nationalsozialistischen «Reichsinstituts» genommen zu haben; Franks Parallelinstitut für «Geschichte des neuen Deutschlands» verschwand.

Um 1950 waren Lage und Zukunft der Monumenta stabil, der Freistaat Bayern hatte sie in seine Kulturverantwortung aufgenommen, nutriert durch das sogenannte Königsteiner Abkommen, das frühere Reichs- bzw. Bundesinstitute unterstützte. Baethgen, dessen Klarsicht und Verhandlungsgeschick die Übersiedlung und Stabilisierung herbeigeführt hatte, hätte nach der Erfüllung dieser Aufgabe mit dem von ihm verehrten Petrarca sagen können: Qui toto die currens pervenit ad vesperam, satis est – wer erschöpft am Ziel ankommt, für den ist's genug. Für Baethgen eröffnete sich allerdings ein neues Feld.

Das neue Leben des Friedrich Baethgen: Mitglied und Jubiläumspräsident der Bayerischen Akademie

Baethgen wurde 1950 in die Bayerische Akademie der Wissenschaften aufgenommen und fühlte sich hier unter Freunden. Er war vorgeschlagen worden von dem für die Gestaltung der Akademie nach dem Krieg einflussreichen Walter Goetz (1867–1958) und von dem amtierenden Präsidenten Heinrich Mitteis (1889–1952), einem verhaltenen Gegner des Nationalsozialismus, von dem Kirchenrechtler Johannes Heckel (1889–1963) und dem ihm freund-

schaftlich verbundenen mittellateinischen Philologen Paul Lehmann (1884–1964). Baethgen wurde im Akademiekreis heimisch wie sonst nirgendwo; es war wie eine Heimkehr. Man wählte ihn 1956 zum Präsidenten und dehnte seine Amtszeit auf insgesamt drei Perioden aus, von 1956 bis 1964: Kein Präsident nach dem Zweiten Weltkrieg hat so lange amtiert wie Baethgen.

Stil und Aufgaben seiner Amtsführung unterschieden sich von denen seiner Vorgänger, die vornehmlich mit der Beseitigung der Folgen der NS-Diktatur, mit der Eingliederung neuer Forschungen in die Akademie, auch mit dem bitteren oder dem aufatmenden Geschäft der Beendigung von Vorhaben beschäftigt waren. Baethgen hatte durch die vorgefundene Situation und sein Selbstverständnis die Gesamtakademie im Auge, und kein Text ist in Baethgens Jubiläumsrede von 1959 so ausführlich zitiert (zudem gesperrt) wie Wilhelm von Humboldts (1767–1835) Denkschrift aus dem Jahre 1810 «Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten», seinerzeit gedacht für die Preußische Akademie der Wissenschaften. Es ging um das Interesse und die Beteiligung der Gesellschaft an der Arbeit der Akademie, die in ihren Zielen unreglementiert sein müsse «*als höchste und letzte Freistätte der Wissenschaft und die vom Staate am meisten unabhängige Corporation [...], und man muß es einmal auf die Gefahr ankommen lassen, ob eine solche Corporation durch zu geringe oder einseitige Tätigkeit beweisen wird, daß das Rechte nicht immer am leichtesten unter den günstigsten äußeren Bedingungen zustande kommt, oder nicht. Ich sage, man muß es darauf ankommen lassen, weil die Idee in sich schön und wohltätig ist und immer ein Augenblick eintreten kann, wo sie auch auf eine würdige Weise ausgefüllt wird.*»

Was uns wie der unverbindliche Wunsch nach gestalterischem Freiraum vorkommen mag, war in einem nach der Diktatur erstarkten Idealismus eine ernste Mahnung. Es erhebe sich «unabweisbar» die Frage, so Baethgen, was die Akademie tun könne und tue, um dieser Verantwortung gerecht zu werden. Die Antworten und die Intentionen der Akademien sind durch die Jahrzehnte verschieden ausgefallen, und man hat Baethgens Aussage als ein Bekenntnis «*zum Leitbild der alten Wissenschaftsakademie*» angesehen, die die «*Möglichkeit der Ausweitung durch Aufnahme neuer*

wissenschaftlicher Aufgaben je nach Bedürfnis und mit völliger Freiheit in deren Wahl» einschloss. Von dieser Freiheit wurde in den nächsten Jahren Gebrauch gemacht, neue Unternehmen wurden aufgenommen, wie etwa die Glaziologie, die Ökologie, die Informatik, die Tieftemperaturforschung, das geodätische Forschungsinstitut, hauptsächlich Einrichtungen der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse, während die Geisteswissenschaften mehr bewahrende Aufgaben übernommen haben, wie den Thesaurus linguae Latinae, den Wortschatz des klassischen Latein, der 1893 ins Leben gerufen wurde und heute (2008) beim Buchstaben «P» steht. Baethgen hat die Wende im Selbstverständnis der Akademien durchaus wahrgenommen, er spricht z. B. von der «*Scheu vor dem Gezänk der Theologen*» und erkennt der Bayerischen Akademie das Lob zu, dass sie «*in der Berücksichtigung der verschiedenen Fächer die durch das ursprüngliche allgemeine Leitbild der Akademien bestimmten Grenzen mutiger überschritten hat, als das anderwärts geschehen ist*».

Baethgen hat mit Bedacht die Aufgaben der Akademie umschritten und deren Fülle wahrgenommen, aber es war ihm klar, dass zur Verwirklichung und zum Fortschritt der Forschungspläne Geld gehört, und er zitierte gern das Wort eines Vorgängers, des Hygienikers Max von Gruber (1853–1927), das um Nach- und Einsicht bat: «*Wir müssen nur wie Säuglinge unablässig schreien, damit die vielgeplagte Mutter nicht vergißt, wie hungrig wir noch immer sind.*» Das war in der Mitte der 1920er Jahre gesprochen, der totale wirtschaftliche Zusammenbruch am Ende des Zweiten Weltkriegs hatte das Vermögen weiter schmelzen lassen. In Goldmarkzeiten bestanden Stiftungen von rund drei Millionen, die über hunderttausend Mark Zins abwarfen. Durch zwei Währungsabwertungen war der Jahresertrag auf nicht einmal 2000 DM zusammengeschmolzen. Wer die alten Jahresberichte liest, ist erstaunt über die vielen Stiftungen, überkommen noch aus Zeiten eines Justus von Liebig (1803–1873) und der anschließenden Jahrzehnte. Die Stiftungszwecke konnten bei solcher Schrumpfung nicht mehr erfüllt werden, eine Neuordnung war nötig. Die Stiftungen wurden aufgelöst und auf zwei neu gebildete Fonds verteilt, für die Geistes- und für die Naturwissenschaften. Die finanzielle Unzulänglichkeit hatte bereits 1950 eine neu gegründete «Gesellschaft der Freunde

der Akademie» aufzufangen versucht, die mit ihren Beiträgen, gespendet von Einzelpersonen oder von Firmen, Finanzlöcher stopfte.

Das freilich konnte den Ausfall der früheren Stiftungen nicht ausgleichen, und Baethgen setzte das zweihundertjährige Jubiläum der Akademie als Werbedatum ein, um die öffentliche Hand zu interessieren. Er gewann die Hilfe der Staatskanzlei. In Nachfolge der alten Stiftungen wurde am 12. Dezember 1960 eine «Stiftung zur Förderung der Wissenschaften in Bayern» eingerichtet, den Vorsitz in dessen Kuratorium hatte der Ministerpräsident des Freistaates inne. Die Stiftung war vornehmlich zur Unterstützung von Forschungsarbeiten der Akademie gedacht. Unmittelbar nach Einrichtung der Stiftung erging ein Spendenaufruf, der die Erhöhung des Stiftungskapitals auf 800 000 DM einbrachte. Dennoch war die Akademie auf staatliche Mittel angewiesen; Baethgen nannte die Zuschüsse den *«ständig strömenden Quell ihrer Existenz»*.

Die Sondermittel der «Gesellschaft der Freunde» und der «Stiftung zur Förderung» waren nur Tropfen auf den heißen Stein, doch Baethgen hatte sich auf die Vielfalt der an den Präsidenten herangetragenen Aufgaben eingestellt. Nicht nur, dass er sich vor Amtsantritt für eine adäquate Möblierung der neu zu beziehenden Residenz eingesetzt hatte, er verglich in seinem ersten Tätigkeitsbericht zur Jahresfeier 1956 die Staatszuwendungen für die Akademie mit den Aufwendungen des Staates für entsprechende wissenschaftliche Anstalten und stellte fest, gestützt auf offizielle Daten der Jahre 1953 bis 1956, dass *«die Akademie an den Aufwendungen absolut, aber auch relativ einen erheblich geringeren Anteil gehabt habe als nahezu alle anderen Anstalten»*, umso mehr hoffe er, *«jetzt ein geneigtes Ohr zu finden»*. Und er hatte Erfolg.

Der Präsident ein Grandseigneur

Baethgen hatte offenbar den richtigen Ton getroffen. Der Etat wurde stetig Jahr für Jahr angehoben. Zu Beginn seiner Amtszeit 1956 beliefen sich die Akademieeinnahmen auf eine halbe Million, als er aus dem Amte schied, waren es gegen vier Millionen. Hinzu kamen Zuwendungen an einzelne Unternehmen, an die Tieftemperaturkommission z. B. und an die aufzubauende Satellitengeodäsie.

Die Akademie warb auch eigene Mittel ein, und hieran hatte der Präsident erheblichen Anteil. Baethgen selbst zog das Resümee, dass bei bereinigter Rechnung während seiner Amtszeit der Haushalt auf das Sechsfache angestiegen sei. Dieser Erfolg war ein Ergebnis der wohlgesetzten Begründungsworte, doch es steckte in ihm auch die Persönlichkeit des Antragstellers, die durch eine Aura von Distanz und Noblesse wirkte. Wer Baethgens Anträge und Begründungen liest, bekommt Respekt vor dem Ernst seiner Sprache, vor der Kraft seiner Argumente, wobei es deutlich geworden sein mag, dass er nicht zu jenen Antragstellern gehörte, die mit einer offenen Hand allerorten auftraten. Baethgen überzeugte durch sein Auftreten und seine Erscheinung, und er erwarb Vertrauen, wobei ihm seine lange Amtszeit zustatten kam. Er war lange genug im Geschäft, sodass er seine Erfahrung hatte im Umgang mit den Sachwaltern des Staates, mit den zuständigen Beamten, die er über das Tun der Akademie zu informieren suchte, ohne sich etwas zu vergeben.

Seine äußere Erscheinung strahlte etwas Hoheitsvolles aus, was ein Akademiemitglied folgendermaßen beschreibt: «*Wer den Präsidenten Friedrich Baethgen bei der Jahresfeier der Akademie erlebt hat, wie er im weinroten Talar den in prägnanter Kürze formulierten Rechenschaftsbericht verlas, wird die hochgewachsene Gestalt in ihrer vornehmen Würde mit den feinen Zügen des Gelehrten niemals vergessen. Welch warmherzige, gütige, großzügige und noble Natur […] [ihm] inne wohnte, wußten von den Teilnehmern am Festakt nur wenige. Die menschliche Wärme verbarg sich oft […] durch äußere Distanziertheit*» (Joachim Werner).

Der Begegnungsstil des Präsidenten Baethgen trieb in Mitarbeiterkreisen seine eigenen Erzählblüten. Im neu errichteten Gebäudetrakt war in der Residenz ein Lift eingebaut, klein und schlicht, käfigartig, eigentlich kaum geeignet zum Transport mehrerer Personen. Flüsternd wurde empfohlen, nicht in den Aufzug zu steigen, wenn Präsident Baethgen fahren wollte. Der Herr Präsident schätze die Bedrängung nicht. Se non è vero, è ben trovato.

Die Kühle, die Baethgen ausstrahlte, änderte nichts daran, dass er einer der energischsten Verfechter einer pekuniären Besserstellung der Mitarbeiter war. Bei der Jahresfeier im ersten Amtsjahr 1956 warnte er davor, den Idealismus der jungen Wissenschaftler

zu überfordern, die entsprechend ihrer Leistung für die Allgemeinheit ein Anrecht auf wirtschaftliche Absicherung und Besserstellung hätten. 1958 wiederholte er das Verlangen nach wirtschaftlicher Besserstellung und verwies auf die Summen, die den Hochschulen zugeflossen seien. Man könne junge Gelehrte nicht ständig mit Zeitverträgen bei der Stange halten, man benötige feste Stellen. Vor seiner letzten Sitzung als Präsident leitete Baethgen den zuständigen Ministerien eine von ihm selbst ausgearbeitete Denkschrift zu, in der er die Notwendigkeit personeller Erweiterung begründete. Zu der Formvollendetheit kam eine nie die Grenzen des Anstands überschreitende Hartnäckigkeit; es sei nicht leicht, so kam ein Aufstöhnen aus ministerialem Mund, Präsident Baethgen zu widersprechen. Seine Zudringlichkeit wurde belohnt. Beim Amtsantritt 1956 verfügte die Akademie über 38 feste Stellen für Beamte, Angestellte und Arbeiter, 1964 beim Amtsende waren es über 100. Die Zahl der Kommissionen wuchs von 19 auf 34.

In Baethgens Amtszeit fiel 1959 die 200-Jahr-Feier der Akademie, die er mit einer mächtigen Festschrift, unterstützt von vielen Händen und Federn, ausstatten konnte. Baethgen hatte das Fest mit Umsicht und Energie ausgerichtet, bis zur Erschöpfung, und er bezahlte diesen Dienst mit seiner Gesundheit: Wegen eines Herzanfalls musste er den Feierlichkeiten fernbleiben, doch hatte er seine Festrede bis in die letzten Feinheiten ausgearbeitet. Die Akademie erwies dem kranken Präsidenten die Reverenz, indem der Sekretär der Philosophisch-historischen Klasse, der Jurist Karl Engisch (1899–1990), den Text in einer «Geschlossenen Festsitzung» am Vortag des Festes, dem 21. November 1959, vortrug. Die «Festrede zum Zweihundertjährigen Jubiläum» erschien pünktlich als eigene Broschüre, ergänzt mit der Verleihung der Eigenschaft einer «Körperschaft des öffentlichen Rechts», «*um die Selbstverwaltung und Selbstverantwortung [der Akademie] zu festigen*», wie der zuständige Staatsminister versicherte.

Trotz der überbordenden organisatorischen und repräsentativen Aufgaben, die mit dem Amt des Präsidenten der im deutschen Sprachraum größten wissenschaftlichen Akademie verbunden waren, blieb Friedrich Baethgen Gelehrter. Er behielt die Herausgeberschaft des führenden mediävistischen Periodikums, des Deutschen Archivs für Erforschung des Mittelalters, bis zum Ende der

60er Jahre bei, bis ihm das nachlassende Augenlicht die Lektüre zunehmend erschwerte, und unterwarf sich auch der Strapaze einer kritischen Durchsicht des Nachrichtenteils mit weit über tausend Rezensionen, ein mühsames Geschäft.

Wo seine Sachkunde gefragt war, entzog er sich der Aufgabe nicht. Über Jahre hat er sich des Textes der Chronik des Saba Malaspina (1297–1299) angenommen, einer aufschlussreichen Quelle für Rom und das Papsttum im 13. Jahrhundert, dessen Textgestaltung er mitbestimmte.[4] Es blieb nicht beim Korrigieren und Ausputzen fremder Manuskripte, Baethgen nahm eigene Themen in die Hand, bevorzugt solche der späten Stauferzeit, über Petrus de Vinea († 1249), Karl I. von Anjou (1265–1285), vor allem über Dante (1265–1321) und seine Monarchia. Wer ein hohes Alter erreicht, hat viele Nekrologe zu schreiben. Baethgen hat sich dieser menschlichen Pflicht nicht entzogen, und er verfasste Gedenkworte, in die auch eigene Erlebnisse einflossen, so einen ausführlichen Nachruf auf Ernst Kantorowicz (1895–1963), einen Freund aus Heidelberger Tagen. Baethgen war es, der Kantorowicz gegen den Vorwurf einer «Mythenschau» (A. Brackmann) in seinem epochemachenden Werk über Kaiser Friedrich den Zweiten (1927) in Schutz genommen und auf den phänomenologischen Ansatz hingewiesen hatte.

Über die Amtszeit als Präsident hinaus blieb Baethgen mit der Akademie verbunden; er nahm an deren Sitzungen teil, auch als seine Sehfähigkeit weiter nachließ. Seine Gestaltungsleistung war weithin sichtbar und trug ihm Auszeichnungen ein, 1964 einen der höchsten Orden der Bundesrepublik, das Große Bundesverdienstkreuz mit Stern und Schulterband. Kurz vor Vollendung des 82. Lebensjahres starb Friedrich Baethgen am 18. Juni 1972. Max Spindler (1894–1986), der Historiker der Akademie, setzte an das Ende seines ausführlichen Nachrufs das resümierende Wort: «*Sein Verdienst um die Akademie läßt sich in einem Satz zusammenfassen: In den neun Jahren seines Wirkens als Präsident hat er unserer Akademie eine neue Gestalt gegeben.*» Sie ist weitgehend die heutige.

ANHANG

Anmerkungen

Johann Georg von Lori

1 *Georg Thomas von Rudhart*, Erinnerungen an Johann Georg von Lori. Eine Rede, vorgetragen in der öffentlichen Sitzung zur Feier des akademischen Saecularfestes am 29. März 1859. München 1859, 24. Auch: Limprunn oder Linbrunn; Wagenecker. *Lorenz von Westenrieder*, Geschichte der baierischen Akademie der Wissenschaften, 2 Bde. München 1784–1807, hier Bd. 1, 10 ff.; *Ludwig Hammermayer*, Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1759–1807, 2 Bde., hier Bd. 1: Gründungs- und Frühgeschichte 1759–1769. München 1983, 83 ff.

2 *Rudhart*, Erinnerungen (wie Anm. 1), 24. Auch die folgenden Zitate ebd., 24–26.

3 Parnassus Boicus, oder Neu-eröffneter Musen-Berg, Worauff Verschiedene Denck- und Leßwürdigkeiten auß der gelehrten Welt, zumahlen aber auß denen Landen zu Bayrn, abgehandlet werden, 6 Bde. München 1722–1740.

4 *Max Spindler* (Hrsg.), Electoralis Academiae Scientiarum Boicae Primordia. Briefe aus der Gründungszeit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. München 1959, 3, 43, 82, vgl. a. 93.

5 Ausführlich *Dietmar Willoweit*, Wissenschaft aus Wissensdurst. Die bayerische Akademie auf dem Weg in das Zeitalter der Wissenschaft, in: Wissenswelten. Die Bayerische Akademie der Wissenschaften und die wissenschaftlichen Sammlungen Bayerns. Ausstellungen zum 250-jährigen Jubiläum der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Katalog, hrsg. unter Mitarbeit von Tobias Schönauer von Dietmar Willoweit. München 2009.

6 Parnassus Boicus (wie Anm. 3), Bd. 1, 5 f.

7 *Rudhart*, Erinnerungen (wie Anm. 1), 25.

8 Ebd., 27 f. Vgl. a. *Alois Schmid*, Das Augustiner-Chorherrenstift Polling und die Gründung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1759 (Schriftenreihe der Akademie der Augustiner-Chorherren von Windesheim 10, hrsg. von Gert Melville). Paring 2005.

9 *Westenrieder*, Geschichte (wie Anm. 1), Bd. 1, 221 ff.

10 *Spindler* (Hrsg.), Briefe (wie Anm. 4), 65, 93, 143 u. ö.

11 Ebd., 6.

12 Vgl. den ersten Entwurf mit Korrekturen ebd., 433 ff., und den endgültigen Text in: Almanach der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften zum 150. Stiftungsfest. München 1909, 3 ff.

13 Almanach 1909 (wie Anm. 12), 9, Art. XLIII. Ausführlicher zu diesen Regelungen *Willoweit*, Wissenschaft aus Wissensdurst (wie Anm. 5).
14 Schon *Spindler* hat seinen Band (wie Anm. 4) mit diesem Text eingeleitet.
15 *Westenrieder*, Geschichte (wie Anm. 1), Bd. 1, 57.
16 *Rudhart*, Erinnerungen (wie Anm. 1), 4.
17 *Ludwig Hammermayer*, Lori, Johann Georg, in: Neue Deutsche Biographie Bd. 15. Berlin 1987, 180–183, hier 181.
18 *Schmid*, Augustiner-Chorherrenstift (wie Anm. 8), 22.
19 *Spindler* (Hrsg.), Briefe (wie Anm. 4), 63, 217.
20 Ebd., 210, 53.
21 Ebd., 53, 36 Anm. 15, 212.
22 Ebd., 64.
23 Ebd., 109, 128.
24 Ebd., 212.
25 Ebd., 143.
26 Zum Leben Loris vgl. *Lorenz von Eisenhart*, Lori, Johann Georg, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 19. Leipzig 1884, 183–195; *Hammermayer*, Lori (wie Anm. 17). Dort S. 180 der Hinweis, der Adel Loris sei nicht nachweisbar. Auf dem Titelblatt der 1772 erschienenen «Abhandlung von Ludwig dem Reichen» (siehe Anm. 57) erscheint der Autor jedoch – im Unterschied zu älteren Schriften – als «von» Lori, sodass eine Nobilitierung wahrscheinlich ist.
27 *Fritz Kreh*, Leben und Werk des Reichsfreiherrn Johann Adam von Ickstatt. Paderborn 1974; *Ludwig Hammermayer*, Ickstatt, Johann Adam von, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 10. Berlin 1974, 113–115.
28 Er war der Vater des Adam Weishaupt, der 1776 in Ingolstadt den aufklärerischen Illuminatenorden gründete.
29 *Marcel Thomann*, Christian Wolff, in: Michael Stolleis (Hrsg.), Staatsdenker in der Frühen Neuzeit. 3. Aufl. München 1995, 257–283.
30 *Rudhart*, Erinnerungen (wie Anm. 1), 3.
31 *Eisenhart*, Lori (wie Anm. 26), 183, ohne Quellenangabe.
32 Ebd., 186, ohne Quellenangabe.
33 Ebd., 187, ohne Quellenangabe.
34 Dazu *Detlef Döring*, Die Geschichte der Deutschen Gesellschaft in Leipzig. Von der Gründung bis in die ersten Jahre des Seniorats von Johann Christoph Gottsched. Tübingen 2002.
35 Vgl. aber *Andreas Kraus*, Die historische Forschung an der churbayerischen Akademie der Wissenschaften 1759–1806. München 1959.
36 *Spindler* (Hrsg.), Briefe (wie Anm. 4), 21.
37 Almanach 1909 (wie Anm. 12), 10 f., Art. XLVIII–LV: Diplomatik, Genealogien, Geschichte der Bistümer, Klöster etc., der Städte und Märkte, der Wissenschaften u. a., «alle Alterthümer, die insbesondere, so in der Rechts-Gelehrsamkeit Nuzen bringen» (Art. XLIX).

38 *Johann Georg Lory*, De origine et progressu Iuris Boici civilis antiqui commentatio I. Ingolstadt 1748, Vorrede ohne Paginierung (zweite Seite). – Zu Motiv und Methode der historischen Rechtsforschung in der kurfürstlichen Akademie vgl. a. *Alexander Ecker*, Recht und Rechtsgeschichte in der bayerischen Akademie der Wissenschaften von 1759 bis 1827, Jur. Diss. Regensburg 2004, 49 ff., unter: www.opus-bayern.de/uni-regensburg/volltexte/2004/434/.

39 *Lory*, De origine (wie Anm. 38).

40 *Dietmar Willoweit*, Der Usus modernus oder die geschichtliche Begründung des Rechts. Zur rechtstheoretischen Bedeutung des Methodenwandels im späten 17. Jahrhundert, in: ders. (Hrsg.) unter Mitarbeit von Elisabeth Müller-Luckner, Die Begründung des Rechts als historisches Problem. München 2000, 229–245.

41 *Johann Georg Lori*, Sammlung des baierischen Bergrechts, mit einer Einleitung in die baierische Bergrechtsgeschichte. München 1764.

42 Ebd., Vorrede.

43 *Johann Georg Lori*, Sammlung des baierischen Kreisrechts. München 1764.

44 *Johann Georg Lori*, Sammlung des baierischen Münzrechts, 3 Bde. München 1768.

45 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Staatsverwaltung Nr. 2754, Sammlung für ein Corpus Juris Patrii Ecclesiastici.

46 *Johann Georg von Lori*, Chronologischer Auszug der Geschichte von Baiern. Erster Theil. Alte Geschichte vom Ursprung der Nation bis 1179. München 1782.

47 S. Kapitel «Loris Wirken».

48 *Lori*, Chronologischer Auszug (wie Anm. 46), Vorrede.

49 Vgl. im Stiftungsprivileg Art. XX bis XXVI, in: Almanach 1909 (wie Anm. 12), 6 f.

50 *Westenrieder*, Geschichte (wie Anm. 1), Bd. 1, 42 f.

51 Vgl. *Spindler* (Hrsg.), Briefe (wie Anm. 4), 43 u. ö.

52 Vgl. die etwas spätere Liste der Korrespondenten bei *Westenrieder*, Geschichte (wie Anm. 1), Bd. 1, 48 f.

53 *Hammermayer*, Geschichte (wie Anm. 1), Bd. 1, 149 ff.

54 *Westenrieder*, Geschichte (wie Anm. 1), Bd. 1, 56, 254 ff.

55 Ausführlich und abgewogen *Hammermayer*, Geschichte (wie Anm. 1), Bd. 1, 159 f.

56 Art. IV und V des Stiftungsprivilegs von 1759, in: Almanach 1909 (wie Anm. 12), 5; *Westenrieder*, Geschichte (wie Anm. 1), Bd. 1, 257.

57 *Johann Georg von Lori*, Abhandlung von Ludwig dem Reichen, Herzoge in Baiern, Stifter der Hohenschule in Ingolstadt. München 1772.

58 *Ida Rindfleisch*, Die Tätigkeit des Freiherrn Johann Georg von Lori in der bayerischen Politik vom Ausgang des Siebenjährigen Krieges bis zum Teschener Frieden. Phil. Diss. München 1936, 15 ff.

59 Ebd., 21 ff.
60 Ebd., 31 f.
61 Ebd., 27 ff.
62 Ebd., 35 ff., 46 ff.; *Eisenhart*, Lori (wie Anm. 26), 191 ff.
63 *Rindfleisch*, Tätigkeit (wie Anm. 58), 64, 75.

ADOLF HEINRICH FRIEDRICH VON SCHLICHTEGROLL

1 *Ludwig Hammermayer*, Freie Gelehrtenassoziation oder Staatsanstalt? Zur Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in der Zeit der Spätaufklärung und Reform (1787–1807), in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte, 54, 1991, 159–202, hier 161.
2 Berichte des Grafen Friedrich Lothar Stadion über die Beziehungen zwischen Oesterreich und Bayern 1807–1809, hrsg. v. *Eduard Wertheimer*, in: Archiv für Österreichische Geschichte 63. Wien 1882, 147–238.
3 *Andreas Kraus*, Die naturwissenschaftliche Forschung an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften im Zeitalter der Aufklärung (BAdW, Abhandlungen der Phil.-hist. Klasse 82). München 1978, 98.
4 *Hammermayer*, Gelehrtenassoziation (wie Anm. 1), 193 ff.
5 *Kraus*, Forschung (wie Anm. 3), 24.
6 *August Kluckhohn*, Aus dem handschriftlichen Nachlaß L. Westenrieders (BAdW, Abhandlungen der Hist. Klasse 16.2 und 16.3). München 1882 und 1883, Tagebucheintrag vom 9. 3. 1807; *Karl Theodor von Heigel*, Westenrieder, Lorenz, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 42. Leipzig 1897, 173–181.
7 Zit. nach *Eckhart Kleßmann*, Caroline. München 1975, 265.
8 Archiv der BAdW, Mitgliedsakt Friedrich Heinrich von Jacobi.
9 *Wolf Bachmann*, Die Attribute der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1807–1827. Kallmünz 1966, 7.
10 Organische VO vom 1. 5. 1807, III, abgedr. in: Almanach der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften zum 150. Stiftungsfest 1909, 19 ff.; *Adolf Heinrich Friedrich Schlichtegroll*, Geschichte der Akademie (Denkschriften I). München 1808, IV.
11 *Adolf Heinrich Friedrich Schlichtegroll*, Jahresbericht der Kgl. Akademie der Wissenschaften vom 12. 10. 1808. München 1808, 4.
12 *Bachmann*, Attribute (wie Anm. 9), 25.
13 Akademisches Taschenbuch für die Mitglieder der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu München. München 1811, 34–56.
14 Berichte Stadion (wie Anm. 2), 172.
15 *Karl Theodor von Heigel*, Festrede zum 100. Todestag von Benjamin Thompson Graf von Rumford. München 1915, 29.
16 Bayerische Staatsbibliothek, Handschriftenabteilung, Jacobsiana II.2; aus dem Bestand auch alle weiteren Zitate der Briefe Schlichtegrolls an Jacobs.
17 Ebd., 15. 7. 1807.

18 *Schlichtegroll,* Jahresbericht (wie Anm. 11), 6.
19 Berichte Stadion (wie Anm. 2), 195.
20 *Kluckhohn,* Nachlaß (wie Anm. 6).
21 *Paul Ruf,* Die Säkularisation und die Bayerische Staatsbibliothek. Wiesbaden 1958, 7.
22 Jacobsiana (wie Anm. 16), III.1.1.
23 Ebd.
24 *Eberhard Weis,* Montgelas, Bd. 2. München 2005, 629.
25 *Martin Heidegger,* Schellings Abhandlung über das Wesen der menschlichen Freiheit (1809), hrsg. v. Hildegard Feich. 2. Aufl. Tübingen 1995, 81.
26 Archiv der BAdW, Mitgliedsakt Friedrich Heinrich von Jacobi.
27 Archiv der BAdW, Mitgliederakten Schlichtegroll und Döllinger, Verordnungssammlung IV/1, 30 ff. (Abschrift).
28 Archiv der BAdW, Mitgliedsakt Schlichtegroll, undatierter Briefentwurf an Moll, wohl 1820.
29 Jacobsiana (wie Anm. 16), 10.4.1815.
30 Ebd., 16.12.1815.
31 *Schlichtegroll,* Jahresbericht (wie Anm. 11), 20.
32 *Schlichtegroll,* Dritter Jahresbericht der Kgl. Akademie der Wissenschaften vom 12.10.1810. München 1810, 67 f.
33 *Paul Ruf,* Die Tagebücher Johann Andreas Schmellers (Schriftenreihe zur Bayerischen Landesgeschichte 47/48/48a). München 1952 ff., Eintrag vom 17.12.1815.
34 Jacobsiana (wie Anm. 16), 20.10.1820.
35 *Schlichtegroll,* Dritter Jahresbericht (wie Anm. 32), 8.
36 *Bachmann,* Attribute (wie Anm. 9), 77 f.
37 Hierzu im Einzelnen ebd.
38 Geist und Gestalt. Biographische Beiträge zur Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften vornehmlich im zweiten Jahrhundert ihres Bestehens, Erg.-Band Teil 2. München 1970.
39 Bayerische Staatsbibliothek, Handschriftenabteilung, Martiusiana II B 4 vom 3.10.1828.
40 *Ludwig Wamser,* Auf der Suche nach einem neuen Herculaneum, in: Vorbild Herculaneum, hrsg. v. Dieter Richter und Ludwig Wamser. München 2006, 91 ff., hier 98.
41 Ebd., 106.
42 *Friedrich von Schlichtegroll,* Geschichte der Akademie in den Jahren 1818, 1819 und 1820 (Denkschriften der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München für die Jahr 1818, 1819 und 1820). München 1821, I–XLVI, hier XXVII.
43 Ebd., XIII.
44 Archiv der BAdW, Mitgliedsakt Schlichtegroll, undatierter Briefentwurf an Moll, wohl 1820.

45 Jacobsiana (wie Anm. 16), 21.10.1822.
46 *Cajetan von Weiller*, Zum Andenken an Adolph Heinrich Friedrich von Schlichtegroll. München 1823.
47 *Ruf*, Tagebücher (wie Anm. 33), 9.11.1823 und 31.5.1825.
48 *Weis*, Montgelas (wie Anm. 24), 632 f.
49 *Schlichtegroll*, Jahresbericht (wie Anm. 11), 31.

JOHANN ANDREAS SCHMELLER

1 *Johann Andreas Schmeller*, Tagebücher 1801–1852, 3 Bde., hrsg. v. Paul Ruf. München 1954–1957.
2 Ebd., Bd. 1, 114, wo Schmeller wohl irrtümlich angibt, er sei 11 Jahre alt gewesen; vgl. auch *Paul Ruf*, Schmellers Persönlichkeit, in: *Schmeller*, Tagebücher (wie Anm. 1), Bd. 1, 7.
3 Ab 1806 ordentliches Mitglied der Akademie. Vgl. *Werner Nicklis*, Schmeller, der Pädagoge, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 48, 1985, 115–144, hier 118 f.
4 *Schmeller*, Tagebücher (wie Anm. 1), Bd. 1, 67.
5 Ebd., Bd. 1, 117.
6 Vgl. *Johann Andreas Schmeller*, Über Schrift und Schriftunterricht. Ein ABC-Büchlein in die Hände Lehrender (1803), hrsg. v. Hermann Barkey. München 1965. Dazu *Nicklis*, Schmeller (wie Anm. 3), 120–127.
7 *Ruf*, Schmellers Persönlichkeit (wie Anm. 2), 35 f.
8 *Johann Andreas Schmeller*, Hinsicht aufs Vaterländische in der Erziehung. Ms. von 1812, hrsg. v. Hermann Barkey, in: Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts 25, 1935, 121–142.
9 *Schmeller*, Tagebücher (wie Anm. 1), Bd. 1, 160.
10 Bezeichnenderweise enthalten die Tagebucheinträge während des Feldzuges mehrere Seiten mit Notizen über französische Dialekte, siehe *Schmeller*, Tagebücher (wie Anm. 1), Bd. 1, 329–332, 347.
11 Ebd., Bd. 1, 372.
12 Publiziert in: *Ludwig Rockinger*, An der Wiege der bayerischen Mundart-Grammatik und des bayerischen Wörterbuches, in: Oberbayerisches Archiv 43, 1886, 69–81.
13 *Ernst Bremer/Walter Hoffmann*, Wissenschaftsorganisation und Forschungseinrichtungen der Dialektologie, in: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung, hrsg. v. Werner Besch u. a., Bd. I. Berlin, New York 1982, 202–231, hier 205.
14 *Johann Andreas Schmeller*, Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt. München 1821.
15 *Johann Andreas Schmeller*, Bayerisches Wörterbuch. Theile 1–4. Stuttgart, Tübingen 1827–37. 2., von G. Karl Frommann bearb. Aufl., 2 Bde. München 1872–1877.
16 *Ingo Reiffenstein*, Zur Geschichte, Anlage und Bedeutung des Bayerischen

Wörterbuches, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 48, 1985, 17–39, hier 23.

17 *Schmeller*, Tagebücher (wie Anm. 1), Bd. 1, 434.

18 Vgl. *Robert Hinderling*, Schmeller und Skandinavien, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 48, 1985, 236–257, hier 248.

19 *Bayerische Staatsbibliothek* (Hrsg.), Johann Andreas Schmeller 1785–1852. Gedächtnisausstellung zum 200. Geburtsjahr. München 1985, 111.

20 So adressierte ihn zum Beispiel der Kronprinz, siehe *Schmeller*, Tagebücher (wie Anm. 1), Bd. 1, 225. Im Grund-Buch seines Bataillons in Kempten ließ er als Bekenntnis sogar «revormirt» eintragen, als ob er Helvetischen Bekenntnisses und nicht katholisch gewesen wäre, siehe *Bayerische Staatsbibliothek* (Hrsg.), Schmeller (wie Anm. 19), 16.

21 *Schmeller*, Tagebücher (wie Anm. 1), Bd. 1, 106.

22 So Schmeller selbst in seiner 1816er-Schrift «Sprache der Baiern», hier zitiert nach *Rockinger*, Wiege (wie Anm. 12), 81.

23 *Schmeller*, Tagebücher (wie Anm. 1), Bd. 1, 224.

24 Brief an Samuel Hopf, 16.1.1814, in: *Johann Andreas Schmeller*, Briefwechsel. 3 Bde., hrsg. von Werner Winkler. Grafenau 1989, hier Bd. 1, 110.

25 *Robert Hinderling*, Schmeller und die Schweiz, in: Jahrbuch der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft 1981, 1–20, hier 13.

26 Vollständiges Schriftenverzeichnis in: *Hans-Jürgen Schubert*, Bibliographie der Arbeiten von und über Schmeller, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 48, 1985, 259–276.

27 *Richard J. Brunner*, Johann Andreas Schmeller und die Bayerische Akademie der Wissenschaften. München 1997, 90.

28 *Schmeller*, Tagebücher (wie Anm. 1), Bd. 2, 323.

29 Ebd., Bd. 1, 499.

30 Ebd., Bd. 2, 41.

31 Ebd., Bd. 2, 207. Vgl. *Ruf*, Schmellers Persönlichkeit (wie Anm. 2), 5.

32 Vgl. etwa *Ruf*, Schmellers Persönlichkeit (wie Anm. 2), 56. – Schmeller selbst plante 1827, «das übel zu deutende Wohnen unter Einem Dache mit der Mutter meiner Emma abzubrechen», so *Schmeller*, Tagebücher (wie Anm. 1), Bd. 2, 41.

33 *Franz Auer* (Hrsg.), Das Stadtrecht von München. München 1840.

34 *Schmeller*, Tagebücher (wie Anm. 1), Bd. 1, 40.

35 Ebd., Bd. 2, 220.

36 Vgl. *Bayerische Staatsbibliothek* (Hrsg.), Schmeller (wie Anm. 19), 183.

37 Vgl. ebd. 193 ff.

38 Vgl. *Ruf*, Schmellers Persönlichkeit (wie Anm. 2), 64.

39 Zu Schmellers Editionen siehe besonders *Franz Xaver Scheuerer*, Zum philologischen Werk J. A. Schmellers und seiner wissenschaftlichen Rezeption. Berlin, New York 1995.

40 *Monika Stoermer*, Johann Andreas Schmeller. Der Begründer des Bayeri-

schen Wörterbuchs, in: Literatur in Bayern 21, Nr. 82 (Dezember 2005), 32–43, hier 42.

41 *Schmeller*, Tagebücher (wie Anm. 1), Bd. 2, 526 ff.

42 *Schmeller*, Briefwechsel (wie Anm. 24), Bd. 2, 667 f.

43 *Schmeller*, Tagebücher (wie Anm. 1), Bd. 2, 244.

44 *Schmeller*, Wörterbuch (wie Anm. 15), Bd. 1, 733 und 1243.

45 Ebd., Bd. 1, 1591.

46 Alle Schriften zusammengefasst in: *Johann Andreas Schmeller*, Die Cimbern der VII und XIII Communen und ihre Sprache, hrsg. v. Richard J. Brunner. Landshut 1984.

47 *Rüdiger Harnisch*, Die «Natur der Sprache» und die «Formen» der «Mundarten Bayerns», in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 48, 1985, 49–78, hier vor allem 75–77.

48 *Hermann Kunisch*, Johann Andreas Schmellers geistesgeschichtliche Stellung, in: Historisches Jahrbuch 62–69, 1949, 431–463.

49 *Scheuerer*, Zum philologischen Werk (wie Anm. 39), 26.

FRIEDRICH WILHELM JOSEPH SCHELLING

1 Friedrich Wilhelm Joseph von Schellings sämmtliche Werke, hrsg. v. *Karl Friedrich August Schelling*. Stuttgart/Augsburg 1856 ff., 14 Bde., hier IX, 404. – Zitate aus den Werken Schellings folgen F. W. J. Schelling. Historisch-kritische Ausgabe, hrsg. i. A. der Schelling-Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, ca. 80 Bde. Stuttgart-Bad Cannstatt 1976 ff. (AA), bzw. der Ausgabe der «Sämmtlichen Werke» (SW), jeweils unter Angabe von Band und Seite.

2 SW (wie Anm. 1) IX, 410 f., ebenso IX, 412, 456. – In den neuen Statuten der Akademie von 1827 wurde die Akademie als ein «*unter dem Schutze des Königs stehender Verein von Gelehrten, um die Wissenschaften zu pflegen, dieselben durch Forschungen zu erweitern, und durch die vereinbarten Kräfte Werke hervorzubringen, welche die Kraft eines einzelnen Gelehrten übersteigen*» bezeichnet (vgl. den Abdruck der Statuten in: Taschenbuch der königlichen Akademie der Wissenschaften und des königlichen General-Conservatoriums der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates. Sulzbach 1829, 2).

3 SW (wie Anm. 1) V, 284 (eine Anmerkung aus Schellings Handexemplar).

4 Vgl. *Jürgen Voss*, Akademien, gelehrte Gesellschaften und wissenschaftliche Vereine in Deutschland, 1750–1850, in: Étienne François (Hrsg.), Sociabilité et société bourgeoise en France, en Allemagne et en Suisse, 1750–1850. Paris 1986, 149–167. Das Grimmsche Wörterbuch nennt für «Verein» einen Beleg aus der Zeit des Schmalkaldischen Bundes, dann aber vor allem Wendungen wie «Verein der Sänger» oder «der Turner», mithin typische Vergesellschaftungsformen des 19. Jahrhunderts.

5 Schelling wollte, so eine Vorbemerkung zur Rede von 1829, diese Reden gesammelt drucken lassen, um seine Programmatik für die Akademie sichtbar zu machen (SW [wie Anm. 1] IX, 404).

6 SW (wie Anm. 1) IX, 405 f.

7 AA (wie Anm. 1), I, 2, 77.

8 Weitere Belege z. B. in SW (wie Anm. 1) VII, 423, dann immer wieder im Zusammenhang mit dem Dasein Gottes, z. B. SW XI, 262. Vgl. auch *Jörg Jantzen* (Hrsg.), Die Realität des Wissens und das wirkliche Dasein. Erkenntnisbegründung und Philosophie des Tragischen beim frühen Schelling. Stuttgart-Bad Cannstatt 1998. – Zum Verhältnis von «*positiver*» und «*negativer*» Philosophie bei Schelling vgl. z. B. SW XIII, 74–93, zur Gegenüberstellung von «*was*» und «*daß*» z. B. SW XIII, 100, XI, 262; zur «*Unvordenklichkeit*» v. a. SW XIV, 337–356.

9 Mit diesen Positionen standen weitere Aufgaben direkt in Verbindung; so war Schelling beispielsweise auch Mitglied des «obersten Studienraths».

10 Die aktuellste Biographie ist *Xavier Tilliette*, Schelling. Biographie. Paris 1999; vgl. auch die Einträge (von *Jörg Jantzen*) in: Neue Deutsche Biographie 22. Berlin 2005, 652–655, und (von *Wilhelm G. Jacobs*) in: Deutsche Biographische Enzyklopädie 8. München 1998, 596 f. – Zentral für die Erschließung von Schellings persönlicher und intellektueller Biographie ist, neben den in AA (wie Anm. 1) zusammengetragenen Informationen, die Edition seiner Tagebücher, von der bislang die Jahrgänge 1809–1816, 1846, 1848 und 1849 vorliegen (hrsg. von *Lothar Knatz/Hans Jörg Sandkühler/Martin Schraven*. Hamburg, 1990–2007).

11 Repräsentativ für die neueren Ansätze: *Walter E. Ehrhardt*, Nur Ein Schelling, in: Studi Urbinati 51, 1977, 111–122; *Wilhelm G. Jacobs*, Schelling lesen. Stuttgart-Bad Cannstatt 2004; *Slavoj Zizek*, The indivisible remainder. On Schelling and related matters. London/New York 1996. Als Überblicksdarstellungen: *Hans Jörg Sandkühler* (Hrsg.), F. W. J. Schelling. Stuttgart/Weimar 1998; *Hans Michael Baumgartner/Harald Korten*, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling. München 1996. – Dokumente und Darstellungen zu Schellings Schul- und Studienzeit in *Michael Franz/Wilhelm G. Jacobs* (Hrsg.), Materialien zum bildungsgeschichtlichen Hintergrund von Hölderlin, Hegel und Schelling. 3 Bde. Tübingen 2004, 2005, 2007; *Wilhelm G. Jacobs*, Zwischen Revolution und Orthodoxie? Schelling und seine Freunde im Stift und an der Universität Tübingen. Stuttgart-Bad Cannstatt 1989; *ders.*, Gottesbegriff und Geschichtsphilosophie in der Sicht Schellings. Stuttgart-Bad Cannstatt 1993; *Michael Franz*, Schellings Tübinger Platon-Studien. Göttingen 1995.

12 Brief Goethes an Chr. G. von Voigt, 21. 6. 1798; vgl. die Angaben in AA (wie Anm. 1), I, 5, 47.

13 Als Überblick vgl. *Manfred Durner/Francesco Moiso/Jörg Jantzen*, Wissenschaftshistorischer Bericht zu Schellings naturphilosophischen Schrif-

ten 1797–1800 (Ergänzungsband zu AA [wie Anm. 1], I, 1–9). Stuttgart-Bad Cannstatt 1994; *Olaf Breidbach/Paul Ziche* (Hrsg.), Naturwissenschaften um 1800. Wissenschaftskultur in Weimar-Jena. Weimar 2001.

14 *Friedrich Wilhelm Joseph Schelling*, System des transscendentalen Idealismus (1800), in: AA (wie Anm. 1), I, 9; sechstes Hauptstück.

15 Hierzu gehören Themen wie das «sogenannte Wetterschießen» (SW [wie Anm. 1] VIII, 427–438) oder die – u.a. zusammen mit Johann Wilhelm Ritter geführte – Auseinandersetzung mit den Phänomenen des Siderismus.

16 Breit ausgearbeitet und philosophisch umgesetzt ist der philologisch-archäologische Ansatz in Schellings Arbeit über die «Gottheiten von Samothrake», auf der öffentlichen Sitzung der Akademie 1815 vorgetragen (SW [wie Anm. 1] VIII, 345–422); weitere Arbeiten, vorgestellt an der Berliner Akademie, aber teilweise noch in München konzipiert, in SW IX, 301–352.

17 Zu Schellings später Systemgestalt vgl. *Anna-Lena Müller-Bergen* unter Mitwirkung von *Simone Egidio Sartori*, Karl Friedrich August Schelling und die «Feder des seligen Vaters». Editionsgeschichte und Systemarchitektur der zweiten Abteilung von F.W.J. Schellings *Sämmtlichen Werken*, in: editio 21, 2007, 110–132.

18 *Gerhard Müller/Klaus Ries/Paul Ziche* (Hrsg.), Die Universität Jena. Tradition und Innovation um 1800. Stuttgart 2001.

19 Vgl. *Frank Büttner*, Peter Cornelius: Fresken und Freskenprojekte. Wiesbaden 1999. – Zu den Ägineten vgl. SW (wie Anm. 1) IX, 111–206. Bereits 1807/08 legte Schelling eine Reihe von Artikeln über kunsthistorische und -theoretische Fragestellungen vor, darunter auch eine ausführliche Reflexion über die Verfassung der Kunstakademie (SW VII, 553–568); hier geht es, ganz ähnlich wie in den Stellungnahmen zur Akademie, um den Leitbegriff der Freiheit (SW VII, 564), hier mit dem Fortschreiten der Kunst direkt verbunden, um die Rolle der Lehre an der Kunstakademie und um das Einbinden von Kunst in den öffentlichen Raum. – Zur Akademie der bildenden Künste vgl.: Schelling und die Akademie der bildenden Künste. Schriftenreihe der Akademie der Bildenden Künste München. Bd. 6. München 2002, hierin v.a. den Beitrag von *Wilhelm G. Jacobs*, Der Zusammenhang der Gründungsurkunde der Akademie der Bildenden Künste mit Schellings Münchner Rede «Ueber das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur», 11–28. – Vgl. auch *Hans Jantzen*, Die Kunstgelehrten. Schelling, in: Geist und Gestalt. Biographische Beiträge zur Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften vornehmlich im zweiten Jahrhundert ihres Bestehens. Bd. 1, München 1959, 279–286.

20 Dazu vgl. *Petr Rezvykh*, Schellings Rede über die Bibelgesellschaften, in: Zeitschrift für neuere Theologiegeschichte 2007, 1–48.

21 Das philosophisch vielleicht gewichtigste Monument der Wertschätzung Schellings durch das Königshaus ist das Heft zu Schellings «Einleitung in die Philosophie», das Maximilian sich als Kronprinz 1830 anlegte und das

von Schelling korrigiert wurde: *Friedrich Wilhelm Joseph Schelling*, Einleitung in die Philosophie, hrsg. v. Walter E. Ehrhardt. Stuttgart-Bad Cannstatt 1989.

22 Schelling kam dem Ruf nach München nur zögerlich nach, was nicht verständlich wäre, wenn er an einer viel versprechenden Neuorganisation bereits im Vorfeld beteiligt gewesen wäre. Zu Schellings Berufung nach München vgl. *Horst Fuhrmans*, Schelling-Briefe aus Anlaß seiner Berufung nach München im Jahre 1827, in: Philosophisches Jahrbuch 64, 1956, 272–297. – Zum Kontext vgl. die Übersichtsdarstellung zur Universitätsgeschichte dieser Periode von *Harald Dickerhof*, Aufbruch in München, in: Laetitia Boehm/Johannes Spörl (Hrsg.), Ludwig-Maximilians-Universität Ingolstadt-Landshut-München 1472–1972. Bd. 1. Berlin 1972, 215–250.

23 SW (wie Anm. 1) IX, 380.

24 Die Vorlesungsverzeichnisse liegen gedruckt vor; sie zeigen einen eindeutigen Schwerpunkt auf naturwissenschaftlichen Veranstaltungen und listen zugleich auch die Lehrveranstaltungen an der «medicinisch-practischen Lehranstalt» auf, mit der die Akademie offensichtlich in der Lehre kooperierte.

25 SW (wie Anm. 1) VIII, 455–465. – Vgl. auch die scharfe Kritik an der Akademie, die Schelling 1818 formulierte (SW VIII, 467).

26 Eine größere Darstellung zum «Generalkonservatorium» ist in Vorbereitung.

27 SW (wie Anm. 1) IX, 396, 402.

28 Ebd., 431.

29 Ebd., 436.

30 Ebd., 439–452, 490–493.

31 Die Gutachten sind abgedruckt in *Harald Dickerhof* (Hrsg.), Dokumente zur Studiengesetzgebung in Bayern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Berlin 1975, Schellings Gutachten 119–125, Zitat 125. Ein weiteres Gutachten stammte von Friedrich Thiersch.

32 Vgl. die sehr detaillierte Geschichte bei *Wilhelm Prandtl*, Die Geschichte des chemischen Laboratoriums der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München. Weinheim/Bergstr. 1952.

33 Vgl. die Angaben im Schriftenverzeichnis der Akademie: *Wolf Bachmann* (Bearb.), Gesamtverzeichnis der Schriften der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in den ersten beiden Jahrhunderten ihres Bestehens 1759–1959. (Geist und Gestalt. Biographische Beiträge zur Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften [...]. Ergänzungsband, zweite Hälfte.). München 1970.

34 Alle Zitate: SW (wie Anm. 1) IX, 358.

35 SW (wie Anm. 1) VII, 518, hier auch im Zusammenhang mit bildungsprogrammatischen Äußerungen; SW VII, 474 wird der Geist des Menschen allgemein durch das Merkmal der Entschiedenheit charakterisiert.

36 SW (wie Anm. 1) IX, 356. Eingehendere Verweise auf Westenrieder und auf die Akademiegeschichte z. B. SW IX, 412–417, 426.
37 SW (wie Anm. 1) IX, 373.
38 Z.B. SW (wie Anm. 1) VIII, 463.
39 Archiv der BAdW, VIII, 9.
40 SW (wie Anm. 1) IX, 449.
41 Für Kritik und Durchsicht des Beitrags danke ich Wilhelm G. Jacobs und Ernst-Otto Onnasch.

CARL FRIEDRICH PHILIPP VON MARTIUS

1 Zitate aus *Hermann Merxmüller*, Carl Friedrich Philipp von Martius (Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Math.-nat. Klasse). München 1968, 79–96; englischer Text von Stafleu (1968) darin zitiert.
2 Faksimile verfügbar unter http://www.botanicus.org/page/148133.
3 *Ernst Wunschmann*, Martius, Carl Ritter von, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 20. Leipzig 1884, 517–527, hier 517–518.
4 *Wolf Bachmann*, Die Attribute der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1807–1827 (Münchener Historische Studien 8). Kallmünz 1966.
5 *Carl Friedrich Meissner*, Denkschrift auf Carl Friedrich Philipp von Martius. München 1869.
6 *Bachmann*, Attribute (wie Anm. 4).
7 *Wolfgang J. Smolka*, Wissenschaftsförderung durch Reiseförderung. Reiseunterstützungen als Mittel der Forschungsförderung am Beispiel Bayerns im 19. Jahrhundert, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 22, 1999, 125–134.
8 *Bachmann*, Attribute (wie Anm. 4).
9 Ebd.
10 Details zur Reise in Brasilien und wörtliche Zitate aus dem Reisebericht sind entnommen aus: *Wunschmann*, Martius (wie Anm. 3) (http://mdz1.bib-bvb.de/~ndb/adb_index.html); *Franz von Kobell*, Nekrolog auf Karl Friedrich Philipp von Martius (Sitzungsberichte der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaften zu München). München 1869, Bd. I, 383–387; *Meissner*, Denkschrift (wie Anm. 5); *Karl Goebel*, Zur Erinnerung an K. F. Ph. v. Martius. München 1905; *Bachmann*, Attribute (wie Anm. 4); *Jürke Grau*, Carl Friedrich Philipp von Martius, in: Bayerische Tropenforschung – Einst und jetzt (Rundgespräche der Kommission für Ökologie 10). München 1995, 19–28; *Jörg Helbig* (Hrsg.), Brasilianische Reise 1817–1820. Carl Friedrich Philipp von Martius zum 200. Geburtstag. München 1994.
11 *Johann Andreas Schmeller*, Tagebücher 1801–1852, hrsg. v. Paul Ruf (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 47, 48, 48a). München 1954.
12 *Meissner*, Denkschrift (wie Anm. 5), 8–9.
13 *Bachmann*, Attribute (wie Anm. 4), 234.

14 Ebd.
15 Ebd., 236.
16 Z. B. in The Foreign Quarterly Review, 5, part 10, 1830, 449–475.
17 Faksimile verfügbar unter http://www.botanicus.org/page/788998.
18 Faksimile verfügbar unter http://www.botanicus.org/page/744506.
19 Faksimile verfügbar unter http://www.botanicus.org/page/281342.
20 Faksimile verfügbar unter http://florabrasiliensis.cria.org.br/.
21 Verfügbar unter http://projects.bebif.be/enbi/martius/home.
22 *Carl Friedrich Philipp von Martius*, Specimen materiae medicae etc. (1824); Faksimile verfügbar unter http://www.botanicus.org/page/895611.
23 Akademische Gedenkreden von C. F. Ph. v. Martius. Leipzig 1866.
24 Geist und Gestalt. Biographische Beiträge zur Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften vornehmlich im zweiten Jahrhundert ihres Bestehens, Ergänzungsband, 2. Hälfte. München 1970, 888.
25 *Meissner*, Denkschrift (wie Anm. 5).
26 *Schmeller*, Tagebücher (wie Anm. 11).

Justus von Liebig

Bibliographische Hinweise

Georg Schwedt, Liebig und seine Schüler. Die neue Schule der Chemie. Berlin 2002.
Helga und Wilhelm Strube, Justus Liebig. Eine Biographie. 2. Aufl. Beucha 2005.

Anmerkungen

1 Justus Liebig. Seine Zeit und unsere Zeit, Chemie – Landwirtschaft – Ernährung. Ausstellungskatalog, hrsg. v. Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen. Gießen 2003, 53.
2 *Otto Krätz*, Justus von Liebig (1803–1873), in: München leuchtet für die Wissenschaft – berühmte Forscher und Gelehrte, hrsg. v. Ulrike Leutheusser und Heinrich Nöth, Bd. 1. München 2007, 123–137, Zitat 124–125.
3 *William H. Brock* (Hrsg.), Justus von Liebig und August Wilhelm Hofmann in ihren Briefen. Weinheim 1984, 136.
4 *Wilhelm Prandtl*, Die Geschichte des Chemischen Laboratoriums der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München. Weinheim 1952, 35.
5 *Justus Liebig*, Chemische Briefe. Heidelberg 1844, 4. (deutsche) Aufl. 1862.
6 *Robert Schwarz*, Aus Justus Liebigs und Friedrich Wöhlers Briefwechsel in den Jahren 1829–1873. Weinheim 1958, 225.
7 Veröffentlicht Braunschweig 1849.
8 Die Amtsbezeichnung «Präsident» wurde erst am 30. Oktober 1890 durch eine Entschließung des Prinzregenten Luitpold eingeführt.
9 Archiv der BAdW, Mitgliedsakt Friedrich Wilhelm von Thiersch, Ernennungsurkunde Justus von Liebigs.

10 Öffentliche Sitzung zur Feier des 113. Stiftungsfestes am 27.3.1872, in: Almanach der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1872. München 1872, 125–136.

11 *Justus von Liebig*, Rede in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften am 28. März 1860. München 1860, 1–20, hier 1.

JOHANN VON LAMONT

Bibliographische Hinweise

Heinrich Soffel, Johann von Lamont (1805–1879) – Lebensweg und wissenschaftliche Leistungen unter besonderer Berücksichtigung seiner Arbeiten zur Erforschung des Erdmagnetfeldes. Veröffentlichungen der Bayerischen Kommission für die Internationale Erdmessung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Astronomisch-Geodätische Arbeiten, Heft 62, 1–12. München 2005.

Reinhold Häfner/Heinrich Soffel, Johann von Lamont, 1805–1879, Leben und Werk. Festschrift anlässlich der 200. Wiederkehr des Geburtstages von Johann von Lamont, hrsg. v. d. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, der Universitäts-Sternwarte und dem Geophysikalischen Observatorium der Universität München. München 2006.

Anmerkungen

1 *Johann Lamont*, Magnetische Karten von Deutschland und Bayern, nach den neuen Bayerischen und Oesterreichischen Messungen, unter Benützung einiger älterer Bestimmungen. München 1854.

2 *Johann Lamont*, Untersuchungen über die Richtung und Stärke des Erdmagnetismus an verschiedenen Puncten des Südwestlichen Europa, im Allerhöchsten Auftrag seiner Majestät des Königs Maximilian II. ausgeführt. München 1858; *ders.*, Untersuchungen über die Richtung und Stärke des Erdmagnetismus in Norddeutschland, Belgien, Holland, Dänemark im Sommer des Jahres 1858 ausgeführt und auf öffentliche Kosten herausgegeben. München 1859.

3 Bezüglich der gesamten von Lamont veröffentlichten geomagnetischen Karten sei auf *Soffel*, Johann von Lamont, 2005, verwiesen.

FRANZ VON KOBELL

Bibliographische Hinweise

Über die sehr geistreiche, vielfältig engagierte Familie Kobell gibt es umfangreiche Literatur, besonders aber über den Naturforscher und Dichter in einer Person, Franz von Kobell. Die ausgewählten Literaturhinweise geben zusätzliche Informationen über sein Leben.

Luise von Kobell, Franz von Kobell. Eine Lebensskizze von Luise von Kobell. München 1884.
Karl von Haushofer, Franz von Kobell. Eine Denkschrift (Denkschriften der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften). München 1884.
Aloys Dreyer, Franz von Kobell. Sein Leben und seine Dichtungen (Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte 52). München 1904.
Ricarda Huch, Blütezeit der Romantik. 3. Aufl. Leipzig 1908.
Karl Alexander von Müller, Pfälzer und Bayern. Porträts der Familie Kobell, in: Verborgene Heimat, Unbekanntes Bayern, Bd. 2. München 1956, 45–60.
Günter Goepfert (Hrsg.), Franz von Kobell. Ausgewählte Werke. München 1972.
Angelika Jung-Hüttl, Franz von Kobell (1803–1882) als Naturwissenschaftler. Ein Beitrag zur Geschichte der Mineralogie in Bayern. Diss. TU München 1991.

Ignaz von Döllinger

Bibliographische Hinweise

Zu Ignaz Döllinger und der von ihm ausgelösten Distanzierung von einem römischen Universalepiskopat und dem Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit sowie zur Gründung der altkatholischen Kirche gibt es eine überaus reiche Literatur. Zudem gewann Döllinger neue Aufmerksamkeit als Ökumeniker. Eine Art bibliographie raisonnée ist gegeben bei *Horst Fuhrmann*, Ignaz von Döllinger. Ein exkommunizierter Theologe als Akademiepräsident und Historiker (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse 137, Heft 1), Leipzig/Stuttgart 1999, Anhang 28 ff. Die Münchener Theologische Zeitschrift hat das Heft 4 ihres 50. Jahrgangs (1999) dem 200. Geburtstag Döllingers gewidmet, darin: *Franz Xaver Bischof*, Döllingers Akademievorträge (30 ff.), Ignaz von Döllinger als Theologe der Ökumene (44); *Manfred Weitlauff*, Ignaz von Döllinger und Adolf von Harnack (61 ff.). Besonders quellennah ist *Franz Xaver Bischof*, Theologie und Geschichte. Ignaz von Döllinger (1799–1890) in der zweiten Hälfte seines Lebens (Münchner kirchenhistorische Studien 9), Stuttgart u. a. 1997. Trotz der Fülle der Sekundärliteratur ist die Biographie des altkatholischen Schülers *Johannes Friedrich*, Ignaz von Döllinger. Sein Leben auf Grund seines schriftlichen Nachlasses dargestellt, 3 Bde., München 1899–1901, nicht überholt. An biographischen Übersichten seien vor allem die des Herausgebers verschiedener Briefwechsel Döllingers *Victor Conzemius* genannt, in: Theologische Realenzyklopädie 9, 1982, 20–26, sowie in: Gestalten der Kirchengeschichte, hrsg. v. Martin Greschat, 9/1, Stuttgart u. a. 1985, 263 ff.; *Georg Schwaiger*, in: Katholische Theologen Deutschlands im 19. Jahrhundert, Bd. 3, München 1975, 9 ff.

FERDINAND GREGOROVIUS

1 Zu Leben und Werk: *Johannes Hönig*, Ferdinand Gregorovius, der Geschichtsschreiber der Stadt Rom. Stuttgart 1921 (2. Aufl. 1944 ohne Briefanhang); *Arnold Esch/Jens Petersen* (Hrsg.), Ferdinand Gregorovius und Italien. Eine kritische Würdigung. Tübingen 1993, mit verschiedenen Beiträgen; *Hanno-Walter Kruft/Markus Völkel* (Hrsg.), Ferdinand Gregorovius, Römische Tagebücher 1852–1889. München 1991: Einführung u. Bibliographie seiner Schriften 559–561. – Im Folgenden werden nur die wörtlichen Zitate belegt.

2 Tagebücher (wie Anm. 1), 60.

3 Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis XVI. Jahrhundert, 8 Bde. Stuttgart 1859–1872; mehrere Auflagen; Neuausgabe durch *Waldemar Kampf*, 3 Bde. Darmstadt 1953–1957.

4 1852 an Albrecht Pancritius (*Hönig*, Gregorovius [wie Anm. 1], 124).

5 Tagebücher (wie Anm. 1), 356.

6 Ebd., 198 (Leipzig, 1865); an v. Thile (wie Anm. 29), 57 f. (München, 1862).

7 Archiv der BAdW, Wahlakten 1865 f. 21v mit Abschrift des Wahlvorschlags (der auch für die Wahlen von 1871 und 1875 galt): «Dr. Ferdinand Gregorovius in Rom hat sich durch zahlreiche historische Arbeiten einen Namen gemacht, vor Allem aber durch seine Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, von der bisher 4 Bände erschienen sind. Fleiß, Gelehrsamkeit und geschmackvolle Darstellung zeichnen das Werk aus, welches zum ersten Male den überaus wichtigen Stoff in einigermassen entsprechender Weise behandelt. Weder Italien noch Frankreich haben eine ähnliche Arbeit über das mittelalterliche Rom aufzuweisen, und es ist ein schöner Ruhm deutscher Wissenschaft, auch hier Bahn gebrochen zu haben. Herr Dr. Gregorovius scheint mir deßhalb im hohen Maße würdig als Correspondent unserer historischen Classe einverleibt zu werden. W. v. Giesebrecht.»

8 Accad. Naz. dei Lincei, Archivio Storico, Tit. 4 B 1 Fasc. 6 (7. 2. 1876, mit Diplom und Mitteilung; 19.3. Ranke etc.); Fasc. 12 Prot. 35 socio straniero 1881.

9 *Ernst Bernheim*, Lehrbuch der historischen Methode. Leipzig 1894, 595 f., vgl. 53.

10 Tagebücher (wie Anm. 1), 215; «Weltknoten»: 203.

11 Archivio della Congregazione per la Dottrina della Fede: Indice, Protocolli 1872–1875, Nr. 40.

12 Tagebücher (wie Anm. 1), 80, 83. Über sein Echo in Italien eingehend *Alberto Forni*, Der Erfolg von Gregorovius in Italien, in: Esch/Petersen (Hrsg.), Gregorovius (wie Anm. 1), 12–41.

13 5 Bde. Leipzig 1856–1877, mehrere Auflagen; Neuausgabe durch *Hanno-Walter Kruft*. München 1986 (danach hier zitiert).

14 Wanderjahre (wie Anm. 13), 405.

15 *Arnold Esch*, Aus den Akten der Indexkongregation, in: ders./Petersen (Hrsg.), Gregorovius (wie Anm. 1), 251.

16 Allein für die «Allgemeine Zeitung» schrieb er, wie das Mitarbeiterverzeichnis im Cotta-Archiv (Deutsches Literaturarchiv, Marbach) belegt, 1852–1890 184 Texte (meist anonym oder unter Sigle): *Jens Petersen*, Ferdinand Gregorovius als Mitarbeiter der Augsburger «Allgemeinen Zeitung». Ausgewählte Textbeispiele, in: Esch/ders. (Hrsg.), Gregorovius (wie Anm. 1), 253–285.
17 Lucrezia Borgia. Nach Urkunden und Correspondenzen ihrer eigenen Zeit. Stuttgart 1874, mehrere Auflagen; Neuausgabe durch *Heinrich Lutz*. München 1982, hier 242.
18 Die verschiedenen Briefeditionen sind zusammengestellt bei *Kruft/Völkel* (Hrsg.), Gregorovius (wie Anm. 1), 561; eine von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1949 geplante Edition seiner Briefe kam nicht zustande.
19 *Kruft/Völkel* (Hrsg.), Gregorovius (wie Anm. 1), während die Ausgabe seiner (von Gregorovius revidierten) Tagebücher durch *Friedrich Althaus*. Stuttgart 1892, nur die Jahre bis 1874 enthielt.
20 Tagebücher (wie Anm. 1), 88.
21 Ebd., 313.
22 Ebd., 312.
23 Ebd., 359, 378, 403, 360.
24 Ebd., 357, 371; «Herumzerren»: 357.
25 Ebd., 351.
26 *Ettore Roesler Franz*, Roma sparita.
27 Tagebücher (wie Anm. 1), 392.
28 Wanderjahre (wie Anm. 13), 410; Zeitungsartikel s. *Petersen*, Mitarbeiter (wie Anm. 16), 262–272.
29 22.7.1888 an v. Thile: *Herman von Petersdorff* (Hrsg.), Briefe von Ferdinand Gregorovius an den Staatssekretär Hermann von Thile. Berlin 1894, 209.
30 24.10.1888 an v. Thile: ebd., 214.
31 Wanderjahre (wie Anm. 13), 667; «scharf»: 9.10.1875 an die Redaktion (*Hönig*, Gregorovius [wie Anm. 1], 386).
32 Tagebücher (wie Anm. 1), 421.
33 30.10.1887 an v. Thile: *Petersdorff* (Hrsg.), Briefe (wie Anm. 29), 196.
34 Die dann in den Sitzungsberichten erschienen bzw. in: Kleine Schriften zu Geschichte und Cultur, 3 Bde. Leipzig 1887–1892.
35 Tagebücher (wie Anm. 1), 409 (die – nicht schlafenden – 15 Mitglieder: Archiv der BAdW, Sitzungsprotokolle Hist. Classe 1875–1880 f. 96 rv).
36 BAdW, Sitzungsberichte der Phil.-philolog. und hist. Classe, 1872, 491–518, und 1881, 348–381.
37 Tagebücher (wie Anm. 1), 366.
38 So Giovanni Gozzadini: Archiv der BAdW, Sitzungsprotokolle Hist. Classe 1878 f. 82 rv.
39 Tagebücher (wie Anm. 1), 417, 371.

40 Kleine Schriften (wie Anm. 34), Bd. 3, 225–263, hier 256 ff. Er war noch anwesend bei den Sitzungen vom 3. 1. und 7. 3. 1891.

CARL MAXIMILIAN VON BAUERNFEIND

1 *Max Schmidt*, Geheimrat Karl Max von Bauernfeind, in: Technische Hochschule München, Jahresbericht 1893/94, 1–19 (mit einem Verzeichnis von 81 Schriften Bauernfeinds).
2 *Carl von Bauernfeind*, Elemente der Vermessungskunde. 7. Aufl. Stuttgart 1890.
3 *Friedrich Robert Helmert*, Die mathematischen und physikalischen Theorien der höheren Geodäsie. Leipzig 1884, 585.
4 Archiv des Deutschen Museums, NL 049, Carl von Bauernfeind, Lebenslauf, geschrieben 1878, ergänzt 1880.
5 Ebd.
6 Ebd.
7 Ebd.
8 Zu Einzelheiten siehe *Wolfgang Strohmeier*, Die astronomisch bestimmten Breiten, Längen und Azimute in Bayern. Eine Aufführung in Tabellen, nebst zweier ergänzender Mitteilungen und einer Geschichte der Bayer. Kommission für die Internationale Erdmessung (Veröffentlichung der Bayerischen Kommission für die Internationale Erdmessung, Astr.-Geod. Arbeiten 15). München 1952, 39–48.
9 Archiv der BAdW, Sitzungsprotokolle der Math.-phys. Classe, 1865–1894.
10 *Schmidt*, Bauernfeind (wie Anm. 1), 13.
11 Archiv der TU München, Personalakt Carl Maximilian von Bauernfeind, Friedrich von Thiersch an Pauline von Bauernfeind, 22. 7. 1907.
12 *Schmidt*, Bauernfeind (wie Anm. 1), 13.
13 *Egbert Ritter von Hoyer*, Bauernfeind, Dr. Karl Max von, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 46. Leipzig 1902, 241–243.

KONRAD MAURER

1 Zu Georg Ludwig von Maurer ist grundlegend *Karl Dickopf*, Georg Ludwig von Maurer 1790–1872 (Münchener Historische Studien. Abteilung Neuere Geschichte 4). Kallmünz 1960, hier zu seiner Lehre von der Markgenossenschaft 156–168.
2 Eine umfassende Auseinandersetzung mit Maurers Lehre bei *Karl Siegfried Bader*, Dorfgenossenschaft und Dorfgemeinde (Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes II). Weimar 1962, 130–138.
3 Vgl. hierzu *Peter Landau*, Karl Marx und die Rechtsgeschichte, in: Tijdschrift voor Rechtsgeschiedenis 41, 1973, 361–371; ferner ausführlich *Axel Olowson*, Markgenossenschaftslehre und Marxismus. Diss. jur. Zürich 1967.
4 Zur Tätigkeit G. L. v. Maurers in Griechenland vgl. *Dickopf*, Maurer (wie Anm. 1), 50–83.

5 Zu Maurers griechischer Gesetzgebungstätigkeit vgl. ebd., 57–64.

6 Vgl. zu deutschen Forschungen zum altgriechischen Recht um 1830 *Gerhard Thür*, Juristische Gräzistik im frühen 19. Jahrhundert, in: Michael Stolleis u. a. (Hrsg.), Die Bedeutung der Wörter. Festschrift für Sten Gagnér zum 70. Geburtstag. München 1991, 521–534.

7 Zur Diskussion um die Schwurgerichte vor 1848 vgl. *Peter Landau*, Schwurgerichte und Schöffengerichte in Deutschland im 19. Jahrhundert bis 1870, in: Antonio Padoa Schioppa (Hrsg.), The Trial Jury in England, France, Germany 1700–1900 (Comparative Studies in Continental and Anglo-American Legal History 4). Berlin 1987, 241–304.

8 Zu G. L. v. Maurers politischer Tätigkeit in Bayern 1847 vgl. *Dickopf*, Maurer (wie Anm. 1), 83–93; ferner *Heinz Gollwitzer*, Ludwig I. von Bayern. Königtum im Vormärz. München 1997, 676–678 und 689–702; *Andreas Kraus*, Die Regierungszeit Ludwigs I. (1825–1848), in: Handbuch der bayerischen Geschichte, begr. v. Max Spindler, hrsg. v. Alois Schmid, Bd. IV/1. 2. Aufl. München 2003, 127–234, hier 226 f.; *Ernst Rudolf Huber*, Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, Bd. II. 3. Aufl. Stuttgart u. a. 1988, 439.

9 Zu G. L. v. Maurers wissenschaftlichem Werk nach 1848 vgl. *Dickopf*, Maurer (wie Anm. 1), 149–255. Es handelt sich um folgende Bücher: Einleitung in die Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung in Deutschland. München 1854; Geschichte der Markenverfassung in Deutschland. Erlangen 1856; Geschichte der Fronhöfe, der Bauernhöfe und der Hofverfassung in Deutschland, 4 Bde. Erlangen 1862/63; Geschichte der Dorfverfassung in Deutschland, 2 Bde. Erlangen 1865/66; Geschichte der Städteverfassung in Deutschland, 4 Bde. Erlangen 1869/71 – insgesamt also 12 Bände. Zu Georg Ludwig v. Maurers Bild der Verfassungsgeschichte «als Anwendungsfall einer organisch-liberalen Staatstheorie» vgl. auch *Ernst-Wolfgang Böckenförde*, Die deutsche verfassungsgeschichtliche Forschung im 19. Jahrhundert (Schriften zur Verfassungsgeschichte 1). 2. Aufl. Berlin 1995, 134–147, mit dem Resümee: «Für Maurer gelten [...] demgemäß nur genossenschaftliche, nicht aber herrschaftliche Ordnungsformen als Fortwirkung ursprünglicher Zustände.»

10 Zu Konrad Maurer fehlt bisher anders als bei seinem Vater eine befriedigende Biographie. Meine Angaben zu seinem Leben beruhen hauptsächlich auf folgenden Arbeiten: *Ernst Mayer*, Konrad Maurer, in: Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte, Germ. Abt. 24, 1903, V–XXVII; *Karl v. Amira*, Konrad von Maurer. Gedächtnisrede. Bayerische Akademie der Wissenschaften 25. November 1903. München 1903; *Hans Erich Feine*, Die Rechtshistoriker. Konrad von Maurer, in: Geist und Gestalt. Biographische Beiträge zur Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften vornehmlich im zweiten Jahrhundert ihres Bestehens, Bd. I. München 1959, 228–232 (mit erheblichen chronologischen Fehlern); *Peter Landau*, Konrad Maurer (1823–1902), der Lehrer Amiras, in: Peter Landau/Her-

mann Nehlsen/Mathias Schmoeckel, Karl von Amira zum Gedächtnis (Rechtshistorische Reihe 206). Frankfurt/M. 1999, 23–27.

11 *Konrad Maurer*, Ueber das Wesen des ältesten Adels der deutschen Stämme, in seinem Verhältniß zur gemeinen Freiheit. München o. J. [1846].

12 *Friedrich Carl v. Savigny*, Beitrag zur Rechtsgeschichte des Adels im neuern Europa, in: Abhandlungen der Kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin, Phil.-hist. Kl., 1838, 1–40 (auch in: *ders.*, Vermischte Schriften, Bd. 4. Berlin 1850, ND Aalen 1968, 1–73). Zu Savignys Adelsschrift vgl. *Armin Wolf*, Savignys «Beitrag zur Rechtsgeschichte des Adels im neueren Europa», in: Ius commune 8, 1979, 120–147.

13 *Maurer*, Wesen (wie Anm. 11), 17.

14 Ebd., 18.

15 Ebd., 196.

16 Ebd., 204.

17 Ebd., 197.

18 Hierzu vgl. *Gollwitzer*, Ludwig I. (wie Anm. 8), 683 mit Anm. 1523.

19 So *Mayer*, Maurer (wie Anm. 10), XXVI: «Gegen seinen Willen [...] ist er Professor geworden»; auch *Amira*, Maurer (wie Anm. 10), 19: «Maurer habe gemeint, in die gelehrte Laufbahn hätten ihn wider seinen Willen äußere Schicksale gedrängt.»

20 *August Seuffert* (stud. jur.), Vorlesungen über Deutsche Rechtsgeschichte gehalten von Dr. Konrad Maurer in München im Wintersemester 1848/49 – Ms. 120 der Bibliothek des Leopold-Wenger-Instituts, Abt. B. Eine Drucklegung dieses Manuskripts wäre für die Historiographie der Rechtsgeschichte wünschenswert.

21 Zu Jacob Grimm vgl. die Angaben bei *Gerd Kleinheyer/Jan Schröder*, Deutsche und Europäische Juristen aus neun Jahrhunderten. 5. Aufl. Heidelberg 2008, 175–179 (Artikel von Jan Schröder); *Michael Jacoby*, Germanisches Recht und Rechtssprache zwischen Mittelalter und Neuzeit unter besonderer Berücksichtigung des skandinavischen Rechts: Gegenthese zu J. Grimm und zu romantischer Auffassung im 20. Jahrhundert. Bern 1986; *Giuliano Marini*, Jacob Grimm. Napoli 1972, 173–190.

22 Zu Wilda vgl. *Hugo Sinzheimer*, Jüdische Klassiker der deutschen Rechtswissenschaft. 2. Aufl. Frankfurt/M. 1953, 111–125; *Guido Kisch*, Wilhelm Eduard Wilda, in: Mitteldeutsche Lebensbilder, Bd. 5. Magdeburg 1930, 339–352 – auch in: *ders.*, Ausgewählte Schriften, Bd. III. Sigmaringen 1980, 499–512.

23 *Konrad Maurer*, Die Entstehung des Isländischen Staats und seiner Verfaßung (Beiträge zur Rechtsgeschichte des Germanischen Nordens, Heft 1). München 1852.

24 Zur «Graugans», der zentralen Rechtsquelle Islands, veröffentlichte Maurer 1863 eine umfassende Untersuchung – vgl. *Konrad Maurer*, Art. Graagas, in: Hallesche Enzyklopädie 77, 1863, 1–136.

25 *Maurer*, Entstehung (wie Anm. 23), 149 f., betont, dass das Allthing zugleich oberstes Gericht und gesetzgebende Versammlung war; er bezeichnet es als einen *Ausschuß* der Isländer freien Standes.
26 Vor allem *Konrad Maurer*, Das Alter des Gesetzessprecher-Amtes in Norwegen, in: Festgabe zum Doctor-Jubiläum Ludwig Arndts. München 1875, 1–69; *ders.*, Das angebliche Vorkommen des Gesetzessprecheramtes in Dänemark (Sitzungberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-philol. und hist. Kl., 1887, Bd. II). München 1888, 363–399.
27 Vgl. hierzu *H. Ehrhardt*, Art. Rechtssprecher, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. VII. Stuttgart u. a. 1995, 522 f.
28 *Maurer*, Entstehung (wie Anm. 23), 208 f.
29 *Konrad Maurer*, Die Bekehrung des Norwegischen Stammes zum Christenthume, 2 Bde. München 1855/56.
30 Vgl. ebd., Bd. 1, Vorwort, VI: «ungestört von fremdartigen Einflüssen vollzieht sich vielmehr die Bekehrung beider Länder [sc. Norwegens und Islands, P. L.] lediglich in Folge eines mit nationalen Mitteln zwischen der alten und neuen Lehre geführten Kampfes, wenn auch der erste Anstoß zur Bekehrung der Natur der Sache nach hier wie anderwärts von Außen kam.»
31 Ebd., VIII.
32 *Maurer*, Bekehrung (wie Anm. 29), Bd. 2, 5–264.
33 *Konrad Maurer*, Island von seiner ersten Entdeckung bis zum Untergange des Freistaats. München 1874.
34 Ebd., 98–141.
35 *Konrad Maurer*, Zur politischen Geschichte Islands. Leipzig 1880.
36 *Konrad Maurer*, Islandsferð. Reykjavik 1997.
37 Zu Amira und seiner Bedeutung vgl. *Landau/Nehlsen/Schmoeckel*, Karl von Amira (wie Anm. 10); außerdem *Paul Puntschart*, Karl v. Amira und sein Werk. Weimar 1932.
38 Zu Zorn vgl. *Julia Schmidt*, Konservative Staatsrechtslehre und Friedenspolitik. Leben und Werk Philipp Zorns (Abh. zur rechtswissenschaftlichen Grundlagenforschung 85). München 2000.
39 Ein Gesamtverzeichnis dieser Abhandlungen in: Geist und Gestalt (wie Anm. 10), Erg.-Bd. 2: Gesamtverzeichnis der Schriften der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1759–1959. München 1970; ferner ein kommentiertes Verzeichnis der Aufsätze, auch außerhalb der Akademieabhandlungen, bei *Mayer*, Maurer (wie Anm. 10), XIII–XXII.
40 *Konrad Maurer*, Isländische Volkssagen der Gegenwart. Leipzig 1860.
41 Hierzu vgl. *Amira*, Maurer (wie Anm. 10), 12 f.
42 S. Anm. 24.
43 Eine Aufzählung der Arbeiten Maurers für die einzelnen Gebiete der Rechtsgeschichte bei *Mayer*, Maurer (wie Anm. 10).
44 Vgl. *Ulrich Stutz*, Geschichte des kirchlichen Benefizialwesens. Berlin

1895, ND Aalen 1961. Stutz führte das von ihm entdeckte frühmittelalterliche Eigenkirchenwesen auf heidnische Eigentempel der Germanen zurück und berief sich insofern ausschließlich auf die Forschungen Maurers zu Island; vgl. ebd., 93: «Direkte Nachrichten über das eben geschilderte Eigentempelwesen der heidnischen Zeiten besitzen wir nur aus dem Norden, insbesondere aus Island.»

45 Zur Kritik an der Lehre vom germanischen Ursprung der Eigenkirche vgl. *Peter Landau*, Art. Eigenkirchenwesen, in: Theologische Realenzyklopädie, Bd. IX, 1982, 399–404. Zur Kritik an der Ableitung der isländischen Eigenkirchen von früheren heidnischen Eigentempeln vgl. *Magnus Stefánsson*, Isländisches Eigenkirchenwesen, in: Peter Landau/Jörg Müller (ed.), Proceedings of the Ninth International Congress of Medieval Canon Law, Munich 1992 (Monumenta Iuris Canonici, Ser. C, vol. 10). Città del Vaticano 1997, 771–792.

46 Hierzu vgl. *Mayer*, Maurer (wie Anm. 10), XXIII; *Amira*, Maurer (wie Anm. 10), 17–19.

47 *Konrad Maurer*, Vorlesungen über altnordische Rechtsgeschichte, hrsg. v. d. Gesellschaft der Wissenschaften in Kristiania, 5 Bde. Leipzig 1907–1910, mit Registerband 1938. Bd. I: Altnordisches Staats- und Gerichtswesen; Bd. II: Altnordische Kirchenverfassung und Eherecht; Bd. III: Altnordisches Verwandtschafts- und Erbrecht (samt Pfandrecht); Bd. IV: Altisländisches Staatsrecht; Bd. V: Altisländisches Strafrecht und Gerichtswesen.

48 *Roderich v. Stintzing/Ernst Landsberg*, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft, Bd. 3/2. München 1910, ND Aalen 1978, 906.

49 Ebd., 908.

50 *Magnus Stefánsson*, Die deutschen und skandinavischen Germanisten und der Norden, in: Norges Forskningsråd – Bericht über das 8. deutsch-norwegische Historikertreffen in München, Mai 1995. Oslo 1997, 24–43, hier 34 f.

PRINZESSIN THERESE VON BAYERN

1 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Geheimes Hausarchiv, Nachlass Prinzessin Therese 9.

2 Döllinger an Charlotte Leyden, München, 5. 10. 1866, in: Ignaz von Döllinger – Charlotte Lady Blennerhassett, Briefwechsel 1865–1886, bearb. von *Victor Conzemius*. München 1981, 163.

3 Archiv der BAdW, Protokolle 46, Bl. 19.

4 Archiv der BAdW, Protokolle 46, Bl. 36.

5 Archiv der BAdW, Protokolle 46, Bl. 35.

6 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Geheimes Hausarchiv, Nachlass Prinzessin Therese 31, 235.

7 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Geheimes Hausarchiv, Nachlass Prinzregent Luitpold 81, Therese an Luitpold, 29. 11. 1892.

8 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Geheimes Hausarchiv, Nachlass Prinzessin

Therese 32, 330f. Zum Leben Thereses: *Eva Neukum-Fichtner*, «Freiheit, Freiheit war es, wonach ich leidenschaftlich lechzte», in: Hadumod Bußmann, dies. (Hrsg.), «Ich bleibe ein Wesen eigener Art». Prinzessin Therese von Bayern. Wissenschaftlerin, Forschungsreisende, Mäzenin (1850–1925). München 1997, 28–37. Frau Dr. Bußmann und Frau Neukum-Fichtner, die eine umfassende Biographie der Prinzessin Therese vorbereiten, danke ich für viele Hinweise und Unterstützung.

9 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Geheimes Hausarchiv, Nachlass Prinzessin Therese 30, 53a; Friedrich Ratzel (1844–1904), korr. Mitglied der BAdW seit 1885, gilt als Begründer der politischen Geographie.

10 Alfred Zittel, Geologe und Paläontologe.

11 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Geheimes Hausarchiv, Nachlass Prinzessin Therese 30, 54b, c.

12 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Geheimes Hausarchiv, Nachlass Prinzessin Therese 9. Zu Thereses Reisen vgl. *Marita Krauss*, Reisen in die Selbstbestimmung. Prinzessin Therese von Bayern als Weltreisende des 19. Jahrhunderts, in: Bußmann/Neukum-Fichtner (Hrsg.), Therese (wie Anm. 8), 38–45, und *Gabriele Herzog-Schröder*, Prinzessin Thereses völkerkundliche Reisestudien in Brasilien und dem westlichen Südamerika, in: ebd., 46–71.

13 Exemplarisch seien hier genannt: *Therese von Bayern*, Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland. Stuttgart 1885; *dies.*, Über den Polarkreis. Leipzig 1889; *dies.*, Über einige Fischarten Mexico's und die Seen, in denen sie vorkommen (Denkschriften der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Classe der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien 62). Wien 1895, 517–530; *dies.*, Meine Reise in den Brasilianischen Tropen. Berlin 1897; *dies.*, Im Jahre 1898 auf einer Reise in Südamerika gesammelte Molusken, in: Nachrichtsblatt der deutschen Malakozoologischen Gesellschaft 32, 1900, 49–58; *dies.*, Auf einer Reise in Westindien und Südamerika gesammelte Pflanzen, in: Beihefte des Botanischen Centralblatts 13/1, 1903, 1–90; *dies.*, Auf einer Reise in Südamerika gesammelte Pflanzen. Nachtrag zu dem in den Beiheften zum Botanischen Centralblatt 14, Heft 1, erschienenen Artikel, in: Beihefte des Botanischen Centralblatts 18/3, 1905, 523–526, und *dies.*, Zur Ausstellung peruanischer Altertümer in der Münchener Akademie der Wissenschaften (mit einem Auszug aus den Reisestudien aus dem westlichen Südamerika), in: Beilage zur Allgemeinen Zeitung 44, 21.2.1907.

14 Archiv der BAdW, Mitgliedsakt Prinzessin Therese von Bayern.

15 Archiv der BAdW, Protokolle 15, Bl. 100f.

16 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Akademieurkunden I.

17 Archiv der BAdW, Protokolle 14, Bl. 130f.

18 *Max Buchner*, Eine Orientalische Reise und ein Königliches Museum. Rücksichtslose Erinnerungen. München 1919, 31. Vgl. auch *Hiltrud Häntz-*

schel, Vor einem Jahrhundert: die ersten Ehrenpromotionen von Frauen an der Ludwig-Maximilians-Universität, in: Bußmann/Neukum-Fichtner (Hrsg.), Therese (wie Anm. 8), 16.

19 Universitäts-Archiv der LMU München, Bestand O I 78 p, N 258a. Die Äußerungen Hommels stehen im Zusammenhang mit der Ehrenpromotion der Lady Blennerhassett. Ich verdanke den Hinweis der Biographin von Lady Blennerhassett, Frau Laura Pachtner.

20 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Geheimes Hausarchiv, Nachlass Prinzessin Therese 31, 235.

21 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Geheimes Hausarchiv, Nachlass Prinzessin Therese 190, Pettenkofer an Johanna Freiin von Malsen, 18.11.1892.

22 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Geheimes Hausarchiv, Nachlass Prinzessin Therese 31, 259.

23 Ebd., 259 Randnotiz.

24 Sitzungsberichte der Mathematisch-physikalischen Classe der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München, 1893. München 1894, 111 f.

25 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Geheimes Hausarchiv, Nachlass Prinzessin Therese 190, Pettenkofer an Freiin v. Malsen, 26.9.1895.

26 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Geheimes Hausarchiv, Nachlass Prinzessin Therese 31, 273.

27 Ebd., 259.

28 Ebd., 291.

29 Ebd., 300.

30 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Geheimes Hausarchiv, Nachlass Prinzessin Therese 32, 309.

31 Ebd., 316 f.

32 Ebd., 318.

33 Zu Buchner: *Uta Weigelt*, Lucian Scherman und das Münchner Museum für Völkerkunde (Münchner Beiträge zur Völkerkunde Beiheft 2). München 2003, 55 ff., und *Wolfgang Smolka*, Völkerkunde in München (14. Münchener Universitätsschriften). Berlin 1994, 130 f.

34 *Buchner*, Orientalische Reise (wie Anm. 18), 27.

35 Heigel war Präsident von 1904 bis 1915.

36 *Smolka*, Völkerkunde (wie Anm. 33), 170.

37 Ebd., 391.

38 *Buchner*, Orientalische Reise (wie Anm. 18), 28.

39 Ebd., 401.

40 Vom 21.2.1907, Jg. 1907, Nr. 44.

41 *Buchner*, Orientalische Reise (wie Anm. 18), 28.

42 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Geheimes Hausarchiv, Nachlass Prinzessin Therese 32, 314 und 367.

43 Bayerisches Hauptstaatsarchiv MK 19455, Scherman an das Generalkonservatorium, 11.2.1914.

44 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Geheimes Hausarchiv, Nachlass Prinzessin Therese 33, 518.
45 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Nachlass Escherich 72, Freiin v. Malsen an Forstrat Escherich in Bialowice, 16.5.1917.
46 *Buchner*, Orientalische Reise (wie Anm. 18), 31.
47 Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1926. München 1927, 1 ff.

Wilhelm Wien

1 *Wilhelm Wien*, Aus dem Leben und Wirken eines Physikers. Leipzig 1930. Eine ausführlichere Schilderung seiner Biographie ist bei *Gottfried Landwehr*, Willy Wien (1864–1928), Physiker, in: Lebensbilder bedeutender Würzburger Professoren, hg. v. Peter Baumgart. Neustadt a.d. Aisch 1995, 266–294 zu finden.
2 *Wilhelm Wien*, Aus der Welt der Wissenschaft, Vorträge und Aufsätze. Leipzig 1921.

Lujo Brentano

1 Dem Charakter des Sammelbandes entsprechend muss auf ausführliche bibliographische Nachweise zu Leben und Werk Brentanos sowie zur Wirkungsgeschichte verzichtet werden. Siehe aber *Hans Neisser/Melchior Palyi*, Lujo Brentano. Eine Bio-Bibliographie. Berlin 1924. In Hinblick auf sein politisches Wirken ist sehr zu empfehlen *James J. Sheehan*, The Career of Lujo Brentano. A Study of Liberalism and Social Reform in Imperial Germany. Chicago und London 1966. Die umfassendste Quelle für biographische Informationen bleibt *Lujo Brentano*, Mein Leben im Kampf um die soziale Entwicklung Deutschlands. Jena 1931 mit Neuausgabe, hrsg. v. Richard Bräu und Hans G. Nutzinger. Marburg 2004. Bräu und Nutzinger haben 2006 auch einen Sammelband von Arbeiten Brentanos unter dem Titel «Der tätige Mensch und die Wissenschaft von der Wirtschaft. Schriften zur Volkswirtschaft und Sozialpolitik (1877–1924)» sowie 2008 eine Neuauflage von «Der wirtschaftende Mensch in der Geschichte» herausgegeben.
2 Archiv der BAdW, Sitzungsprotokolle Hist. Klasse Bd. 47 (1896–1903), 139–140.
3 *Theodor Heuss*, Grußwort, in: Lujo Brentano. Grußwort und Reden bei der Feier der 110. Wiederkehr seines Geburtstages … am 14. Dezember 1954. Berlin 1956, 10.
4 Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten des bayerischen Landtags im Jahre 1895/96. Stenographische Berichte Nr. 231–265. VII. Band, 326 und 328.
5 Max Weber an Lujo Brentano, 28.2.1906, in: Max Weber. Briefe 1906–1908, hrsg. v. *M. Rainer Lepsius* und *Wolfgang J. Mommsen* (Max Weber-Gesamtausgabe Abteilung II Briefe, Bd. 5). Tübingen 1990, 42.

LUCIAN SCHERMAN

1 Eduard Schwartz (1858–1940), von 1934 bis 1940 Sekretär der Philosophisch-philologischen Klasse, die von 1923 bis 1941 mit der Historischen Klasse zu einer Abteilung vereinigt war.

2 Karl Alexander von Müller (1882–1964), Präsident der Akademie von 1936 bis 1944. Über seine Amtsführung vgl. die knappe Darstellung bei *Walther Meißner*, Die schwierige Lage der Akademie unter der nationalsozialistischen Regierung und der Wiederaufbau in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Geist und Gestalt. Biographische Beiträge zur Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften vornehmlich im zweiten Jahrhundert ihres Bestehens. München 1959, Bd. 1, 35–39.

3 Archiv der BAdW, Niederschriften der Philosophisch-historischen Abteilung, 16.1.1932 bis 10.12.1943.

4 Archiv der BAdW, Protokoll der Vorstandssitzung vom 14.11.1938. Noch am selben Tag unterrichtete der Präsident neben Scherman drei Mitglieder der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung – Heinrich Liebmann (1874–1939), Alfred Pringsheim (1850–1941) und Richard Willstätter (1872–1942) – über ihr «Ausscheiden»; Bayerisches Hauptstaatsarchiv MK 40332. Vgl. zudem *Monika Stoermer*, Die Bayerische Akademie der Wissenschaften im Dritten Reich, in: Acta historica Leopoldina 22, 1995, 89–109, hier 96–99.

5 Veröffentlicht wurde der Beitrag nicht in den Sitzungsberichten, sondern – mit Einverständnis der Abteilung – in *Sumitra M. Kadra* (Hrsg.), A Volume of Eastern and Indian Studies. Bombay 1939, 236–249.

6 *David Clay Large*, Hitlers München. Aufstieg und Fall der Hauptstadt der Bewegung. München 2001, 345–347.

7 Georg Leidinger (1870–1945), von 1932 bis 1941 Sekretär der Historischen Klasse; vgl. Anm. 1.

8 Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1936/37. München 1937, 11.

9 Präsident der Akademie von 1932 bis 1935.

10 Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1935/36. München 1936, 111–112. 1939 wurde selbst eine kurze Notiz, die die «Hochschulkorrespondenz» anlässlich des 75. Geburtstags abdrucken wollte, durch den Hinweis des Dekans der Philosophischen Fakultät und späteren Rektors Walther Wüst (1901–1993) verhindert, dass «Luzian Israel Scherman» Volljude sei; Universitätsarchiv München E-II-2942.

11 Zu den letzten Lebensjahren vgl. *Uta Weigelt*, Lucian Scherman (1864–1946) und das Münchner Museum für Völkerkunde (Münchner Beiträge zur Völkerkunde, Beiheft 2). München 2003, 42–45.

12 Anderer «ausgeschiedener» Mitglieder – wie Alfred Pringsheim und Richard Willstätter – wurde hingegen ausführlich gedacht. Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1944–48. München 1948, 111–282.

13 Vermutlich ist damit der am 17. Mai verfügte Verlust der Kassenzulassung jüdischer Ärzte gemeint, von dem sein Sohn Richard betroffen war, der 1936 in die USA auswanderte.
14 Bayerische Staatsbibliothek, Handschriftenabteilung, Pechmanniana/Scherman L. In voller Länge wiedergegeben in *Weigelt*, Scherman (wie Anm. 11), 210.
15 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Geheimes Hausarchiv, Nachlass Therese von Bayern 314, Brief vom 14.10.1907. Vgl. *Wolfgang J. Smolka*, Lucian Scherman: Stationen seines Wirkens in München, in: Münchner Beiträge zur Völkerkunde 6, 2000, 9.
16 So Heigel, zit. n. *Wolfgang J. Smolka*, Völkerkunde in München: Voraussetzungen, Möglichkeiten und Entwicklungslinien ihrer Institutionalisierung (ca. 1850–1933) (Ludovico Maximilianea 14). Berlin 1994, 179. Es gab einige Kandidaten, die dem erwünschten Profil eher entsprachen, aber womöglich andere Gehaltsvorstellungen hatten.
17 Einschließlich der Zulagen lag das Jahresgehalt bei etwa 4000 Mark, in Berlin verdienten die Abteilungsvorstände am Museum im Allgemeinen mehr als das Doppelte.
18 Münchner Neueste Nachrichten, 30.11.1890.
19 Seit 1892; vgl. *Hadumod Bußmann/Eva Neukum-Fichtner* (Hrsg.), «Ich bleibe ein Wesen eigener Art»: Prinzessin Therese von Bayern. Wissenschaftlerin, Forschungsreisende, Mäzenin. München 1997, 104.
20 *Wilhelm Hausenstein*, Die Zukunft der Münchner Sammlungen, in: Kunstchronik NF 25 (11), 1913, 167.
21 *Weigelt*, Scherman (wie Anm. 11), 74–76.
22 *Erich Lissner*, Wege zur Völkerkunde: Die Neuordnung des Museums für Völkerkunde zu München, in: Leipziger Neueste Nachrichten, 17.9.1931; vgl. auch *Claudius Müller*, Völkerkunde und Kunst in München: Variationen über ein Thema, in: ders. (Hrsg.), Weiter als der Horizont: Kunst der Welt. München 2008, 7–16.
23 Franz Hofmann im Völkischen Beobachter, 1.7.1931.
24 *Smolka*, Völkerkunde (wie Anm. 16), 196–199; *Weigelt*, Scherman (wie Anm. 11), 103–107. Vgl. grundsätzlich *Hans Hesselmann*, Das Wirtschaftsbürgertum in Bayern 1890–1914. Wiesbaden 1985.
25 Die Lolo (heute Yi) zählen zu den ethnischen Minderheiten, die an der Peripherie des Landes leben. Zur Sammlung vgl. *Thomas O. Höllmann* (Hrsg.), Ein Volksstamm von ungemütlicher Selbständigkeit: Die Yi (Südwestchina) und ihre materielle Kultur. Fonticuli 2. München 1991.
26 Der Briefwechsel, dem dieses und die folgenden Zitate entnommen sind, befindet sich im Archiv des Staatlichen Museums für Völkerkunde in München (im Folgenden Museumsarchiv), Scherman/Weiß.
27 Bayerisches Hauptstaatsarchiv MK 19455, Generalkonservator an das Kultusministerium, 21.5.1909.

28 Posthume Widmung in *Lucian Scherman*, Von Indiens «Blauen Bergen» (Nilgiri): Kurumba-Irula-Paniyan, in: Journal of the American Oriental Society 63 (4), 1942, 33.
29 Museumsarchiv, Scherman, Reisepaß, 30.12.1910.
30 Ebd., Scherman/von Heigel, 5.10.1910.
31 Universitätsbibliothek der LMU München, Nachlass Kuhn, Scherman an Kuhn, 1.3.1911.
32 *Weigelt*, Scherman (wie Anm. 11), 14; *Wolfgang Stein*, Christine und Lucian Schermans Reisen in Birma im Jahre 1911, in: Münchner Beiträge zur Völkerkunde 6, 2000, 64.
33 Zit. n. *Anonymus* [vermutlich *Wolfgang Stein*], Burma: Begegnungen mit Menschen, Kunst und Kultur. München 2002, 3–4. Zum Objekt vgl. *Axel Bruns/Hla Thamein*, Birmanisches Marionettentheater. Berlin 1990.
34 *Siegmund Günther*, Professor Schermans hinterindische Sammlungen, in: Münchner Neueste Nachrichten, 4.6.1912.
35 Bayerisches Hauptstaatsarchiv MK 44262, Antrag vom 13.5.1912.
36 Ebd.
37 *Weigelt*, Scherman (wie Anm. 11), 146, 209–210.
38 Archiv der BAdW, Mitgliedsakt Lucian Scherman, Schreiben von Ernst Kuhn vom 6.7.1912. Den Brauch, die außerordentliche Mitgliedschaft gleichsam automatisch auf die Ernennung zum Direktor (Konservator, Kurator) einer der Akademie unterstellten Sammlung folgen zu lassen, gab es damals nicht mehr; vgl. *Smolka*, Völkerkunde (wie Anm. 16), 156.
39 In einem Brief vom 29.12.1911 an die Generalverwaltung; Archiv des Ethnologischen Museums Berlin Abt. IIIc, Bd. 18, Nr. 2113/11.
40 Völkerkundliche Notizen aus Oberbirma (1. Die Maring) (BAdW, Sitzungsberichte der Philosoph.-philolog. und hist. Klasse, 1911, Abhandlung 9). München 1911.
41 *Lucian u. Christine Scherman*, Im Stromgebiet des Irrawaddy: Birma und seine Frauenwelt. München 1922, 4.
42 Ausführliche bibliographische Angaben finden sich bei *Smolka*, Völkerkunde (wie Anm. 16), 330–332; *Weigelt*, Scherman (wie Anm. 11), 197–202; *Uta Weigelt/Hartmut Walravens/Wolfgang Stein*, Lucian Milius Scherman (1864–1946) – Bibliographie, in: Münchner Beiträge zur Völkerkunde 6, 2000, 51–55; vgl. überdies *Friedrich Wilhelm* (Hrsg.), Lucian Scherman: Kleine Schriften. Stuttgart 2001.
43 Archiv des Ethnologischen Museums Berlin Abt. XV, Bd. 16, Nr. 907/29.
44 Vgl. *Weigelt*, Scherman (wie Anm. 11), 155.
45 Museumsarchiv (Leipzig, Scherman/Krause), Brief an Fritz Krause, 15.2.1929.
46 Museumsarchiv (Stuttgart, Scherman/Koch-Grünberg), Brief an Theodor Koch-Grünberg, 25.11.1919.
47 Ebd.

48 Museumsarchiv (Leipzig, Scherman/Plischke), Brief an Hans Plischke, 22.6.1922.

49 *Friedrich Wilhelm*, Lucian Scherman als Indologe, in: Münchner Beiträge zur Völkerkunde 6, 2000, 37–55; *ders.*, Sanskrit und Völkerkunde – eine geglückte Symbiose, in: Akademie aktuell. Zeitschrift der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 2006, H. 4, 29–30.

50 Die Argumentation, auf welcher der Vorschlag beruhte, ging jedoch kaum über die Laudatio hinaus, die 24 Jahre zuvor bei der Wahl zum a. o. Mitglied verfasst worden war; Archiv der BAdW, Mitgliedsakt Scherman.

Constantin Carathéodory

1 Der Briefwechsel Einstein–Carathéodory wird im Einstein-Zentrum der Hebräischen Universität Jerusalem aufbewahrt.

2 *Constantin Carathéodory*, Gesammelte Mathematische Schriften, V Bde. München 1957, hier Bd. V, 389.

3 Ebd., 407.

4 Die heutige Technische Universität Wrocław (Breslau) hat Carathéodory zu Ehren einen Lehrstuhl benannt.

5 Zu Pringsheim vgl. *F. L. Bauer*, Alfred Pringsheim (1850–1941). Grandseigneur der Mathematik, in: München leuchtet für die Wissenschaft, Bd. 2, hg. v. Ulrike Leutheusser und Heinrich Nöth. München 2008, 154–171.

6 So Despina Rodopoulos-Carathéodory in einer persönlichen Mitteilung an den Verfasser.

7 *Carathéodory*, Schriften (wie Anm. 2), Bd. V, 53.

8 Ebd., 185.

9 Siehe Anm. 1.

10 Aus den Carathéodory'schen Beziehungen der Variationsrechnung hat *Hans Josef Pesch* das Maximumprinzip der optimalen Steuerungen abgeleitet, in: JOTA. Journal of optimization theory and applications 80, 1994, 199–225.

11 Amerikanische Gewährsleute berichteten, dass auf Bellmans Schreibtisch in der Rand Corporation in Los Angeles Carathéodorys Arbeiten über Variationsrechnung stets griffbereit lagen.

12 Siehe dazu *Roland Z. Bulirsch*, Optimale Flugbahnen zu den Planeten, Mathematik in der Raumfahrt (Schriften der Sudetendeutschen Akademie der Wissenschaften und Künste 22). München 2001, 129–158, hier 144.

13 Etwa 900 Jahre vor Christi Geburt lebte in Tyros – in der Gegend des heutigen Libanon – Elissa, auch Dido genannt, Tochter des phönizischen Königs Belus. Aus Furcht vor ihrem Bruder Pygmalion floh Dido nach Afrika, dorthin, wo heute Tunis liegt. Sie wollte Land kaufen, aber man wollte ihr nur so viel geben, als sie mit einer Ochsenhaut begrenzen könne. Dido schnitt die Haut in feinste Streifen, nähte diese zusammen und konnte mit dieser langen Schnur so viel Land eingrenzen, dass sie darauf eine Burg

bauen konnte. Die Burg hieß Byrsa, das ist griechisch «Ochsenhaut» und phönizisch «Festung», und war der Grundstein von Karthago, Quart Hadascht, was so viel wie «Neue Stadt» bedeutet. Didos Gemeinwesen blühte auf, doch die Sterne waren nicht günstig, eine Tragödie bahnte sich an: Äneas wurde auf seiner Irrfahrt von Troja an die karthagische Küste verschlagen. Dido nahm ihn auf, verliebte sich unsterblich in ihn; er aber musste sie auf Geheiß Jupiters wieder verlassen – Dido erdolchte sich darüber aus Gram. Da erbarmte sich Juno und sandte vom Olymp die Götterbotin Iris, damit sie Dido in ihrer letzten Stunde tröste und in die Unterwelt geleite. Dort hat sie Äneas, der mit der cumäischen Sibylle durch den Schlund beim Avernus hinabgestiegen war – Zutritt in die Totenwelt und Rückkehr ins Reich der Lebenden waren ihm, dem Halbgott, ein einziges Mal erlaubt – noch einmal sehen dürfen. Aber Dido wandte sich ab. Vielleicht war es so, vielleicht auch alles ganz anders – Vergil hat es in der Äneis erzählt. Wie auch immer, die Erinnerung daran lebt in der Mathematik fort.

14 Darauf hat der Philologe Ernst Vogt, Mitglied der BAdW, hingewiesen; siehe Archiv der BAdW, Mitgliedsakt Kurt von Fritz, Personalbogen.

15 *Carathéodory*, Schriften (wie Anm. 2), Bd. V, 106.

16 Ebd., 60.

17 *Heinrich Tietze*, Dem Andenken an C. Carathéodory (Sitzungsberichte der Math.-nat. Klasse der Bayer. Akademie der Wissenschaften, 1950). München 1951, 85–101.

18 *Carathéodory*, Schriften (wie Anm. 2), Bd. V, 198.

19 Ebd., 418.

20 *Tietze*, Andenken (wie Anm. 17).

21 Bericht des Gaudozentenführers Otto Hörner, 18. 3. 1940, zitiert nach *Monika Stoermer*, Die Bayerische Akademie der Wissenschaften im Dritten Reich, in: Acta historica Leopoldina 22, 1995, 89–111, hier 101–103.

22 *Johannes Gaitanides*, Griechisches allzu Griechisches. München 1982, 146.

23 Die Schilderung der Vorgänge beruht auf einer persönlichen Mitteilung von Despina Rodopoulos-Carathéodory an den Verfasser.

24 *Tietze*, Andenken (wie Anm. 17).

25 *Oskar Perron*, Constantin Carathéodory, in: Jahresbericht der Deutschen Mathematiker-Vereinigung 55, 1952, 39–51.

LEOPOLD WENGER

1 *Wolfgang Kunkel* hat in seinem Beitrag «Römisches Recht und antike Rechtsgeschichte», in: Geist und Gestalt. Biographische Beiträge zur Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften vornehmlich im zweiten Jahrhundert ihres Bestehens, Bd. I. München 1959, 248–268, Alois von Brinz (1820–1887), August Ritter von Bechmann (1834–1907), Leopold Wenger, Mariano San Nicolò (1887–1955) und Paul Koschaker (1879–

1951) gewürdigt; zu Kunkel (1902–1981) vgl. *Dieter Nörr*, Wolfgang Kunkel, in: Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1981. München 1981, 235–253; zu Petschow (1909–1991) *ders.*, Herbert Petschow, in: Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1991. München 1992, 234–238. Eine Liste der Nachrufe auf Wenger findet sich bei *Kunkel*, Römisches Recht, 259. Vgl. zuletzt *Gerhard Thür* (Hrsg.), Gedächtnis des 50. Todestages Leopold Wengers. Wien 2006; dort (9–15, z.T. überholt) *Dieter Nörr*, Leopold Wenger und die Bayerische Akademie der Wissenschaften.

2 Geist und Gestalt (wie Anm. 1), Ergänzungsband 2. Hälfte. München 1970.

3 *Leopold Wenger*, Universalgeschichtliches Denken zum römischen Recht, in: *Nikolaus Grass* (Hrsg.), Österreichische Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Bd. I. Innsbruck 1950, 145. Zur Person Wengers vgl. vor allem die Erinnerungen seines einzigen noch lebenden Schülers *Fritz (Freiherr von) Schwind* (geb. 1912; Emeritus in Wien), abgedruckt in: Thür (Hrsg.), Gedächtnis (wie Anm. 1), 5–8, 45–53.

4 In: Studia et Documenta Historiae et Iuris, 19, 1953, 453.

5 Zu dem Althistoriker Walter Otto (1878–1941) vgl. *Helmut Berve*, in: Geist und Gestalt (wie Anm. 1), Bd. I, 190ff.

6 Dagegen wurde die Verleihung des Ehrendoktors (1943) durch die kath.-theol. Fakultät der Universität Bonn untersagt; vgl. *Wolfgang Habermann*, Die deutsche Delegation beim Internationalen Papyrologenkongreß in Oxford im Jahre 1937 und der für das Jahr 1939 geplante Papyrologenkongreß in Wien, in: Archiv für Papyrusforschung 47, 2001, 122f. – Wenger war anscheinend bestrebt, den Kongress in Wien zu hintertreiben.

7 In: Thür (Hrsg.), Gedächtnis (wie Anm. 1), 8.

8 Vgl. *Wenger*, Der heutige Stand der römischen Rechtswissenschaft. Erreichtes und Erstrebtes. München 1927 (zweite, durchges. Auflage 1970), 78f.

9 Veröffentlicht Graz 1905. Vgl. zuletzt *Evelyn Hoebenreich*, Der «Königsgedanke», in: Thür (Hrsg.), Gedächtnis (wie Anm. 1), 17–32 (mit Lit.).

10 Münchener Universitätsreden H. 1. München 1925.

11 Wie Anm. 8.

12 Ebd., 49f.: «Ein weiteres noch viel zu wenig durchforschtes Kapitel für sich bildet dann das jüdisch-talmudische Recht und die Möglichkeit seiner Beziehungen zum hellenistischen und römischen Recht. Den großen weltgeschichtlichen Hintergrund des Antisemitismus der griechisch-römischen Antike haben hier die Papyri grell beleuchtet.»

13 Wenger zitiert hier (und an anderen Stellen) etwa Othmar Spann, Max Weber, Friedrich von Wieser, Friedrich August von Hayek.

14 Vgl. dazu (und zum Verhältnis der Akademie zum NS-Regime generell) *Monika Stoermer*, Die Bayerische Akademie der Wissenschaften im Dritten Reich, in: Acta historica Leopoldina, 22, 1995, 89ff.; reiches Material

bei *Habermann*, Delegation (wie Anm. 6), 102 ff. (zu Wenger 120 ff., 165 ff.).

15 Zu Schwartz s. *Rudolf Pfeifer*, in: Geist und Gestalt (wie Anm. 1), Bd. 1, 133–139; zu Willstätter s. *Rudolf Pummerer*, in: Geist und Gestalt (wie Anm. 1), Bd. 2, 174–192. Beide dachten «national».

16 Wenn der Wiener Kollege (und Nationalsozialist) Ernst Schönbauer in einem Empfehlungs- und Rechtfertigungsschreiben (1939) von der antijüdischen Haltung Wengers spricht, so hat das wenig zu bedeuten. Vgl. Anm. 12.

17 Aus der reichen Lit. vgl. *Albrecht Fölsing*, Albert Einstein. Eine Biographie. Frankfurt 1993, 716 ff.; *Hubert Goenner*, Einstein in Berlin. München 2005, 321 ff.; *Dieter Hoffmann*, Max Planck. Die Entstehung der modernen Physik. München 2008, 84 ff.

18 Vgl. den vollen Wortlaut bei *Stoermer*, Akademie (wie Anm. 14), 100 ff.

19 *Wenger*, Denken (wie Anm. 3), 144 f.

20 Zur Vormundschaft der Mutter, in: Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte. Rom. Abt. 26, 1905, 449–456; vgl. jetzt (unter dem gleichen Titel) *Tiziana J. Chiusi*, in: Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte, Rom. Abt. 111, 1994, 155–196.

21 Vgl. die neueste Literatur bei *Alison E.Cooley* u.a., Roman Inscriptions 2001–2005, in: Journal of Roman Studies, 97, 2007, 242.

22 In: Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte, Rom. Abt. 51, 1931, 369–397.

23 Zu (in Wien lagernden) weiteren Manuskripten s. *Evelyn Hoebenreich*, Leopold Wenger und das römische Strafrecht, in: Bullettino dell'Istituto di Diritto Romano, 92/93, 1989/1990 (publ. 1993), 377–466 (mit einer Edition des Fragments zum «ältesten Strafrecht und Strafprozeßrecht»). Den römischen Zivilprozess hatte Wenger bereits 1924 in den (ins Italienische und Englische übersetzten) «Institutionen des römischen Zivilprozeßrechts» vorweggenommen.

24 *Wenger*, Denken (wie Anm. 3), 155.

25 Vgl. *Uwe Wesel*, Geschichte des Rechts. München 1993.

KARL ALEXANDER VON MÜLLER

1 *Karl Alexander von Müller*, Unterm weissblauen Himmel. Stuttgart 1952, 9 f. mit leichten Kürzungen. Erstdruck in: Süddeutsche Monatshefte 18, Heft 1, 1920, 40–45.

2 *Karl Alexander von Müller*, Der 10. April 1938 in der Deutschen Geschichte. Rede, gehalten vor den Dozentenschaften der Münchener Hochschulen. München 1938, 9 und 21.

3 Vgl. *Helmut Heiber*, Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands. Stuttgart 1966, 575, und Heinz Gollwitzer, in: Historische Zeitschrift 205, 1967, 295 ff.

4 Biographische Würdigungen außerhalb der Nachrufe bislang durch *Margareta Kinner*, Karl Alexander von Müller (1882–1964). Historiker und Publizist. Phil. Diss. München 1998, und *Werner Schelling*, Karl Alexander von Müller (1882–1964). Ein Beitrag zur Geschichte der Geschichtswissenschaft und des politischen Denkens in Deutschland. Phil. Diss. Wien 1975 (eine von Heinrich Lutz betreute Diss.).

5 Vgl. die Nekrologe von *Mathias Bernath*, Karl Alexander von Müller 1882–1964, in: Südost-Forschungen 23, 1964, 320; *Karl Bosl*, Nachruf auf Karl Alexander von Müller, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 28, 1965, 920–928; *Heinz Gollwitzer*, in: Historische Zeitschrift 205, 1967, 295–322, und *Hugo Hantsch*, Karl Alexander von Müller, in: Almanach der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 117, 1967, 317 f.; *Hans Wolfram von Hentig*, Karl A. von Müller, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 18. Berlin 1997, 440–442.

6 Vgl. Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Nachlass v. Müller, 433, Lebenslauf.

7 Vgl. dazu *Karl Alexander von Müller*, Mars und Venus. Erinnerungen 1914–1919. Stuttgart 1954, 196.

8 *Ders.*, Im Wandel einer Welt. Erinnerungen 1919–1932. München 1966, 255 ff.

9 Ebd., 256 f.

10 Vgl. das sehr kurze Gutachten im Archiv der BAdW, Mitgliedsakt Karl Alexander von Müller.

11 Hier zitiert nach *Heiber*, Walter Frank (wie Anm. 3), 575.

12 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Nachlass v. Müller, 419.

13 *Karl Alexander von Müller*, Zum Geleit, in: Historische Zeitschrift 153, 1936, 4.

14 *Ders.*, Meister der Politik. München 1923. Müller war zusammen mit seinem Kollegen Erich Marcks Herausgeber des Bandes.

15 Vgl. *Helmut Neuhaus*, 150 Jahre Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Eine Chronik. München 2008, 65.

16 Vgl. dazu auch *Reinhard Bollmus*, Das Amt Rosenberg und seine Gegner. Studien zum Machtkampf im nationalsozialistischen Herrschaftssystem. München 2001, 49.

17 Vgl. dazu die Untersuchung von *Monika Stoermer*, Die Bayerische Akademie der Wissenschaften im Dritten Reich, in: Acta historica Leopoldina 22, 1995, 89–111.

18 Niedersächsisches Staatsarchiv Oldenburg Bestand 271–14, Nachlass Oncken, 462, Ritter an Oncken, 15.11.1935.

19 Dies berichtet *Karl Otmar von Aretin*, Erwein von Aretin. Ein Lebensbild, in: ders./Martina King (Hrsg.), Der Dichter und sein Astronom. Briefwechsel zwischen Rainer Maria Rilke und Erwein von Aretin. Frankfurt am Main, Leipzig 2005, 27 f.

20 *Heiber*, Walter Frank (wie Anm. 3), 279 ff., und *Gerhard A. Ritter*, Die Ver-

drängung von Friedrich Meinecke als Herausgeber der Historischen Zeitschrift 1933–1935, in: Dieter Hein/Klaus Hildebrand/Andreas Schulz (Hrsg.), Historie und Leben. Der Historiker als Wissenschaftler und Zeitgenosse. Festschrift für Lothar Gall zum 70. Geburtstag. München 2006, 65–88.

21 *Karl Alexander von Müller*, Vom alten zum neuen Reich, in: ders., Vom alten zum neuen Deutschland. Stuttgart, Berlin 1938, 311.

22 *Müller*, Der 10. April 1938, in: ebd., 331.

23 *Walter Bußmann/Günther Grünthal* (Hrsg.), Siegfried A. Kaehler – Briefe 1900–1963. Boppard 1993, 346 (Kaehler an Hans Rothfels, 29.7.1946).

24 Solche Einkünfte stehen im Widerspruch zu seiner nach 1945 immer wiederholten Aussage, dass er durch den Nationalsozialismus keine materiellen Vorteile genossen habe.

25 Vgl. dazu *Jens Flemming*, «Gegen die intellektualistische Zersetzung der alten moralischen Werte». Die Süddeutschen Monatshefte zwischen Krieg und Nationalsozialismus, in: Michel Grunewald (Hrsg.), Le milieu intellectuel conservateur en Allemagne, sa presse et ses réseaux. Bern 2003, 165–201; *Hans Christof Kraus*, Kulturkonservatismus und Dolchstoßlegende. Die «Süddeutschen Monatshefte» 1904–1936, in: ders. (Hrsg.), Konservative Zeitschriften zwischen Kaiserreich und Diktatur. Berlin 2003, 13–43; *Wolfram Selig*, Paul Nikolaus Cossmann und die süddeutschen Monatshefte von 1914–1918. Ein Beitrag zur Geschichte der nationalen Publizistik im 1. Weltkrieg. Osnabrück 1967.

26 Dazu das Verzeichnis von Blendinger im Bayerischen Hauptstaatsarchiv, Nachlass v. Müller, 403.

27 Dazu *Helmut Böhm*, Von der Selbstverwaltung zum Führerprinzip. Die Universität München in den ersten Jahren des Dritten Reiches (1933–1936). Berlin 1995, 501–506, und *Heiber*, Walter Frank (wie Anm. 3), 406.

28 Die Vorgänge hier berichtet nach der gründlichen Analyse in der Dissertation meines Schülers *Karsten Jedlitschka*, Wissenschaft und Politik. Der Fall des Münchner Historikers Ulrich Crämer (1907–1992). Berlin 2006, hier 117–130.

29 Zu Huber jetzt *Rosemarie Schumann*, Leidenschaft und Leidensweg. Kurt Huber im Widerspruch zum Nationalsozialismus. Düsseldorf 2007.

30 Die von F. Wagner und Fr. Blendinger unterzeichnete Einladung zur Festschrift (die im Nachlass liegt) wurde mir von privater Seite zugänglich gemacht, wofür ich mich herzlich bedanke.

31 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Nachlass v. Müller, 433, Protokoll der Ausschusssitzung vom 17.8.1944 in Murnau im Hause Walter von Molos. Anwesend waren außer von Müller Srbik, Heimpel und Goetz, entschuldigt waren Andreas und Aubin.

32 Dazu *Ernst Piper*, Alfred Rosenberg. Hitlers Chefideologe. München 2005, 596; ebd., 477–486 über das Frankfurter Institut zur Erforschung der Judenfrage, das v. Müllers Schüler Wilhelm Grau leitete.

33 Freundlicher Hinweis von Frau Dr. Sylvia Krauss, Archivarin der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, auf den Brief des Ministeriums vom 31. Juli 1945 im Nachlass von Müllers.
34 Archiv der BAdW, Mitgliedsakt von Müller.
35 Archiv der BAdW, Mitgliedsakt von Müller.
36 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Nachlass v. Müller, 2.
37 Ebd., 4.
38 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Nachlass v. Müller.
39 Vgl. dazu *Lutz Niethammer*, Die Mitläuferfabrik. 2. Aufl. München 1982.
40 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Nachlass v. Müller, 4.
41 *Karl Alexander von Müller*, Aus Gärten der Vergangenheit. Erinnerungen 1882–1914. Stuttgart 1951; *ders.*, Mars und Venus (wie Anm. 7); *ders.*, Wandel (wie Anm. 8).
42 Hier vor allem von Interesse der Bericht über das Auftreten Hitlers im Löwenbräu am 28. Januar 1923, in: *Müller*, Wandel (wie Anm. 8), 144 ff.
43 Vgl. dazu allgemein *Nicolas Berg*, Zwischen individuellem und historiographischem Gedächtnis. Der Nationalsozialismus in Autobiographien deutscher Historiker, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 13, 2000, 1181–1207, und *Martin Sabrow*, Die Ohnmacht der Objektivierung. Deutsche Historiker und ihre Umbruchserinnerungen nach 1945 und nach 1989, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B28, 2001, 31–42.
44 *Karl Alexander von Müller*, Paul Nicolaus Cossmanns Ende, in: Hochland 42, 1949/50, 369–379, hier 373, und *ders.*, Mars und Venus (wie Anm. 7), 123.
45 *Karl Bosl*, Nachruf auf Karl Alexander von Müller, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 28, 1965, 920–928, hier 928.
46 Ebd.
47 Vgl. zu diesem Begriff *Norbert Frei*, Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit. München 1996.

Franz Dölger

1 Ein vollständiges Verzeichnis der Ehrenmitgliedschaften Dölgers findet sich in *Peter Wirth* (Hrsg.), Polychronion (Festschrift F. Dölger zum 75. Geburtstag). Heidelberg 1966, 9.
2 Siehe die Franz-Dölger-Bibliographie 1919–1966, in: *Wirth*, Polychronion (wie Anm. 1), 13–33, die die größeren Arbeiten verzeichnet.
3 Siehe etwa *Rudolf Pfeiffer*, Die Klassische Philologie von Petrarca bis Mommsen. München 1982, 214–218.
4 Zitat aus *Karl Krumbacher*, Geschichte der Byzantinischen Literatur. 2. Aufl. München 1897, p. V.
5 Siehe zu Heisenberg den Nachruf von *Franz Dölger*, August Heisenberg, in: Jahresberichte für Klassische Altertumswissenschaft 241, 1933, 25–55.

6 Siehe etwa *Johann B. Aufhauser*, Karl Krumbacher. Erinnerungen, in: ΧΑΛΙΚΕΣ Festgabe für die Teilnehmer am XI. Internationalen Byzantinistenkongreß München 15.–20. September 1958 (ohne Ort), 161–187, hier 171: «So ist begreiflich, daß ihn mit fortschreitenden Jahren die seminaristischen Arbeiten mit seinen Schülern weit mehr interessierten als die Abhaltung von Vorlesungen [...].»

7 Die sogenannten «rhodischen Liebeslieder», in: Byzantinische Zeitschrift 2, 1893, 549–562.

8 Erschienen in zwei Bänden. Leipzig 1908.

9 *Andreas E. Müller*, August Heisenberg, Paul Marc und die Suche nach einem geeigneten Syndikus für die Bayerische Akademie der Wissenschaften, in: Römische Historische Mitteilungen 45, 2003, 191–197.

10 Zitiert nach *Franz Dölger*, Heisenberg, in: ΧΑΛΙΚΕΣ (wie Anm. 6), 137–159, hier 154.

11 Auf die Notwendigkeit hatte bereits *S. Lampros*, Desiderata, in: Byzantinische Zeitschrift 1, 1892, 190, hingewiesen.

12 *Karl Krumbacher*, Plan eines Corpus der griechischen Urkunden des Mittelalters und der neueren Zeit. München 1903, 5–6.

13 *Franz Dölger/Johannes Karayannopulos*, Byzantinische Urkundenlehre. München 1968, 13.

14 Ebd., 14.

15 *Franz Dölger*, Regesten der Kaiserurkunden des oströmischen Kaiserreiches von 565–453. 1. Teil: Regesten von 565–1025. München/Berlin 1924, p. V.

16 Siehe zu Paul Marc *Andreas E. Müller*, Vom Verschwinden einer unbekannten Größe: Der Byzantinist Paul Marc, in: Wolfram Hörander/Johannes Koder/Maria A. Stassinopoulou (Hrsg.), Wiener Byzantinistik und Neogräzistik. Beiträge zum Symposion Vierzig Jahre Institut für Byzantinistik und Neogräzistik der Universität Wien im Gedenken an Herbert Hunger (Byzantina et Neograeca Vindobonensia 24). Wien 2004, 308–314.

17 *Müller*, Heisenberg (wie Anm. 9), 194 mit Anm. 10.

18 Ebd., 197.

19 *Müller*, Verschwinden (wie Anm. 16), 312.

20 Siehe hierzu die Ausführungen *Dölgers* in der Vorrede zum ersten Faszikel (wie Anm. 15), p. VI.

21 *Dölger*, Regesten, 1. Teil (wie Anm. 15), selbst spricht auf p. XII von «beträchtlichen Vorarbeiten», *Müller*, Verschwinden (wie Anm. 16), veranschlagt nicht unplausibel den Anteil Marcs deutlich höher, als Dölger offenkundig zu machen bereit war.

22 Archiv der BAdW, Mitgliedsakt Franz Dölger, dort Nr. 4, undatiert, Zitat Blatt 1.

23 Nur am Rande erwähnt sei Dölgers immense Arbeit für die Byzantinische Zeitschrift, deren Redaktion ihm – zunächst als Mitarbeiter von Heisenberg, dann in alleiniger Verantwortung – seit 1928 oblag und die er zu

einem kritischen Arbeitsinstrument nicht nur für die Byzantinistik, sondern für die gesamte Mediävistik machte.

24 Ich stütze mich für das Folgende auf Dölgers Angaben im sog. Fragebogen des Office of Military Government for Germany, datiert auf den 2. 2. 1946, der ebenfalls im Mitgliedsakt im Archiv der BAdW enthalten ist.

25 *Hans-Georg Beck*, Das Institut für Byzantinistik und neugriechische Philologie der Universität München, in: ΧΑΛΙΚΕΣ (wie Anm. 6), 189–203, hier 198.

26 Archiv der BAdW, Mitgliedsakt Franz Dölger, Fragebogen vom 2. 2. 1946.

27 Siehe dazu etwa *Jonathan Petropoulos*, The Faustian Bargain. London 2000.

28 Siehe dazu *Ernst Piper*, Alfred Rosenberg. Hitlers Chefideologe. München 2005; ferner *Reinhard Bollmus*, Das Amt Rosenberg und seine Gegner. 2. Aufl. München 2006.

29 *Franz Dölger*, Mönchsland Athos. München 1943, 12–13.

30 So *Franz Dölger*, Deutscher Gelehrtenbesuch im bulgarischen Athoskloster Zographou im Kriegsjahr 1941, in: Bulgaria 1942, 392–396, hier 393.

31 *Franz Dölger*, Regesten der Kaiserurkunden des oströmischen Reiches von 565–1453, 3. Teil: Regesten von 1204–1282. München/Berlin 1932, p. VI.

32 Für ihn zählte augenscheinlich nur der Erfolg der sonderbaren Expedition, den er 1948 öffentlich zu dokumentieren suchte mit «Aus den Schatzkammern des Heiligen Berges» (München 1948), einer Präsentation von – wie es im Untertitel heißt – «115 Urkunden und Urkundensiegel aus 10 Jahrhunderten», die durchaus monumental ausfiel, da Dölger seine Funde auf 363 Seiten und 128 Tafeln darstellen konnte.

33 *Franz Dölger*, Der griechische Barlaam-Roman ein Werk des H. Johannes von Damaskos. Ettal 1953, p. VII.

34 *Franz Dölger*, Die Johannes-Ausgabe des Byzantinischen Instituts Scheyern, in: Byzantion 20, 1950, 303–314.

35 Die eigentliche Edition liegt bereits vor: *Robert Volk* (Hrsg.), Die Schriften des Johannes von Damaskos. VI/2. Historia animae utilis de Barlaam et Iosaph (spuria). Berlin/New York 2006. Band VI/1, ebenfalls verfasst von Robert Volk, steht kurz vor dem Druck.

36 *Franz Dölger*, Vierzig Jahre Corpus der griechischen Urkunden bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bericht 1924–1964 (BAdW, Sitzungsberichte der Phil.-hist. Klasse, 1964, H. 12). München 1965, 9.

37 Ebd., 12.

38 Für wichtige Hinweise danke ich Dr. Andreas E. Müller, für Hilfe bei der Materialbeschaffung Antonia Jenik.

Walther Meissner

1 Archiv der BAdW, Mitgliedsakt Walther Meißner, Personalbogen.

2 Archiv der BAdW, Mitgliedsakt Walther Meißner.

3 Die Vorläuferorganisation der heutigen Physikalisch-Technischen Bundesanstalt (PTB).
4 *P. Grassmann*, W. Meissner zum 80. Geburtstag, in: Physikalische Blätter 18, 1962, 572.
5 Archiv der BAdW, Mitgliedsakt Walther Meißner, Laudatio von Günter Hellwig auf Walther Meißner anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Walther Meißner, 15. Februar 1963.
6 Alle Angaben zu seiner Teilnahme am Kriegsgeschehen stammen aus dem Archiv der TU München, Personalakt Meißner, Aufstellung des Syndikus der TH München.
7 Ebd.
8 *Walther Meißner*, Verflüssigung des Heliums in der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt, in: Die Naturwissenschaften, 1925, Heft 32, 695–696, hier 695.
9 Ebd.
10 Archiv der BAdW, Mitgliedsakt Walther Meißner, Dankesrede von Walther Meißner anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die TU Berlin, 15. Februar 1963.
11 Archiv der BAdW, Mitgliedsakt Walther Meißner.
12 Archiv der PTB, Kuratoriumssitzung der PTR am 12. März 1924.
13 Die Unterlagen befinden sich im Nachlass Walther Meißners im Deutschen Museum.
14 *Walther Meißner*, Bericht über neuere Arbeiten zur Supraleitfähigkeit, in: Zeitschrift für technische Physik, 15, 1934, 509, und *Walther Meißner/Robert Ochsenfeld*, Ein neuer Effekt bei Eintritt der Supraleitfähigkeit, in: Die Naturwissenschaften, 1933, Heft 21, 787–788.
15 *Ulrich Kern*, Forschung und Präzisionsmessung. Die Physikalisch-Technische Reichsanstalt zwischen 1918 und 1948. Weinheim 1994, 162.
16 Archiv der BAdW, Mitgliedsakt Walther Meißner, Angaben in seinem Personalbogen.
17 Ebd.
18 Archiv der TU München, Personalakt Walther Meißner, Vorschlagsliste für die Neubesetzung des Lehrstuhls.
19 Ebd.
20 Archiv der TU München, Personalakt Walther Meißner.
21 *Walther Meißner*, Rede zum 50-jährigen Jubiläum des Laboratoriums für Technische Physik, Nachlass Walther Meißners im Deutschen Museum.
22 *Walther Meißner*, 50 Jahre Laboratorium für Technische Physik der TH München, in: Zeitschrift für Angewandte Physik, 4, Heft 4, 157–159.
23 Der ausgefüllte Fragebogen der Militärregierung befindet sich im Nachlass Meißners im Deutschen Museum.
24 Archiv der TU München, Personalakt Walther Meißner.
25 Ebd.

26 *Walther Meißner*, Die schwierige Lage der Akademie unter der nationalsozialistischen Regierung und der Wiederaufbau in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Geist und Gestalt. Biographische Beiträge zur Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften vornehmlich im zweiten Jahrhundert ihres Bestehens, Bd. 1. München 1959, 35–49, hier 37.
27 Ebd., 43.
28 Ebd., 44.
29 Ebd.
30 Ebd.
31 Archiv des Deutschen Museums, Nachlass Walther Meißner, Brief an Max von Laue vom 25. 8. 1946.
32 *Meißner*, Die schwierige Lage (wie Anm. 26), 43.
33 Ebd., 45.
34 Ebd.
35 Die im Folgenden zitierten Briefe an Max von Laue befinden sich im Nachlass Meißners im Deutschen Museum.
36 *F. X. Eder/Robert Doll*, Walther Meißner zum 100. Geburtstag, in: Physikalische Blätter 39, 1983, Nr. 4, 105.
37 Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1944–48. München 1948, 33, Öffentliche Sitzung am 26. September 1946.
38 Archiv des Deutschen Museums, Nachlass Walther Meißner, Brief an Max von Laue am 4. 1. 1950.
39 Archiv der TU München, Personalakt Walther Meißner.
40 *Heinz Maier-Leibnitz* in seinem Nachruf auf Walther Meißner, in: Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1975. München 1975, 232–236, hier 236.
41 Ebd.
42 Archiv der TU München, Personalakte Walther Meißner.
43 Ebd.
44 Physikalische Blätter, 23, 1967, Heft 11, 519.

Friedrich Baethgen

Bibliographische Hinweise

Die Gestalt und die Geschichte der Akademie, wie sie sich nach dem Zweiten Weltkrieg bei der 200-Jahr-Feier 1959 darstellten, hat *Friedrich Baethgen* selbst in einem bewundernswert präzisen Festvortrag 1959 beschrieben: Die Bayerische Akademie der Wissenschaften 1909–1959. Tradition und Auftrag, München 1959. Gleichzeitig erschien eine sechsbändige Festschrift: Geist und Gestalt. Biographische Beiträge zur Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften vornehmlich im zweiten Jahrhundert ihres Bestehens, München 1959 ff. Baethgen, bei Kriegsende Ordinarius in Berlin und Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, kam erst Ende der vierziger Jahre nach

Bayern und München und nahm sich zunächst der Übersiedlung der Monumenta Germaniae Historica, deren Präsident er 1947 wurde, nach Bayern an. Die meisten der in dem vorliegenden Beitrag genannten Daten sind den Akten entnommen, aufbewahrt bei den Monumenta Germaniae Historica (Berlin/München), dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv und dem Archiv der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Für die Anfangszeit Friedrich Baethgens, vor allem für die Zeit bis 1960, ist die biographische Skizze *Herbert Grundmanns* an der Spitze des Sammelbandes aufschlussreich: Mediaevalia. Aufsätze, Nachrufe, Besprechungen, 2 Bde. (Schriften der Monumenta Germaniae Historica 17/I–II), Stuttgart 1960. Einen Abriss mit dem Schwerpunkt der Leistungen auf dem mittelalterlichen Felde bringt *Gerd Tellenbach*, Das wissenschaftliche Lebenswerk von Friedrich Baethgen, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 29, 1973, 1 ff. mit einer vollständigen «Bibliographie Friedrich Baethgen» (18–24).

Für Friedrich Baethgens Wirken als Präsident sind aufschlussreich seine Jahresberichte im Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1957 bis 1964. Klagen über den Verlust der Attribute sind wiederholt vorgetragen worden, besonders nachdrücklich im Jahrbuch 1956, 54 ff. Vom zweihundertjährigen Jubiläum und von den nach dem Zweiten Weltkrieg vorzuweisenden Leistungen gibt es einen eigenen Bericht: Bayerische Akademie der Wissenschaften. Das zweihundertjährige Jubiläum am 20. und 21. November 1959, München 1960. Sorgfältig sind die Nachrufe von *Max Spindler*, in: Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1972, München 1972, 59–72, und von *Joachim Werner*, ebd., 72–76. Einzelheiten sind den Akten und Briefen entnommen.

Anmerkungen

1 Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1956. München 1956, 55.

2 *Charles P. Snow*, The two cultures and the scientific revolution. Cambridge 1959.

3 *Karl Hampe*, Kriegstagebuch 1914–1919, hrsg. v. Folker Reichert und Eike Wolgast (Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts 63). München 2004.

4 *W. Koller/A. Nitschke* (Hrsg.), Die Chronik des Sala Malaspina, 1999.

Autorinnen und Autoren

Knut Borchardt, Dr. oec. publ., Dr. rer. pol. h. c., Dr. rer. soc. et oec. h. c., Professor für Wirtschaftsgeschichte und Volkswirtschaftslehre der Ludwig-Maximilians-Universität München a. D.; ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften seit 1974, Vorsitzender der Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte; Mitglied des Bayerischen Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst. Er arbeitet zurzeit über die Disziplingeschichte der Nationalökonomie um 1900.

Roland Z. Bulirsch, Dr. rer. nat., Dr. h. c. mult., em. o. Professor für Höhere und Numerische Mathematik an der Technischen Universität München; seit 1991 ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, seit 1998 Sekretar der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse, Vorsitzender der Kommission für die Herausgabe der Werke von Johannes Kepler; Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Akademien des In- und Auslands, Mitglied des Bayerischen Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst. Hauptarbeitsgebiete: Numerische Mathematik, insb. Numerische Lösungen von Differentialgleichungen, Optimale Steuerung und Variationsrechnung und ihre Anwendungen, v. a. in der Raumfahrt.

Arnold Esch, Dr. phil., Dr. h. c. mult., Professor für Geschichte; lehrte 1977–1988 mittelalterliche Geschichte an der Universität Bern und leitete 1988–2001 das Deutsche Historische Institut in Rom; seit 1992 Mitglied der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, seit 1999 korrespondierendes Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften; Mitglied mehrerer deutscher und ausländischer Akademien und wiss. Gesellschaften. Forschungsgebiete: die Geschichte des Spätmittelalters und der Renaissance, vor allem die Geschichte Roms und des Papsttums, Fragen zwischen Wirtschafts- und Kunstgeschichte sowie das Nachleben der Antike.

Horst Fuhrmann, Dr. phil., Dr. h. c. mult., Professor für mittelalterliche und neuere Geschichte in Tübingen (1962–1971) und Regensburg (1971–1994) und Präsident der Monumenta Germaniae Historica (1971–1994); seit 1974 ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und 1992–1997 deren Präsident; er ist u. a. Mitglied des Ordens «Pour le mérite für Wissenschaften und Künste» und des Bayerischen Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst sowie Träger des an die Gründung Roms 753 v. Chr. erinnernden Preises «Cultore di Roma» (1981). Forschungsschwerpunkte: das Kirchenrecht im frühen und hohen Mittelalter,

die Geschichte des Papsttums und die Epoche der Kirchenreform. Durch seine Bücher «Einladung ins Mittelalter» und «Überall ist Mittelalter», Ersteres in mehrere Sprachen übersetzt, brachte er die Welt des Mittelalters einem breiten Publikum nahe.

REINHOLD HÄFNER, Dr. rer. nat., bis 2007 Akad. Direktor an der Universitäts-Sternwarte München. Forschungsgebiete: Theorie der Sternatmosphären, Spektroskopie und Photometrie von pulsationsveränderlichen Sternen, Doppelsternen und Kataklysmischen Systemen.

DIETRICH HERM, Dr. rer. nat., 1976–1998 o. Professor an der Ludwig-Maximilians-Universität München und Leiter des Instituts für Paläontologie und historische Geologie, verbunden mit der Leitung der gleichnamigen Staatssammlung; 1992–1995 Generaldirektor der Naturwissenschaftlichen Sammlungen Bayerns; seit 1981 ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Hauptarbeitsgebiete: Paläontologie, Stratigraphie und Paläogeographie in der Kreidezeit, vom alpinen Bereich bis in den Himalaja Tibets.

THOMAS O. HÖLLMANN, Dr. phil., o. Professor für Sinologe und Ethnologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München; seit 1998 ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, seit 2005 Sekretar der Philosophisch-historischen Klasse, Vorsitzender der Kommission für zentral- und ostasiatische Studien. Von ihm liegen zahlreiche Veröffentlichungen zur Geschichte, Archäologie und Ethnologie Asiens vor.

MARTIN HOSE, Dr. phil., o. Professor für Klassische Philologie (Schwerpunkt Gräzistik) an der Ludwig-Maximilians-Universität München; ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften seit 2001, stellv. Vorsitzender der Kommissionen für die Herausgabe einer 2. Serie der Acta conciliorum oecumenicorum und für die Herausgabe der Werke des Johannes von Damaskus. Forschungsschwerpunkte: Griechisches Drama, Hellenistische Dichtung, Griechische Literatur der Kaiserzeit.

SYLVIA KRAUSS, Dr. phil., Leiterin der Abteilung V des Bayerischen Hauptstaatsarchivs und Leiterin des Archivs der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die bayerische und französische Geschichte des 19. Jahrhunderts, die politische Geschichte Bayerns nach 1945 sowie die Frauengeschichtsforschung.

PETER LANDAU, Dr. jur., Dr. h. c. mult., o. Professor für Kirchenrecht, Deutsche Rechtsgeschichte, Privatrechtsgeschichte, Bürgerliches Recht und Rechts- und Staatsphilosophie i. R., President of the Stephan-Kuttner-Institute of Medieval Canon Law; ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften seit 1985, 1991–1998 Sekretar der Philosophisch-historischen Klasse, Mitglied mehrerer Kommissionen und Vertreter der Akademie in der Zentraldirektion der Monumenta Germaniae Historica. Forschungsschwerpunkte: Geschichte des kanonischen Rechts, mittelalterliche Rechtsgeschichte, Geschichte der Rechts- und Staatsphilosophie.

Gottfried Landwehr, Dr. rer. nat., Dr. h. c. mult., 1968–1997 o. Professor für Experimentelle Physik an der Universität Würzburg; 1964 Leiter des Präsidiallaboratoriums der Physikalisch-Technischen Bundesanstalt Braunschweig, 1976–1982 Leiter des Hochfeldmagnetlabors Grenoble der Max-Planck-Gesellschaft; seit 1990 ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Hauptarbeitsgebiet: Halbleiterphysik, insbesondere Quanteneffekte.

Dieter Nörr, Dr. jur., Dr. h. c. mult., em. o. Professor für Römisches und Bürgerliches Recht an der Ludwig-Maximilians-Universität München; ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften seit 1972, 1983–1990 Sekretar der Philosophisch-historischen Klasse. Hauptarbeitsgebiete: Römisches Recht, Antike Rechtsgeschichte, Historische Rechtsschule.

Heinrich Nöth, Dr. rer. nat., Dr. h. c. mult., em. o. Professor für Anorganische Chemie an der Ludwig-Maximilians-Universität München; seit 1975 ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, von 1998–2006 deren Präsident; Mitglied von acht nationalen wie internationalen Akademien der Wissenschaften sowie Ehrenmitglied der Gesellschaft Deutscher Chemiker, der Royal Society of Chemistry und der Gesellschaft Österreichischer Chemiker. Seine Untersuchungen über die Chemie von Hauptgruppenelementen sind in bisher 850 Publikationen veröffentlicht; Träger der Bayerischen Verfassungsmedaille in Gold und Mitglied des Bayerischen Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst.

Markus Riederer, Dr. rer. nat., o. Professor am Lehrstuhl für Botanik II im Julius-von-Sachs-Institut für Biowissenschaften und Direktor des Botanischen Gartens der Universität Würzburg; seit 2005 ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Sein Arbeitsgebiet ist die Ökophysiologie der Pflanzen, insbesondere die physiologischen und ökologischen Funktionen pflanzlicher Oberflächen.

Brigitte Röthlein, Dr. phil., arbeitet seit 1973 als Wissenschaftsautorin für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften, für Fernsehen und Rundfunk. Sie ist Diplomphysikerin und wurde 1979 in Kommunikationswissenschaft, Pädagogik und Geschichte der Naturwissenschaften promoviert. Von 1993 bis 1996 leitete sie das Geschichtsmagazin DAMALS, von 2004 bis 2006 das SZ-Forschungsmagazin «Innovate». Sie veröffentlichte mehrere populärwissenschaftliche Sachbücher, zuletzt «Marie & Pierre Curie – Leben in Extremen».

Anthony Rowley, Dr. phil., seit 1988 Leiter der Redaktion des «Bayerischen Wörterbuchs» der Kommission für Mundartforschung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und außerplanmäßiger Professor für Germanistische Linguistik an der Ludwig-Maximilians-Universität München, zuvor 1978–1988 Assistent am Lehrstuhl für deutsche Sprachwissenschaft der Universität Bayreuth (Prof. Dr. Robert Hinderling). Forschungsschwer-

punkte: oberdeutsche Dialekte, deutsche Gegenwartssprache, Sprachinseln.

KLAUS SCHNÄDELBACH, Dr.-Ing., em. o. Professor für Geodäsie an der Technischen Universität München, 1971–1974 Direktor der I. Abteilung des Deutschen Geodätischen Forschungsinstituts (DGFI); seit 1975 Mitglied der Deutschen Geodätischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1987–1996 deren Ständiger Sekretär. Arbeits- und Forschungsgebiete: Landesvermessung, Ingenieurvermessung.

WINFRIED SCHULZE, Dr. phil., em. o. Professor der Neueren Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München; Mitglied der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften seit 1994, von 1996–2008 ordentliches, seitdem korrespondierendes Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften; Mitglied der Österreichischen und der Finnischen Akademie der Wissenschaften sowie der Academia Europaea; Vorsitzender des Wissenschaftsrates 1998–2001, seit 2008 Gründungsdirektor des Centers for Advanced Studies der Ludwig-Maximilians-Universität München. Hauptarbeitsgebiete: Geschichte der Frühen Neuzeit und Historiographiegeschichte.

HEINRICH SOFFEL, Dr. rer. nat., von 1985 bis 2002 Inhaber des Lehrstuhls für Angewandte Geophysik der Ludwig-Maximilians-Universität München und Direktor des Geophysikalischen Observatoriums Fürstenfeldbruck; Mitglied der Bayerischen Kommission für die Internationale Erdmessung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Forschungsgebiete: Angewandte Geophysik, Erdmagnetismus, Gesteinsphysik.

MONIKA STOERMER, Studium der Rechtswissenschaften in München und Kiel, 1959–1970 Mitarbeiterin an dem internationalen rechtshistorischen Projekt Ius Romanum Medii Aevi, 1968–1971 Richterin und Staatsanwältin in München, 1971–2001 Syndika bzw. Generalsekretärin der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. In den vergangenen Jahren Veröffentlichung einer Reihe von Aufsätzen zur Geschichte der Akademie.

DIETMAR WILLOWEIT, Dr. jur., bis 2004 o. Professor für Deutsche Rechtsgeschichte, Bürgerliches Recht und Kirchenrecht an der Universität Würzburg; seit 1988 ordentliches Mitglied und seit 2006 Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, seit 2000 Mitglied der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, von 2002–2005 ihr Sekretär. Forschungsschwerpunkte: Deutsche Verfassungsgeschichte, Geschichte der Rezeption des gelehrten Rechts, Rechtsgeschichte der Juden im Mittelalter, Deutsches Fürstenrecht.

PAUL ZICHE, Dr. phil., seit 2008 Professor für Geschichte der neueren Philosophie an der Universität Utrecht; Studium der Philosophie, Physik und Psychologie in München und Oxford, Assistent für Wissenschaftsgeschichte an der Universität Jena, 2001–2007 wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kommission zur Herausgabe der Schriften von Schelling an der Bayeri-

schen Akademie der Wissenschaften und ab 2003 Privatdozent für Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Arbeitsgebiete: Philosophie des Deutschen Idealismus, Naturphilosophie, die Beziehungen zwischen Philosophie und Wissenschaften, v. a. im 18.–20. Jahrhundert sowie Institutionengeschichte.

Bildnachweis

Friedrich Baethgen, Abb. S. 339, Fritz Kaiser, um 1960, © Bayerische Akademie der Wissenschaften
Carl Maximilian von Bauernfeind, Abb. S. 165, © Historisches Archiv der TU München
Lujo Brentano, Abb. S. 220, © Ludwig-Maximilians-Universität München
Constantin Carathéodory, Abb. S. 250, © Privat
Franz Dölger, Abb. S. 309, © Bayerische Akademie der Wissenschaften
Ignaz von Döllinger, Abb. S. 133, Franz von Lenbach, © Bayerische Akademie der Wissenschaften
Ferdinand Gregorovius, Abb. S. 149, © Münchner Stadtmuseum
Franz von Kobell, Abb. S. 120, G. von Urlaub, 1898, © Bayerische Akademie der Wissenschaften
Johann von Lamont, Abb. S. 106, K. Reschhäuser, 1896, © Bayerische Akademie der Wissenschaften
Justus von Liebig, Abb. S. 89, um 1840, © akg-images
Johann Georg von Lori, Abb. S. 3, © Bayerische Akademie der Wissenschaften
Carl Friedrich Philipp von Martius, Abb. S. 71, L. Schöninger, 1870, © Bayerische Akademie der Wissenschaften
Konrad Maurer, Abb. S. 179, K. L. Bergslien, 1876, © University of Oslo, Photo: Arthur Sand
Walther Meißner, Abb. S. 321, J. Kallmann, 1960, © Bayerische Akademie der Wissenschaften
Karl Alexander von Müller, Abb. S. 280, © Ludwig-Maximilians-Universität München
Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, Abb. S. 52, Kopie nach J. Stieler, © Bayerische Akademie der Wissenschaften
Lucian Scherman, Abb. S. 237, © Staatliches Museum für Völkerkunde München
Adolf Heinrich Friedrich von Schlichtegroll, S. 18, um 1840, © Bayerische Akademie der Wissenschaften
Johann Andreas Schmeller, Abb. S. 38, Kopie nach Bernhardt, © Bayerische Akademie der Wissenschaften
Therese von Bayern, Abb. S. 188, © Bayerische Akademie der Wissenschaften
Leopold Wenger, Abb. S. 267, © Bayerische Akademie der Wissenschaften
Wilhelm Wien, Abb. S. 207, © Ludwig-Maximilians-Universität München

In diesem Buch haben die besten Kenner ihres jeweiligen Protagonisten deren Lebenswege in meisterhaften Miniaturen nachgezeichnet und ihre eindrucksvollen fachlichen Leistungen in der Wissenschaft, aber auch ihre Verdienste um die Entwicklung der Akademie als stets lebendiges und produktives Zentrum deutscher Forschung von Weltgeltung anschaulich und anregend dargestellt.

Der Herausgeber
Professor Dietmar Willoweit, Rechtswissenschaftler und Rechtshistoriker, lehrte an der Freien Universität Berlin sowie an den Universitäten Tübingen und Würzburg. Er ist Mitglied der Philosophisch-Historischen Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und seit 2006 Präsident dieser Akademie.

Umschlaggestaltung:
www.kunst-oder-reklame.de
Umschlagportraits (von links nach rechts):
Johann Georg von Lori, Friedrich Wilhelm von Schelling, Johann Andreas Schmeller, Friedrich Baethgen, © Bayerische Akademie der Wissenschaften

ISBN: 978-3-406-58511-1
9 783406 585111

VERLAG C.H.BECK München
www.beck.de

Im Jahre 1759 wurde die Bayerische Akademie der Wissenschaften von Kurfürst Maximilian III. Joseph gegründet. Die im Stiftungsprivileg mutig formulierten Erkenntnisinteressen reichten von der *«Geschichte der Teutschen, insbesondere der bayerischen Nation»* bis zur *«Weltweisheit überhaupt»*. Die aus dieser stürmisch-aufklärerischen Haltung hervorgegangene Bayerische Akademie der Wissenschaften gehört heute zu den international renommiertesten Einrichtungen deutschen Geisteslebens.

Professor Dietmar Willoweit, Präsident der Akademie, und zahlreiche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler haben in diesem Buch die Geschichte der Akademie im Spiegel bedeutender Denker, Forscher und Entdecker nachgezeichnet.

978 3 406 58511 1